Lyc.o.
183,5

17 colorierte Kupfer

Lyc.o. 183(5
~~Zol.~~ 1 5

Herrn von Buffons
Naturgeschichte
der
vierfüßigen Thiere.

Fünfter Band.

Phil. theol. Hochschule
Bamberg

Mit k. k. Hofcensurfreiheit.

Troppau,
gedruckt bei Joseph Georg Traßler, und im
Verlage der Kompagnie.

1785.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Fortgesezte Geschichte
der
fleischfressenden Thiere.

Meerschweinchen. LXXXI

Büff. N. d. Vier. T. V. T.

XXXVII.

Das Meerschweinchen. *)

Dieses kleine Thier kömmt ursprünglich aus den warmen Himmelsstrichen von Brasilien und Guinea, es lebt aber und vermehrt sich eben so gut in gemäßigten und sogar in kalten Gegenden, wenn es nur wohl gewartet und wider die Beschwerden der stren-

 gen

*) Cochon d'Inde. Buff. Hist. nat. Tom. VII. 8vo. p. 305. Brasil. Cavia Cobaya. Pison. Hist. nat. p. 102. Deutsch Indian. Künele, Indisch Säule, Meerferkel, Meerschwein. (weil es zuerst über das Meer zu uns gebracht worden, und im Kleinen viel Aehnlichkeit mit einem Spanferkel hat; auch wie junge Schweine grunzet.) Engl. Guiny-Pig. Schwed. Marswin. Polnisch Swinka Zamorska. Holl. Guineesch Bigetje.

Cu-

gen Jahrszeiten in Sicherheit gebracht wird. Man hält sich dergleichen Meerschweinchen in

Cuniculus *Indicus* Gesn. Ic. anim. quadr. p. 106.

Mus s. Cuniculus americanus & Guineensis, Porcelli *pilis* & voce, Cavia Cobaya Brasiliensibus dictus Marcgravii. Raj. Syn. anim. quadr. p. 233.

Mus cauda abrupta, palmis tetradactylis, plantis tridactylis. Linn.

Cavia Cabaya Brasil. quibusdam Mus Pharaonis. Tatu pilosus, Porcellus, Mus *Indicus*. Klein. Quadr. p. 49.

Cuniculus Indicus, ecaudatus, auritus, albus aut rufus, aut ex utroque variegatus. Lapin des *Indes*. Briss. Quadr. 8. p. 102. n. 71. d. B.

Mus Porcellus *Linn.* Syst. N. XII. p. 79. Amoenit. Academ. *IV.* p. 190 T. 2. (Anm. Hier findet man von diesem Thierchen die genaueste und ausführlichste Beschreibung.) Westgothische Reise. Pagina mihi 282. Cuniculus Indicus, Gesn. Quadr. p. 367. Aldrov. Digit. 391. 393. Porcellus *Indicus*, Jonst. Quadr. 161. T. 63. f. 6. Edwards Av. T. 294. f. 2. Seligm. Vögel VIII. Th. T. 84. Cavia Cobaya. Marcgrav. Bras. 224. Pison. Bras. 102. Cavia inquieta. Penn. Syn. Euseb. Nieremb. fig. p. 106. L. IX. c. 7. Rzac. Auct. Hist. Nat. Pol. p. 333. Charlet. Exerc. p. 24. Ejusd. Onomast. p. 21. Onomat. H. Nat. p. 339.

Cours d'Hist. Nat. II. 255. Cochon d'Inde. Bom. Dict. T. III 231. Porcelet des Indes. Lapin Chinois. Dict. des animaux I. 449. III. 551.

Das

in Frankreich. Sie vermehren sich ausserordentlich, und man findet ihrer dennoch wenige, weil sie vielmehr Aufsicht und Pflege fordern, als man sich Vortheil von ihnen zu versprechen hat. Ihr Balg ist von gar keinem Werth, und ihr Fleisch hat, ob man es gleich essen kann, doch allzuwenig Schmackhaftes, um stark gesucht zu werden. Es würde viel besser schmecken, wenn man diese Thiere in gewissen Behältnissen erzöge, wo sie freie Luft, genugsamen Raum, und sattsame Pflanzen zu ihrer Nahrung hätten. Die Meerschweinchen, die man in den Häusern erziehet, haben beinahe den schlechten Geschmack der Hauskaninchen; die aber den Sommer in einem Garten zugebracht haben, schmecken zwar immer nur schlecht, *) aber doch nicht so widerlich.

Das Meerschweinchen. Bekm. Naturg. p. 20. Hallens Thiere p. 402. f. 19. Prinz Moritz von Nassau MST. von Brasilien, illum. Fig. p. 29. Meiers illum. Thiere I. B. p. 51. Tab. 82. Neue Mannigfalt. III. Jahrg. p. 17. c. fig. Afterhase, Afterkaninchen. Krameri Ault. p 315. Lepus I. Meerfärdl, Müllers Linn. Naturs. I. 334.

M.

*) Herr Müller beschreibt ihr Fleisch l. c. als ein fürtreffliches Essen, so mürbe, wie das Fleisch der Lampreten, und so fett, als das Fleisch der Schweine. Cf. Linn. Amoen. l. c.

P.

Diese Thiere haben ein so hitziges Temperament und werden so frühzeitig mannbar, daß sie sich in den ersten fünf oder sechs Wochen ihres Lebens aufsuchen und begatten. Indessen gehören zu ihrem vollkommenen Wachsthum wenigstens acht oder neun Monate; doch ist es gewiß, daß sie binnen dieser Zeit hauptsächlich an scheinbarer Dicke und Fette zunehmen, und daß die Entwickelung der festen Theile schon vor dem Alter von fünf oder sechs Monaten vollendet ist. Die Weibchen gehen fünf Wochen trächtig, und wir haben einige schon im zweiten Monat ihres Alters werfen sehen. Anfänglich bringen sie weniger Junge, als in der Folge. Der erste Wurf bestehet gemeiniglich aus vier oder fünf, der zweite aus vier oder sechs, die folgenden aus sieben oder acht und sogar aus zehn oder eilf Jungen. *)

Die

p. 208. Usus Porcellorum. Sie sollen auch die Wanzen vertreiben. S. Wittemberg. Wochenblatt 68. p. 428.

M.

*) Herr Müller und die Verf. der Onomat. behaupten, die Weibchen zögen bei der Geburt ihre Jungen selbst mit dem Maul heraus, und bissen die Nabelschnur ab, oder das Männchen verträte die Stelle der Hebamme. Leg. Linn. Amoen. Acad. l. c. p. 205. Generatio Porcellorum.

M.

Die Mutter säuget sie nicht länger, als 12 oder 14 Tage, und jaget sie von sich, so bald sie das Männchen wieder annimmt. Das geschiehet höchstens drei Wochen nach der Wurfzeit. Wenn sie hartnäckig bei der Mutter beharren, so pfleget sie das Männchen sehr übel zu behandeln oder gar zu tödten.

Auf solche Weise bringen diese Thierchen wenigstens alle zwei Monate Junge, und weil die kaum gebornen gleich wieder sich vermehren, so muß man über ihre hurtige und zahllose Vermehrung erstaunen. Ein einziges Paar könnte in einem Jahr bis zu tausenden anwachsen, sie vergehen aber eben so geschwinde, als man sie heran wachsen siehet. Sie werden von Frost und Feuchtigkeit aufgerieben, und lassen sich von Katzen ohne Vertheidigung fressen. Die Mütter selbst pflegen sich nicht einmal denselben zu widersetzen. Da sie kaum die Zeit haben ihre Jungen lieb zu gewinnen, so geben sie sich auch keine Mühe, sie zu retten. Die Männchen bekümmern sich noch weniger um ihre Familie, und werden selbst aufgefressen, ohne sich zur Wehre zu setzen. Sie kennen kein ander deutlich Gefühl, als die Liebe. Zur Zeit ihrer Hitze sind sie allein fähig in Zorn gesetzt zu werden. Sie kämpfen alsdann aufs grausamste mit einander, und

bringen sich bisweilen selbst ums Leben, wann es darauf ankömmt, ihren Vermehrungstrieb zu befriedigen, und sich ein Weibchen zu verschaffen. Ihr ganzes Leben bestehet in abwechselndem Genuß der Liebe, des Futters und des Schlafes. *) Sie schlafen oft, aber niemals lange. Sie fressen zu allen Stunden des Tages und Nachts **), und pflegen sich bei jeder Mahlzeit nach ihren Weibchen zu sehnen. Sie trinken niemals, und lassen doch alle Augenblicke das Wasser. Sie fressen allerlei Arten von Kräutern, am liebsten die Petersilie, welche sie sogar den Kleien, dem Mehle und Brode vorziehen. Aepfel und andere Früchte sind für sie sehr schmackhafte Speisen. Sie verzehren ihre Nahrungsmittel fast eben so hastig, als die Kaninchen, und fressen wenig auf einmal, aber desto öfter. Sie grunzen beinahe wie ein kleines Spanferkel, und pfle-

*) Leg. Amœn. Acad. l. c. p. 107. Pathemata porcellorum.

**) Ihre Nahrungsmittel sind Gemüse und Baumfrüchte Feuchte Sachen und Kohlblätter sind ihnen schädlich. Wenn sie fressen, setzen sie sich dabei nieder, und käuen wieder gleich den Hasen und Kaninchen. Das Getränke lecken sie, wie Katzen. Müll. l. c. Leg. Linn. Amœn. l. c. p. 201. de Cibo porcelli.

M.

pflegen durch eine Art von Murmeln *) ihr Vergnügen auszudrücken, wenn sie bei ihren Weibchen sich befinden, durch ein helles Geschrei aber den Schmerz, den sie gelegentlich fühlen. **) Sie haben eine sehr zärtliche und frostige Natur. Es kostet viel Mühe, sie einen Winter durchzubringen. Sie verlangen einen sehr gesunden, warmen und trockenen Ort zu ihrem Aufenthalte. So bald sie die geringste Kälte fühlen, laufen sie zusammen, und drängen sich fest aneinander. Oft geschieht es, wenn sie vom Froste überraschet werden, daß man sie alle zusam-

*) S. Linn. Amœn. *l. c. p.* 208. Sonus porcellorum.

M.

**) Sie bewegen sich schnell, suchen einen Winkel sich zu verbergen, und lecken und putzen sich beständig. Zuweilen bäumen sie sich auch, wie die Kaninchen, als ob sie sehen wollten, was um sie her vorgehet. Leg. Amœn acad. *l.* c. *p.* 202. Motus porcelli. Wenn das Männchen schläft, wird es vom Weibchen bewachet, und so umgekehret. Man findet sie sehr umgänglich, und sie scheinen fast beständig mit einander zu reden, weil sie niemals aufhören, ganz fein gegen einander zu grunzen, bis der Schlaf sie einwieget. Wenn sie eine Speise bekommen, welche ihnen schmeckt; so glucken sie, fast wie die Hüner. Müller l. c. p. 336.

M.

sammen todt und erstarret antrift. Sie sind von Natur fromm und zahm, thun zwar nichts übels, sind aber auch eben so unfähig, etwas Gutes zu schaffen, oder auch einige Neigung für Jemanden zu fassen. Zahm durch ihr Temperamt, folgsam aus Schwachheit, und fast gegen alles unempfindlich, haben sie das Ansehen solcher Maschinen, die blos da zu seyn scheinen, um die Figur einer gewissen Gattung von Thieren fortzupflanzen.

Anhang
nach Herrn d'Aubenton.

Dies Thier ist an sich ziemlich unförmig, und seine Beine sind kaum zu erkennen. Der Hals verschwindet gänzlich zwischen dem Kopf und Rumpfe. Die Schnauze ist stumpf, der Hintertheil des Leibes endiget sich nicht, wie bei den meisten andern vierfüßigen Thieren, mit einem Schwanze. Wenn es fortgehet, verlängert sich der Leib, er wird aber, wenn er in Ruhe ist, kürzer und breiter an den Seiten. Uibrigens mag er in Ruhe oder Bewegung seyn; so unterscheidet man beim ersten Anblick an ihm keine andere Theile, als die oben am Kopf ein wenig hervorragende Ohren. Diese würden ziemlich ansehnlich seyn, da sie zumal steif aufstehen, wenn das Haar nicht am Hinterkopfe fast eben so lang wäre, und sie größtentheils bedeckte. Sie haben eine runde, mehr breite, als lange Form und Bildung.

Unter allen Thieren haben mit gegenwärtigem die meiste Aehnlichkeit, der Hase und das Kaninchen, besonders in Ansehung der Form des Kopfes *) Doch ist auch dieser am Meerschweinchen verhältnißmäßig viel größer, die Ohren viel kürzer, die Stirne nicht rund ausgebogen, auch das Ende der Schnauze viel dicker und breiter, als bei den Hasen und Kaninchen, und endlich die Oberlefze viel höher. Obgleich das Maul des Meerschweinchens einer Hasenschnauze gleichet, so ist an selbigem doch die Lefze nur auf die Hälfte ihrer Höhe gespalten. Die Oeffnungen der Nasenlöcher sind rund, eines von dem andern entfernt, und anders, als bei jenen beiden Thieren, bei welchen sie zusammen zu gehen, und in einer Querlinie zu liegen scheinen **). Die Augen des Meer-

*) Es ist aber nicht länger, als etwan 1/2 Schuh, ohngefähr so groß, als ein Eichhörnchen oder junges Kaninchen. Müller *l. c.* Brisson hat es unter die Kaninchen, Klein unter die After- oder Halbhasen, Herr von Linné unter die Mäuse gesetzet.

M.

**) Neben den Nasenlöchern stehen auch lange Schnurbartshaare, außerdem aber auch noch drei solcher Haare an den obern, und drei an den untern Augenliedern. Ibidem.

M.

Meerschweinchens sind rund, groß und vorstehend.

Sie haben an den Vorderfüßen vier Zehen, drei Schwülenharte Ballen unter der Mitte, und eine vierte, unter allen die größte, hinter der Fußwurzel. Die Hinterfüße haben mehr nicht, als drei *), auch unter der Mitte zween schwülenharte Ballen, nebst einer andern hornharten Haut, welche die Fläche der Fußwurzel bekleidet.

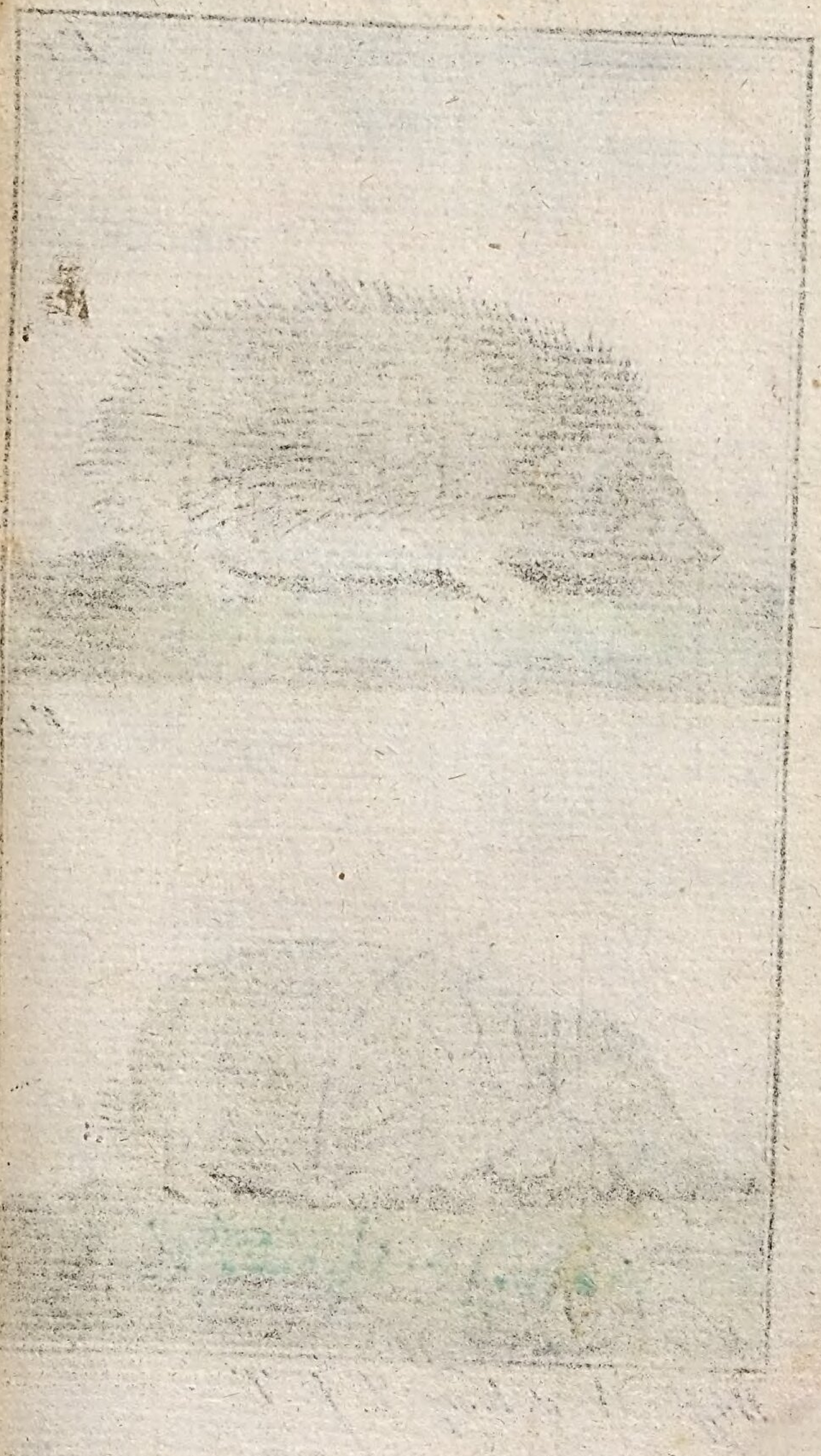
Das glatte Haar der Meerschweinchen hat fast einen Zoll in der Länge, und von der Wurzel aus bis an die Spitze nur einerlei Farbe. Die verschiedenen Theile des Körpers sind mit rothbraunen, weißen oder schwarzen Flecken b decket, welche, wie bei allen andern Hausthieren, in der Größe, Figur und Lage merklich von einander abweichen. Einige findet man ganz weiß, andere haben blos rothbraune und weiße Flecken, und gar nichts Schwarzes. Es giebt auch eine Verschiedenheit in der Stärke des Rothbraunen. Herr d'Aubenton hat auf einigen Jungen diese Farbe sehr lebhaft, und beinahe orangegelb gesehen, da sie auf den Alten ganz

*) Alle Zehen sind mit langen Klauen oder Nägeln besetzet.

ganz blaß und fast wie verlöscht erschien. An letztern ist auch die Schnauze dicker und stärker behaaret, ihr Ansehen also häßlicher, als der Jungen.

Das Meerschweinchen hat überhaupt nur zwanzig Zähne, zween lange Schneidezähne in jedem Kinnbacken, wie bei den Eichhörnchen, Ratzen u. s. w. und in jedem Kinnbacken auf beiden Seiten vier Backenzähne. Die erstern sind vollkommen weiß, die letztern haben tiefe Einschnitte auf den Seiten. Ihre Oberfläche ist glatt, man sieht aber in ihr die Spuren kleiner Kerben, die von einer Seite zur andern gehen. Die Zähne stehen aber nicht gerade auf, wie in andern Thieren, sondern die untern schräg nach außen zu, die obern schräg nach innen. Dennoch berühren sie sich in Flächen, welche senkrecht auf die Länge stehen. Daher kann das Meerschweinchen den Unterkinnbacken auch nicht auf die Seite drehen, ohne den obern davon abzuheben.

M.



Der Igel. Tab. LXXXII.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

XXXVIII.

Der Igel. *)

Der Fuchs weiß vielerlei, der Igel aber nur etwas recht Wichtiges; war unter

*) Le Herisson. Gr. Ἐχῖνος, Χερσαῖως, Ακανθιως. Lat. Echinus. Erinaceus, Herinaceus. Echinus terrestris. Ital. Erinaceo, Riccio, Aizzo Span. Erizo. Portug. Oueizo. Orico cachero. Engl. Urchin, Hedgy-hog. Schwed. Igelkott. Dän. Pind-Swin. (Norw Buttvil Müll.) Pol. Jez, Ziemny. Holl. Yzeren-Verken Alt Franz. Eurchon. (Hebr. Kipod Chald. Kopeda, Illyr. Gesz Malak oder Tzwijerzatko. Otzyschik.)

Echinus terrestris. Gesn. Hist. Quadr. p. 368.

Erinaceus. Gesn. Ic. Anim. p. 106.

Echinus, s. Erinaceus terrestris Raji Syn. Anim. Quadr. p. 231.

Erinaceus spinosus, auriculatus. Echinus terrestris Linn.

Acanthion vulgaris nostras. Klein Quadr. p. 66.

Erinaceus auriculis erectis &c. Briss. Regn. Anim p. 161.

v. B.

Eri-

Erinaceus europæus, auriculis rotundatis, naribus cristatis. Linn. S. Nat. XII. p. 75 n. 1. Linn. Faun. Suec. Ed. I. n. 16 Ed. II. n. 22. p. 8. Linn. Goth. Reise. p. m. 282. Echinus terrestr. Aldrov. Quadr. 459. Erinaceus Jonst. Quadr. 119. T. 68 Charlet. Onom. p. 19. n. XII. Erinaceus parvus nostras Sebæ Thes. I. p. 78. T. 49. f. 1. 2. Math. in Diosc. p. 175. Loniceri Kräuterb. p. 617. Wormi Mus. p. 334. Herinaceus Rzac. Hist. N. Pol. p. 233. Auctuar. ejusd. p. 326. Herix Sipontino & Acanthio terrestris Galeni (Rzac) Erinaceus Offic. Schrœder. 286. Dalechamp. Pharm. 450. Herrmann. Cynos. p. 793. Schwenkfeld. Quadr. Siles. p. 96. Merren Pin. 167. Echinus, Acantochæros, sive, Porcus vel porcellus spinosus. Herix. Hericius terrenus. Eres seu Heres. Herisson terrestre ou commun. Geoffr. Mat. med. VIII, p. 101. Igel. Hausigel. Sauigel. Kramer Austr. p. 313 Müller. Prodrom. Zoolog. Dan. p. 4. n. 20. Sibbald. Scot. 11.

Porc-epic de Zelande. Knorr Delic. Nat. II, p. 101, T. K. III. f. 1.

Pennants Britt. Thierg. p. 46. T. X. Meiers illumin. Thiere I. T. 95. 96. p. 55. Perraults und anderer Abhandl. I. Band. T. 42. 43. p. 305. Hallens Thiere I. p. 464. f. 31. D. Merkleins Thier. p. 91. Pontopp. Beschreibung von Norwegen II. p. 55. von Heppens. wohlredender Jäger, p. 184. Cf. Börners Stadt- und Landwirthsch. II. p. 192. Müllers Linn. Naturs. I. p. 305. T. 18. f. 1. Onomat. Forest. II. 413. Onomat. Hist. Nat. III. p. 814. Cours. d. Hist. nat. II. p. 257. Le Herisson. terrestre Valm. de Bom. Dict. V. p. 427. Diction. des Anim. II. 415.

ter den Alten ein bekanntes Sprichwort *). Er kann sich vertheidigen, ohne zu kämpfen, und, ohne anzugreifen, verwunden. Da es ihm an Stärke und Schnelligkeit zu entfliehen fehlet, hat ihn die gütige Natur mit einer stachlichten Rüstung, und mit einer Fertigkeit beschenket, sich in eine Kugel zusammen zu rollen, und auf allen Seiten durch diese Vertheidigungswaffen seine Verfolger abzuschrecken. Je mehr man ihn ängstiget, desto stärker sträubt er seine Stacheln empor, desto dichter windet er sich zusammen. Er vertheidiget sich noch über dies durch eine besondere Wirkung seiner eignen Furchtsamkeit: er läßt in der Angst sein Wasser von sich, dessen Geruch und Nässe sich über den ganzen Körper verbreitet, und seinen Verfolgern folgends alle Lust benimmt, ihn anzugreifen. Sogar die Hunde begnügen sich, ihn blos anzubellen, und wagen es nicht, sich seiner zu bemächtigen. Doch finden sich einige Feinde **), die,

*) Πολλ' οἶδ' Ἀλώπηξ 'ἀλλ' Ἐχῖνος ἓν μέγα. S. Zenodotus, Plutarchus & alii ex Arh locho.

**) Als Schlangen, Bären, Wölfe 2c.

gleich dem Fuchs *) ihn endlich überwältigen, ohne die Verletzung ihrer Füße, und und ihres blutigen Maules zu achten. Sonst fürchtet er weder den Hausmarder, noch den Feldmarder, weder den Iltis, noch das gemeine Wiesel, weder das wilde Wiesel, noch die Raubvögel **)

Das Weibchen und Männchen sind vom Kopf bis auf den Schwanz gleich stark mit Stacheln bewaffnet, und nur am untern Theil des Leibes behaaret. Eben die Waffen also, welche ihnen zur Vertheidigung gegen ihre Feinde, so wohl zu statten kommen, werden ihnen doch bei der Begattung höchst beschwerlich. Sie können sich nicht nach

*) Vom Fuchse saggt man, daß er den zusammen gerollten Igel mit seinem stinkenden Harn besprenge, damit er sich aufthun, und ihn zum Raube und zur Aeßung dienen müsse. S. Onom Foreit. II, 413.

M.

**) Die Grausamkeit mancher Zergliederer giebt uns einen erstaunlichen Beweis von der Geduld dieser Thiere. Ein Igel, der lebendig zergliedert wurde, und dessen Füsse man auf den Tisch annagelte, litte sowohl dieses, als auch jeden Schnitt des anatomischen Messers, ohne nur einen klagenden oder ängstlichen Ton von sich hören zu lassen. S. Borrichius in diss. de Echino. Derhams Physikotheolog. 240. und Pennant. l. cit.

M.

nach Art anderer vierfüßigen Thiere paaren, sondern müssen mit ihrem ganzen Körper, entweder aufrecht oder liegend, gegen einander gekehret seyn. Die Männchen halten sich zu ihren Weibchen im Frühling, letztere werfen im angehenden Sommer. Man hat mir oft im Junius eine solche Mutter mit ihren Jungen gebracht. Gemeinigliglich haben sie deren drei, vier, auch fünfe. Im Anfange sind sie alle weiß, und auf ihrer Haut nur mit Spuren von Stacheln versehen. Ich machte den Versuch, einige derselben aufzuziehen, und ließ zu verschiedenen malen eine Alte nebst ihren Jungen in eine Tonne mit überflüßigem Futter setzen. Anstatt aber diese Jungen zu säugen, hatte die Mutter jedesmal eines nach dem andern aufgefressen. Das geschah nicht aus Mangel der Nahrung; denn sie fraßen zugleich von dem Fleische, dem Brode, den Kleien und Früchten, und man hätte kaum glauben sollen, daß ein so langsames und träges Thier, welchem blos die Freiheit fehlte, so aufgebracht und zornig über seine Gefangenschaft seyn könnte. Der Igel ist sogar auf eben die Art heimtückisch, wie die Affen. Einer, der in die Küche sich eingeschlichen hatte, traf in derselben einen kleinen Topf mit Fleische, welches er erst

heraus nahm, hernach aber seinen Unrath an dessen Stelle zurück ließ. Ich habe Männchen und Weibchen in einer Kammer beisammen gehalten. Sie blieben leben, aber ohne sich zu begatten. Viele derselben habe ich in meinen Gärten frei herum gehen lassen. Sie thun in selbigen wenig Schaden. Kaum, daß man ihren Aufenthalt darin bemerket.

Sie leben von abgefallenem Obste, wühlen bis zu einer kleinen Tiefe die Erde mit der Nase auf, fressen Maikäfer und andere Käfer, Heuschrecken, Würmer, und einige Wurzeln. Fleisch fressen sie, roh und gekocht, mit großer Begierde. Auf dem Lande, findet man sie oft in den Wäldern, unter alten Baumstämmen, auch in Felsenritzen *), vorzüglich in den Steinhaufen, die man auf den Feldern und in Weinbergen zusammen bringet **). Daß diese Thiere, wie

*) Sonst leben sie gern in kleinen Büschen, Hecken, oder mit Gesträuch bedeckten Graben, und liegen aufgerollt auf Moos, Gras oder Blättern. Pennant.

M.

**] Davon wird in Hallens Thiergesch. p. 464. das Gegentheil behauptet.

M.

wie einige Naturbeschreiber vorgeben *), auch die Bäume besteigen, oder sich ihrer Stacheln bedienen sollten, um Obst oder Weintrauben damit wegzuschleppen, kann ich auf keine Weise glauben **). Sie ergreifen alles, was sie wegnehmen wollen, mit ihrer Schnauze, und so häufig sie auch in unsern Wäldern leben, haben wir sie doch nie auf den Bäumen gefunden. Man wird sie beständig am Fuß der Bäume in irgend einer Hölung, oder unter dem Moose gewahr. Des Tages über weichen sie nicht von der Stelle; desto mehr pflegen sie die ganze Nacht hindurch umher zu gehen. Sie nähern sich nicht gern den Wohnungen der Menschen ***), und halten sich am liebsten in erhabnen und trocknen Gegenden, ob sie gleich auch zuweilen die Wiesen besuchen.

*) Arbores ascendit, poma & pira decutit, in istis sese volutat, ut spinis hæreant, Sperlingii Zoologia. Lipf. 1661. p. 281.
v. B.

**) Cf. Onomat Forest, I. c, it. Merkl. l. c. p. 93. und Müllers Linn. Naturf. I. 306.
M.

***) Man beschuldiget sie mit Unrecht, als ob sie den Kühen die Euter aussaugten. Die Kleinheit ihres Maules zeigt schon die Unmöglichkeit dieses Vorgebens. Pennant. l. c.
M.

Man kann sie mit der Hand greifen, ohne sie dadurch zu verscheuchen. Sie vertheidigen sich in diesem Fall so wenig mit den Füßen, als mit ihren Zähnen. Sie winden sich blos in eine Kugel zusammen, sobald man sie anrühret. Um sie wieder zur Ausdehnung zu bewegen, muß man sie vorher ins Wasser werfen.

Sie liegen den Winter hindurch in einer Betäubung *). Der Vorrath also, den sie den Sommer über sammlen sollen, würde für sie von keinem Nutzen seyn. Sie fressen überhaupt nur wenig, und können lange ohne Nahrung leben. Ihr Blut ist fast eben so kalt, als das Blut anderer Thiere, welche den Winter verschlafen. Ihr Fleisch ist von keinem guten Geschmack, und ihre Haut, von der man jetzo keinen Gebrauch zu machen weiß, dienete vor Zeiten statt einer Bürste oder Hechel, den Hanf zu hecheln.

Die

*) Besonders in holen Bäumen, worin sie von Moos und Blättern sich ein Nest bereiten. Müller *l. c.* In seiner Höle soll der Igel allemal 2 Löcher machen, eines gegen Mittag, das andere gegen Mitternacht, um sie nach Maßgebung des ihm bequemen Windes abwechselnd verstopfen zu können. Onom. For. *II*, 415. und Merkl. *l. c.*

M.

Die meisten Thierbeschreiber haben zweierlei Arten von Igeln, als zwo besondre Dachsgattungen, angegeben, eine mit einem Schweinsrüssel, die andre mit einer Hundeschnauze *). Wir kennen aber nur eine Art, bei welcher sich in unserm Himmelsstrich nicht einmal merkliche Abänderungen finden. Diese Art ist in Europa fast überall, nur nicht in den kältesten Gegenden von Lappland, Norwegen u. s. w. anzutreffen **). Flackourt sagt ***) es gebe zu Madagaskar eben solche Igel, als in Frankreich, und sie würden daselbst Sora genennet. Der siamische Igel, von welchem Tachard ****) schrieb, scheint uns ein ganz anderes Thier zu seyn. Der weiße amerika-

*] Erstere werden Sauigel, die andere Hundsigel genennet. S. Merklein. l. c. p. 92. Echinus vel Erinaceus porcinus & caninus. Onom. Forest. II. p. 413.

M.

**) Dennoch haben sie Pontoppidan und Herr Etatsrath Müller l. c. in Dänemark und Norwegen bemerket.

M.

***) La Voyage de Flactours. à Paris 1661. p. 152.

****) Voyez le second Voyage du P. Tachard. Par. 1689. p. 272.

rikanische *) und sibirische Igel **) sind ohnstreitig die nächstverwandte Gattungen un-

*) Echinus Indicus albus. Ray Syn. Anim. quadruped. p. 232. Echinus Americanus albus, Albert. Sebæ Thes. I. p. 78. T. 49. f. 3. Acanthion echinatus, Erinaceus americanus albus Surinamensis. Klein. Quadr. p. 66. Erinaceus Americanus, auriculis nultis. Le Herisson d' Amerique. Briss Quadr. p. 131. n. 4. Erin. Guianensis. Pennant Syn. Quadr. Herisson d' Amérique. Bom. Dict. V, 410. Diction. des Anim. II. 427. Erinaceus inauris. Linn. S. N. XII. p. 35. n. 2. Das Kahlohr. Müller Linn. Natursf. I. p. 301. Der weiße Amerikanische Igel. Hallens Thiere. 464. n. 2 f 31 Onom. Hist. Nat. III. 814. Bankrofts. Guiana. p. 86. Fermins. Surinam. II. 103.

M.

Der Linneische Beiname dieses Igels giebt schon zu erkennen, daß er, statt außerlicher Ohren, bloße Löcher habe, die den Ton einlassen. Der Archiater, der selbst ungewiß scheint, ob er nicht eine bloße Abänderung seyn mögte, hat ihn einiger Umstände wegen, als eine besondre Art mit angeführet. Er ist aus Amerika, Surinam 2c. Seine Stacheln sind kürzer, auch dicker, als am europäischen. Der Bauch hat viel sanftere, längere Haare. Am kurzen, dicken Kopf ist fast gar kein Hals zu bemerken. Kopf, Bauch und die Füsse haben eine weiße Farbe. Uiber den Augen stehen braune, und hinterwärts an den Seiten lange schwarze Haare. Die Stacheln fallen aus dem Aschgrauen ins Gelblichte. Die Schnauze ist einer Schweineschnauze ähnlich. Die Schenkel und Füße sind kurz, der Schwanz ebenfalls kurz, und fast ohne Haare. Er gehet auf den

Fer-

unsers gemeinen. Der Igel von Malakka *) scheinet sich dem Stachelschwein mehr, als dem Igel zu nähern.

Fersen, wie das Kaninchen. Auf Kornböden lassen die Igel sich, wie Katzen, wider die Mäuse brauchen.

M.

**) Erinaceus Sibiricus. Sebae Thes. I. p. 66. Tab. 49. f. 4. fem. et fig. 5. mas. (opt.) Acanthion echinatus. Echinus Sibiricus. Klein. Quadr. 66. Erinaceus Sibiricus. Le Herisson de la Siberie, Brisson. Quadr. p. 129. Bom. Dict. T. V. *p*. 411. Dict. des Anim. II. 426. Onom. Hist. Nat. III. 617. Hallens Thiere I. 465. n. 3. Der sibirische Igel mit kleinen flachen Ohren.

Dieser Igel hat Stacheln von dunkelrother Farbe, die an den Spitzen eine saubere Verguldung zeiget, eine kurze Schnauze, dünnen Bauch, wollichtes und aschgraues Haar, über welches eine schimmernde Goldfarbe sich verbreitet. Die Indianer ziehen ihnen das Fell ab und braten sie, als ein wohlschmeckendes Wildprett. Er hat eine Länge von etwa sechs Zollen und einen Schwanz von ohngefähr 6 Linien.

M.

*) Erinaceus Malaccensis, auriculis pendulis Linn. S. N. XII. p. 75. n. 3. Hystrix brachiura. Ed. *X*. *p*. 57. Porcus aculeatus s. Hystrix malaccensis. Sebae Thes. I. p. 81. T. 51. f. 1. Acanthium aculeis longissimis, Hystrix genuina. Porcus aculeatus Malaccensis Klein. Quadr. p. 66. Erinaceus auriculis pendulis. Le Herisson de Malacca. Briss. Quadr. 130. n. 3. Bom. Dict. V. 410. Onom. H. Nat-

Nat. III, 817. Hallens Thiere. p. 467. n. 2. Müllers Linn. Naturs. I. p. 306. T. 10. f. 2.

Die Länge des Körpers, vom äußern Rande der Schnauze bis an den Hintern gerechnet, beträgt etwan acht Zolle, des Kopfs, von der Nase bis zum Hinterkopf, 2 1/2 Zoll. Dieser Igel hat große, glänzende Augen, fast ganz kahle, hangende Ohren, an jedem Fuße fünf, mit kurzen Klauen bewaffnete Zehn; der ganze Leib von obenher lange, gerade und priesenförmige Stacheln, die von einem Zoll bis zu anderthalb Schuhen lang sind und theils eine schwarze, theils eine weiße oder weißröthliche Farbe, folglich das Ansehen haben, als ob sie gemalte Gelenke besäßen. Zwischen den Stacheln werden lange, dünne Borsthaare bemerket. Ihr länglicher Kopf ist nur mit kurzen Haaren bedecket. Die Haare am Bauch, an den Schenkeln und Füßen sind kurz, dünne, gestachelt und dichte.

Diese Art von Igeln, welche Hr. von Linne, in der Xten Ausgabe unter die Stachelschweine, in der XIIten aber wieder mit Hrn. Brisson, unter die Igel geordnet hat, ist so wohl in Afrika, [doch etwas kleiner], als in Asien, besonders in Malakka zu Hause. Ihre Nahrung besteht in allerlei Feldfrüchten, Obst u. s. w. Des Nachts gehen sie aus den Gebüschen hervor und verbergen sich, wenn der Winter angeht, in Hölen. Die Stacheln werden zu den Haarnadeln der Weiber, zu Zahnstochern u. s. w. gebraucht.

Diese Igel des Orients haben bisweilen, wie die Menschen, eine Krankheit, welche in einem Gallenstein, oft einer Haselnuß bis zu einer Wallnuß groß, bestehet. Man, kennet solche Steine der malakkischen Igel unter dem

Namen Pedro del Porco *) und hat sie vor Zeiten als eine sehr kräftige und seltne Arznei betrachtet, in Gold eingefaßt, mit goldnen Ketten versehen, um sie einige Minuten lang in ein Glas-Wasser oder Wein hängen zu können, weil sie dann jeder Feuchtigkeit ihre medizinische Kraft mittheilen sollten. In der That geben sie derselben einen bittern Geschmack, und verlieren etwas von ihrem Gewichte, daher man sie vormals statt eines Gegengiftes wider allerlei Krankheiten, und als eine Herzstärkung brauchte, zu welcher man blos dann seine Zuflucht nahm, wenn andre Mittel nichts mehr helfen wollten. Man machte einen Unterschied zwischen zeilonischen und malakkischen Steinen. Die ersten sind bräunlich, die andern blaßgrün, und werden für die besten gehalten, die man sonst wohl mit einigen hundert Thalern, bis zu tausend Gulden bezahlte. Die grosen wiegen etwas über eine Unze, und haben kaum einen Zoll in ihrem Durchmesser. Hallen beschreibt ihn, wenn er unverfälscht ist, röthlich, wie ein Pfirsichstein gebildet, und seifig anzufühlen. Sein Mittelpunkt enthält selten einen Grundstoff, um den sich der erste Satz angelegt hätte. Sein inneres Wesen ist eine Lage von vielen Schichten oder Blattschichen von allerlei Farben, die sich, wie an einer Zwiebel, übereinander geleget haben, und sich schwer absondern lassen. Herr Professor Dek-

*] Piere de Porc-epic. Schweinstein S. Analyse de plusieurs polychrestes p. 9 — 16. Lapis Porci. Mastica de Soho (Indorum) Pedro de Vassar. Bom Dict. VIII. 487. Cf. Hallens Thiere p. 467. n. 2. Lapis hystricinus, Koeliga-Laudat. Malaccensium. Müller l. c. 309.

Dekkers zu Leiden, hatte, nach Herrn Prof. Müllers Bericht, einen solchen Stein, und nahm für jedesmaligen Gebrauch desselben in Wein oder Wasser, zween Laubthaler von seinen Kranken. Weil aber heutiges Tages der staake Glaube an die große Wirkungen dieses Steines ziemlich verloschen ist, mögte er sich wohl nicht mehr so stark bei den Aerzten verinteressiren.

M.

Anhang

nach Herrn Daubenton.

Unter allen vierfüßigen Thieren unserer Gegenden ist der Igel das einzige mit Stacheln bedeckte Thier, welches durch Zusammenrollung seines Körpers alle Glieder verstecken kann. In diesem Zustande hat er gar nichts vom Ansehen eines vierfüßigen Thieres. Er gleicht blos einem stachlichten Knaul, das aber, statt einer völligen Ründung, vielmehr die Figur einer dicken Niere hat. Wenn das Thier sich nur zusammen windet, um auszuruhen; so siehet man alsdann die Schnauze des Thieres, wie sie die Vorderfüße berühret. Im Zustande der Furcht oder des Schreckens verbergen sich diese Theile gänzlich.

Wenn der Igel die Lage verläßt, um sich auf die Füße zu richten; so senkt er die Erhe-

hebung des Rückens ein, dehnt seinen Leib in die Länge, streckt seinen Kopf merklich vorwärts, tritt auf seine Füße, und schreitet nun fort, wie andre vierfüßige Thiere. Wird er durch ein Lärm erschreckt, berührt oder angegriffen, so rundet er sich wieder zusammen, aber nicht so hurtig, daß man dabei nicht verschiedene Zeiten unterscheiden könne. Anfänglich krümmt er den Rücken, dann ist er bemüht, seinen Kopf gegen die Brust zu legen. Hierauf schließt er die Augen. Die Haut von den Seiten des Leibes dehnt sich nach unten, und umwickelt die vordern Füße. Zuletzt gleitet auch die Haut hinten vom Rücken unterwärts, den Schwanz und die Hinterfüße zu bedecken.

Wenn der Igel sich aufrecht hält, so hat er einen sehr unförmlichen Körper. Er ist wie ein länglichter, oben ausgebogener Haufen anzusehen, der sich vorn in eine Schnauze endigt, und von vier kurzen Beinen getragen wird, an denen man blos die Füße wahrnimmt. Seinen Hals kann man gar nicht unterscheiden. Er ist mit breiten, runden, kurzen Ohren, kleinen hervorstehenden Augen, und einem sehr dünnen, kurzen Schwanze versehen.

Die

Die 2te Figur auf unsrer Platte stellt einen Igel ohne Stacheln vor, um die Bildung seines Körpers zu zeigen. Ihm sind nur am Kopf und am untern Leibe die Haare gelassen.

Die Naturbeschreiber haben zwo Arten von Igeln unterschieden. Das Unterscheidungsmerkmal haben sie aus der Bildung der Schnauze genommen und behauptet, eine Gattung sey mit einem Schweinsrüssel, die andre mit einer Hundsnase versehen. Man hat aber keine hinlängliche Beschreibung gegeben, um diese Sache zu bestätigen, oder die Abzeichen beider Gattungen des Igels kennbar zu machen.

Die Landleute, welche von eben diesem Vorurtheil eingenommen sind, wissen keinen genauen Grund ihrer Meinung anzugeben, wenn man ihnen zween Igel unter die Augen bringt, von welchen sie doch behaupten, daß es zwo unterschiedene Gattungen wären. Dennoch beharren sie desto fester auf ihrer Meinung, weil sie das Fleisch der Igel essen, und wie sie sagen, die Art vorziehen, welche den Schweinsrüssel hat, aber die mit einer Hundsnase gar nicht geneißen, weil sie einen bösen Geruch von sich zu geben

pflegen. Dieser Geruch, der zwar unangenehm, aber doch etwas bisamartig ist, scheint eine Folge der Unsauberkeit bei diesen Thieren zu seyn.

Herr d'Aubenton hat bei Untersuchung beider vermeinten Gattungen gefunden, daß überhaupt genommen, diese Igel mehr den Schweinen, als den Hunden in der Figur der Schnauze, mehr aber dem Hund, als dem Schwein, in Ansehung der Nase, glichen, wenn beide besonders genommen würden. Wenn ja einige der von ihm untersuchten Igel in der Größe und in den Stufen der Farben verschieden waren, so schien ihm doch diese Verschiedenheit nicht erheblicher, als sie bei einzelnen Thieren einer Art, aber von ungleichem Alter, vorzukommen pflegen.

Dennoch erzählt Herr Perrault l. c. daß er verschiedene Arten von Igeln zerschnitten, und die gerüsselten, als die gemeinsten gefunden habe.

Von vier Igeln, sagt er, die wir zerschnitten, fanden wir zween Paare von beiden Gattungen. Wir bemerkten aber auch noch einen andern Unterschied bei ihnen, als

in

in der Figur der Schnauze; denn sie unterschieden sich auch in der Farbe des ganzen Körpers, in der Dicke und Figur ihrer Stacheln, hauptsächlich aber in der Größe des ganzen Thieres, welchen Unterschied Oppianus, als den einzigen beider Igelarten angiebt, von welchen er in seinem Buche redet: „Die Figur, die wir in unsern Abhandlungen vom Igel gegeben haben, ist vom Hundsschnauzigen, weil diese Art am seltensten vorkömmt, genommen.“

Wenn man die perraultische Zeichnung mit unserer zwoten Figur vergleichet; so wird man zwischen beiden allerdings merkliche Abweichungen finden, aber auch zugleich sehen, daß Perraults Igel schlecht gezeichnet ist. Man geräth in Versuchung zu glauben, daß Kopf und Schnauze mit dem Original eben so schlecht überein kommen, als die Beine, an welchen die Fehler des Zeichners sichtbar in die Augen fallen. Uiberdies müßte auch seine Beschreibung etwas umständlicher seyn, um die unterscheidenden Abzeichen zwoer Gattungen unstreitig zu machen.

Ray sagt l. cit. daß es in ganz Engelland keine Igel mit dem Schweinsrüssel ge-

be, und er zweifle, daß anderswo dergleichen anzutreffen wären. So wär also dieser, nach diesem Verfasser der seltenste, und nach Perraults hingegen, der gemeinste. Dergleichen Widersprüche sind ein abermaliger Beweis gegen das Daseyn einer zwoten Art von Igeln. Herr d'Aubenton muthmaßet aus angeführten Gründen, daß dieselbe blos deswegen von einigen angenommen sey, weil die Schnauze des Igels einige Aehnlichkeit mit dem Schweinsrüssel und auch mit einer Hundsnase hat. Man legte diese Kennzeichen verschiedenen einzelnen Thieren bei, da sie doch in einerlei Thieren sich vereiniget finden.

Jeder Igel hat 36 Zähne, zween vorn in jedem Kinnbacken, welche schmal und von allen die längsten sind, vier Backenzähne auf jeder Seite beider Kinnbacken, fünf kleine Zähne zwischen den Backen- und Vorderzähnen im obern, und drei kleine zwischen eben denselben im untern Kinnbacken. Der zweite Backenzahn ist der größte, der letzte der kleinste. Auf der untern Fläche der obern, und auf der obern Fläche der untern Zähne sind sehr erhabne Spitzen. Von den fünf kleinen Zähnen des obern Kinnbackens, gehen die vier ersten in eine Spitze zusammen; der fünfte

hat

hat aber drei Spitzen und könnte zu den Backenzähnen gerechnet werden. Von den dreien im untern Kinnbacken hat der erste eine schief zurück gegen die Wurzel des Vorderzahns gebogne Wurzel. Die Wurzel des zweiten biegt sich ebenfalls, doch etwas weniger, schief zurücke. Alle drei haben einen Ansatz nach vorne zu, welcher in den beiden letztern sich vom Zahne selbst durch einen kleinen Einschnitt über der Wurzel unterscheidet.

M.

Vom Nutzen der Igel.

So wenig dieses stachlichte Thier unter die nutzbaren zu gehören scheinet, so haben sich doch die Landleute desselben oft in ihren Häusern statt der Katzen, und ihres Felles, statt besserer Kleiderbürsten zu bedienen gewußt *) In Senegal, wo sich der Igel vom europäischen blos der Größe nach unterscheidet, und wo er, wie dieser, einen Theil der kalten oder trocknen Jahreszeit in einer Art von betäubendem Schlafe zubringt, weiß er sich in den Sommernächten, für diese Fastenzeit hinlänglich zu entschädigen. Herr Adanson **) hat ein solches Thier zu Senegal drei Jahre lang in seiner Stube gehalten, wo es ihm dadurch die größten Dienste leistete, daß es ihn von Spin=

*) S. Börner loc. cit. und Hallen *l. c. p.* 464. Onom. For. loco citato.

M.

**) S. dessen Reise nach Senegal. Brandenb. 1773. *p.* 247.

M.

Spinnen, Kakerlaken, Molchen, Ameisen, und allem beschwerlichen Geschmeiß befreiete. Man rechnet es dort unter die schmackhaften und lieblichen Gerichte, besonders wenn man sie zu der Zeit fängt, wo sie eben im Begriff stehen, ihren betäubenden Schlaf anzutreten. Die Spanier essen sie zur Fastenzeit, weil sie sich nur von Kräutern und Wurzeln ernähren *)

In der Medizin brauchte man vor Zeiten, wo man die ganze Natur in Arzneien zu verwandeln suchte, die Leber, mit Honig und Essig vermischt, in Hüft- und Lendenweh, Bleich- und Wassersucht, in der Gicht und im Aussatz; die Galle getrocknet, wider die Warzen; die Milz gedörrt und gepulvert, in Milzbeschwerden; das gedörrte Blut, zu Abtreibung des Nieren- und Blasensteines; das Schmalz oder Schmeer bei Brüchen; den Unrath, um nichts umkommen zu lassen, mit Wachholderharz, Essig und zerlaßnem Pech, als ein Sälbchen wider das Haarausfallen; das innere Häutchen des Magens innerlich wider die Kolik; den ganzen Igel zu Asche gebrennt oder gekocht, in einem Trank in vielerlei Fällen, die man

 lie-

*) S. Müller *l. c. p.* 301.

lieber selbst im Merklein l. c. p. 93 nachlesen mag *).

Zur Jagd pflegt man den Igel nicht eigentlich zu brauchen. Indessen muß bei der Witterung seine Spur sehr artig seyn, weil beim Besuch ein Leithund eben so gut auf diese Spur, als auf die Fährte von einer Sau suchet, und beim festen Boden mancher hierdurch angeführet worden. Der Hund, welcher einen Igel suchet und würget, beweiset hierdurch, daß er einen guten Saufinder abgebe und voller Feuer stecke *).

M.

*) Cf. Onomat. For. II. 416. & Schwenkfeld *l. cit.* p. 97. Geoffr. l. c. p. 108.

M.

**) S. von Heppe l. c. p. 184. M.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

XXXIX.

Der Maulwurf *).

Die Augen des Maulwurfs sind so versteckt, so klein, daß er, ohne wirklich blind zu seyn, doch nur geringen Gebrauch vom Sinne des Gesichtes machen zu kön-

*) *La Taupe.* Griechisch Α'σπάλαξ (Hebr. Thinschemet. Chald. und Syr. Cholda, auch Haphor-Eberoth im Hebräischen, oder Hhosed. und Chald. Hhulda) Lat. Talpa. Ital. Talpa topinaria. Span. *Topo.* Engl. Mole. Muldwarp-Want. Schwed. Mollvád. Poln. Kret. (Smol. Surck. Port. Toupeira. Holl. Mol.) Dän. Muldvarp. Norw. Vond.)

Σπαλαξ Galeni.

Talpa Gesn. Hist. Quadr. p. 931. Icon. Quadr. 116.

Talpa Raji. Syn. Anim. Quadr. p. 236.

Talpa caudata. Linn.

Talpa nostra nigra communiter, Klein. Quadr. 70.

Talpa caudata nigricans, pedibus anticis & posticis pentadactilis. La Taupe. Briss. Quadr. p. 204. n. 1.

v. B. und M.

Tal-

können scheinet. Um ihn dafür schadlos zu halten, beschenkte ihn die Natur sehr verschwen-

Talpa Europæa caudata, pedibus pentadactylis. *Linn.* Syst. Nat. XII. 73. n. 1. Faun. Suec. Ed. I. n. 17. Ed. II. n. 23. p. 9. Iter Scan. 332. Talpa. *Aldrov.* Quadr. 451. Jonst. Quadr. 118. Charlet. Exerc. p. 25. Onomast. *p.* 22. n. 23. Ta*l*pa Virginianus niger. Sebæ Thes. I. *p.* 51. T. 32. f. 2. Paulini Tract de Talpa. Francof. 1689. 8vo. Ephem. nat cur. Dec. I. Ann. II. Obs. 51. & Dec. II. An. I. Obs. 130. Rzac. H. nat. Pol. 236. Kolbens Vorgeb. d. guten Hofnung 4to. p. 341. Sibbald. Scotia p. 11. *Talpa* Offic. Schrœd. 308. Lemer. mat. Lex. *p.*1102. Dalech. Pharm. 450. Merren. Pin. 168. Schwenckf. Quadr. Si*l*es. 128. Maulwurf, Mollmaus, Moltwurf, Scheermaus. *Mus* terraneus *vel* cœcus Albert. Lonic. Kräuterb. p. m. 624. Herm. Cynos. 885. Geoffr. Mat. medic. I. p. 263. Valentyn. Amphit. Zoot. p. 183 Krameri Austr. 314. Scheer. Scheermaus. Müller Prodrom. Zool. Dan. p. 3. n. 18.

Pennants Britt. Thierg. p. m. 47. Meiers illum. Thiere Tom. I. p. 3. Tab. 2. Schrebers Saugthiere Tab. 156. Beckm. Naturg. p. 24. Hallens Thiere I. p. 445. Fig. 25. A. Merkleins Thiere p. 118. Naturforscher 3tes Stück p. 98. &c. Kalms Reise p. 306. Pontoppid. Dän. 4to. p. 162. Ebend, Norw. II. p. 55. Gesellsch. Erzähl. II. B. p. 150 — 160. Derhams Physikoth. *pag.* 155. 340. 350. 409. 521. 525. Stuttgard. allgem. Mag. 1767. p. 790. Beiträge zu Beförderung der Naturkunde *I.* 123. Wochenbl. für Kinder. Leipzig 1773. erstes Bändch. p. 153. Erdratze. S. Ono-

schwenderisch mit den Werkzeugen zum Gebrauche des 6ten Sinnes, mit einem sehr merkwürdigen Vorrathe der dazu nöthigen Behältnisse und Gefäße *), mit einer ungeheuren Menge von Samenfruchtigkeit, außerordentlich starken Hoden, und einem Zeugeglied, welches alle Verhältnisse seines Körpers übersteiget. Alle diese Theile sind überdies im Innern des Körpers so sehr verborgen, daß daher nothwendig mehr Wirksamkeit und Erhitzung entstehen muß. In dieser

Onomat. œcon. II. p. 630. Ludovici Kaufm. Lex. III. 1923. Müllers Linn. Naturs. I. p. 295.

Bomare Dict. Tom. XI. p. 140. Diction. des Animaux IV. 282. Taupe vulgaire. Cours d'Hist. nat. II. 265. Hist. nat. de la Taupe & les différens moyens de la détruire, avec figg. par Mr. la Faille. à Rochelle 1775.

Von den Anweisungen zu ihrer Vertilgung S. weiter unten die Anmerkung. **] S. 49.

M.

*) Testes maximos, parastatas amplissimas, novum corpus seminale, ab his diversum ac separatum, . . . penem etiam facilè omnium, ni fallor, animalium longissimum; ex quibus colligere est, maximam præ reliquis omnibus animalibus, voluptatem in coitu, hoc abjectum & vile animalculum percipere, ut habeant, quod ipsi invideant, qui in hoc supremas vitæ suæ delicias collocant. Raji Syn. Anim. quadr. p. 239.

A. d. V.

ser Absicht ist also der Maulwurf wirklich vor allen andern Thieren am vortheilhaftesten ausgerüstet, am reichlichsten mit Werkzeugen zur Fortpflanzung, und folglich mit allen dazu erforderlichen Empfindungen beschenket worden. Außerdem ist er mit einem sehr feinem Gefühl und eben so scharfem Gehör begabet. Er hat Haare so sanft, wie Seide, kleine Hände mit fünf ganz anders gebildeten Fingern oder Zehen, als andere Thierfüße haben, beinahe den Menschenhänden ähnlich; viel Stärke, nach dem Verhältniß der Größe seines Körpers, ein derbes Fell, und eine unveränderliche Fettigkeit. Männchen und Weibchen sind einander mit einer gegenseitigen lebhaften Zuneigung ergeben. Alle andere Gesellschaft erregt in ihnen Furcht und Widerwillen. Sie leben in einer angenehmen Gewohnheit von Ruhe und Einsamkeit, verstehen die Kunst, ihre Sicherheit selbst zu befördern, sich augenblicklich einen Zufluchtsort oder einen Aufenthalt zu verschaffen, ihn ohne Beschwerde zu vergrößern, und in selbigem, ohne ihn zu verlassen, alles, was ihnen Noth thut, im Uiberfluß zu finden. Hierin bestehet seine Natur, seine Sitten, seine Fähigkeiten, die ohnstreitig viel glänzendern Eigenschaften vorzuziehen sind, welche sich mit der Glück-

seligkeit lange nicht so gut, als die verborgenste Eingezogenheit vertragen.

Den Eingang zu seiner unterirdischen Wohnung verschließet er sorgfältig, und verläßt sie fast nie, als wenn der häufige Regen im Sommer durch Anfüllung derselben mit Wasser, oder der Fuß des Gärtners, welcher die Wohnung eintritt, ihn zum Abzug zwingen *) In den Wiesen pflegt er gemeiniglich ein rundes Gewölbe in den Gärten aber einen langen Gang sich auszuhölen, weil es ihm viel weniger Mühe kostet, ein lockeres, bearbeitetes Land, als einen festen, von Wurzeln durchwebten Rasen zu durch-

*) Blos das eindringende Wasser nöthigt bisweilen den Maulwurf im Frühling, aus den unterirdischen Gängen in hole Bäume, oder zwischen dicht verwachsene Sträucher in die Höhe zu steigen, auch wohl gar aus der nassen Gegend wegzuziehen

Zur Paarungszeit läßt er sich auch bisweilen über der Erde sehen, besonders das Männchen. Wenn dieses einen ungebetnen Gast bei seinem Weibchen angetroffen hat; so verfolgt es denselben bis oben auf die Erde, Der Streit ist alsdann zwischen beiden so hitzig, daß die Maulwürfe nicht hören oder sehen, und öfters mit Füßen todt getreten, am leichtesten aber zu der Zeit von ihren Feinden erhaschet werden können. S. Gleditschs vermischte Abhandl. III B. p. 204.

M.

durchwühlen und aufzuwerfen. Er wohnet so wenig im Schlamm, als in hartem und gar zu festem oder steinigtem Erdreich. Er bedarf zu seinem Aufenthalt ein weiches, von eßbaren Wurzeln erfülltes, besonders aber von Insekten und Würmern, seiner vornehmsten Nahrung, bevölkertes Erdreich.

Insofern die Maulwürfe nur höchst selten ihren unterirdischen Aufenthalt verlassen, können sie auch nur wenige Feinde haben *) und allen Raubthieren ohne Mühe entwischen. Die größte Geißel für diese Thierchen sind austretende Flüsse. Bei dergleichen Uiberschwemmungen siehet man eine große Menge derselben schwimmend ihr Heil in der Flucht suchen, und alle Kräfte anstrengen, um einen höhern Boden zu erreichen. Die meisten aber müssen in diesem Fall so gut über der Erde, als ihre zurück-

ge-

*) Doch hat Herr Prof. Schreber in Katzen und Hunden einige sehr geübte Maulwurffänger gesehen, und von Schlangen sichere Beweise, daß diese die jungen Maulwürfe sogar aus ihren Gängen heraus holen und verschlucken. S. dessen Samml. verschiedner Schriften V. Theil, p. 210, &c. Auch das Wiesel gehört, wie der Igel, unter die Feinde des Maulwurfs S. Mannigf. II. B. p. 356. Cf. Gleditschs vermischte Abhandl. IIIter Band p. 204. M.

gebliebene Jungen in ihren Löchern, umkommen. Ohne dies würden sie bald uns genug durch ihre vorzüglichen Zeugungsgaben, höchst beschwerlich werden.

Sie paaren sich am Schlusse des Winters und sind nicht lange trächtig. Im Mai findet man schon viele junge Maulwürfe. Jeder Wurf bestehet gemeiniglich aus vier oder fünf Jungen, und man erkennet unter den aufgeworfenen Hügeln diejenigen leicht, unter welchen sie Junge werfen. Sie sind nicht allein künstlicher gebauet, sondern auch, vor den übrigen, besonders groß und erhaben. Ich vermuthe zwar, sie könnten des Jahres mehr als einmal werfen, mit Gewißheit kann ich es aber nicht behaupten. Indessen ist es gewiß, daß man vom April bis in den August junge Maulwürfe wahrnimmt. Vielleicht paaren sich einige früher, andere später, als die ersten.

Der Bau, in welchem sie ihre Jungen werfen, wäre einer besondern Beschreibung würdig. Er zeigt von einer ordentlichen Vorsicht. Den Anfang machen sie mit Aufwerfung der Erde zu einem ziemlichen hohen Gewölbe, in welchem sie außerordentliche Abtheilnngen anbringen, auch hin und wieder eine Art von Pfeilern lassen. Sie drücken und schlagen die Erde, vermengen

sie

sie mit Wurzeln und Grase, und machen sie von unten so hart und feste, daß, wegen der erhabnen Figur und Festigkeit solcher Gewölbe, das Wasser nirgends hinein zu dringen vermögend ist. Alsdann werfen sie unterwärts noch etwas Erde auf, deren obere Fläche sie, zu einem bequemen Lager für die Jungen, mit Gras und Blättern belegen. In dieser Lage sind sie merklich über den Boden des Gewölbes erhobene, folglich wider die gewöhnlichen Uiberschwemmungen, zugleich aber, durch das Gewölbe über ihrem Lager, wider den eindringenden Regen, gesichert.

Ein solcher Hügel ist rund umher mit vielen abhängigen Löchern durchbohret, welche nach allen Seiten hin als eben so viel unterirdische Gänge, tief in die Erde dringen, durch welche die Mutter aus- und eingehen kann, um nöthigen Unterhalt für ihre Familie zu suchen. Diese unterirdische Gänge sind fest und wohl gebahnet. Sie reichen bis auf zwölf oder funfzehn Schritte von der Wohnung in eben der Richtung, wie sich Stralen von einem Mittelpunkte verbreiten. In diesen Gängen so wohl, als im Gewölbe findet man Uiberbleibsel von Zwiebeln der Zeitlosen, womit sie wahr-

schein-

scheinlicherweise zuerst ihre Jungen beköstiget hatten *).

Aus dieser Einrichtung läßt sich begreifen, daß die Mutter nie anders, als in einer weiten Entfernung vom Aufenthalte der Jungen zum Vorschein kömmt, und folglich die kürzeste und sicherste Art, sie mit ihren Jungen zu fangen, darin bestehet, einen Graben in die Runde herum zu ziehen, der sie ganz einschließet, und ihnen alle Auswege völlig abschneidet. Weil aber der Maulwurf auf den geringsten Lärm sogleich entfliehet und seine Jungen der Gefahr zu entreißen suchet; so gehören wenigstens drei oder vier Leute darzu, mit Schaufeln zugleich und gemeinschaftlich zu arbeiten, um den Hügel auf einmal ganz auszuheben, oder augenbliklich einen Graben herum zu ziehen, alsdann aber sie an den Ausgängen zu erwarten und so zu greifen **).

Ei-

*) Vescitur Lumbricis, Ranis, Radicibus, Frugibus, maximè etiam Terra in fame. Schwenkf. l. c. p. 127.

M.

**) Von Vertilgung der Maulwürfe lese man besonders:

1) Moyen sûr & facile de detruire les Taupes, dans les prairies & dans les jardins,

Einige Schriftsteller haben ohne Grund behauptet *), der Maulwurf und der Dachs durchschliefen ohne Nahrung den ganzen Winter. Vom Dachs ist schon erinnert worden **), daß er seinen Bau im Winter so gut als im Sommer verläßt, um seine Nahrung aufzusuchen. Man überzeugt sich hiervon

dins, à Paris. 1770. 8vo. avec figg. 43. pag. Cf. Comment. Lipſ. Vol. XIX. p. 144.

2) Histoire naturelle de la Taupe, & les différens moyens de les détruire, avec figg. par Mr. la Faille, à Rochelle 1770.

3) Schrebers Samml. V. B. pag. 309.

4) Stuttgard. Realzeit. 66. p. 292.

5) — — allgem. Mag. 67. p. 378. 790.

6) — — physik. ökonom. Auszz. IV. 202. 235. V. 529.

7) Hamb. Magaz. II. 38. III. 304. 305. XXIV. 217.

8) von Hüpsch Vorschläge ꝛc. Anhang p. 16.

9) Koburgisches Magaz. 71. p. 92.

10) Schwed. ökon. Wochenbl. p. 195. Not. *

11) Thüring. neue Beitr. I. 453.

12) Abhandl. der Schwed. Akad. XXIII. Band. p. 81.

13) Onom. œcon. pract. II. p. 631.

*) Urſus, Meles, Erinaceus, Talpa, Veſpertilio per hiemem dormiunt abſtemii. Linn. Faun. Suec. Ed. I. p. 8.

A. d. V.

**) Vierf. Thiere IV. Band. S. 165. *)

von leicht an den Färthen, die er auf dem Schnee zurück läßt. Auch der Maulwurf schläft im Winter so wenig, daß er vielmehr in dieser Jahreszeit so emsig die Erde durchwühlet, als im Sommer. Die Landleute sagen daher im Sprüchworte: der Maulwurf wirft auf, das Thauwetter ist nahe *). Freilich suchen sie dann immer die wärmsten Oerter; daher die Gärtner vom Dezember bis in den Februar viele um ihre Mistbeete fangen.

Man findet die Maulwürfe nirgends, als in bebaueten Gegenden. Weder dürre Wüsten, noch die kalte Länder, wo die Erde den größten Theil des Jahrs gefrohren ist, haben dergleichen aufzuweisen. Das Thier, welches der sibirische Maulwurf **) genen-

*) oder les Taupes pouſſent, le dégel n'eſt pas loin.

**) Talpa aſiatica ecaudata, palmis tridactylis. *Linn.* Syſt. N. XII. *p.* 73. n. 2. Faun. Suec. Ed. *I.* 1746. p. 7. *Talpa* Sibirica aurea. La Taupe dorée de Siberie. Briſſon. Quadr. *p.* 206. n. 6. Talpa Sibiricus verſicolor. Klein. Quadr. p. 60. Sebæ Muſ. Vol. I. p. 51. T. 32. f. 4. *mas*, f. 5. fem. Voy. du Dr. Shaw. Amſt. 1743. T. I. *p.* 322. Hallens Thierg. I. *p.* 447. n. 4. Der bunte ſibiriſche Maulwurf. Fig. 26. B. Cf. von Buff. Thierg. in 4to. VIII. B. I. Th. p. 98. Dict. des Anim. *IV.* 289.

M,

genennet wird, und mit einen grünen und goldfärbigen Haar gezieret ist, gehört zu einer, von unsern Maulwürfen unterschiedenen Art, welche sich nur von Schweden an, bis an die Barbarei in Menge findet; aus dem Stillschweigen der Reisebeschreiber muß man schließen, daß ihnen die wärmern Gegenden weniger gefallen. Auch die amerikanischen sind von den unsrigen verschieden; doch gleicht der virginische *) dem unsrigen am allermeisten, die Farbe der Haare nur allein ausgenommen, welche sich in einer angenehmen dunkel purpurfarbigen Mischung zeiget. Aber den rothen amerikanischen Maulwurf **) hat man für ein Thier anderer Art anzusehen.

Es

*) Talpa Virginianus niger. Linn. Faun. Suec. Edit. II. p. 9. n. 23. Talpa nigra Virginiana. Klein. Quadr. p. 60. Sebæ Thes. I. p. 51. T. 32. f. 3. Hallens Thiere p. 447. n. 3. Talpa Virginiana. Taupe de Virginie. Brisson. Quadr. p. 205. n. 4. Dict. des Anim. IV. 288. M.

**) Talpa Americana rufa. La Taupe rouge d' Amerique. Briss. Quadr. p. 206. n. 5. Talpa rubra Americ. Klein Quadr. p. 60. Sebæ Mus. I. p. 51. T. 32. f. 2. Hallens Thiere. p. 447. n. 2. Cf. Büff. Thiere in 4to VIII B. I. Th. p. 106. Dict. des Anim. IV. 288. M.

Es giebt eigentlich nur zwo bis drei Arten unsers gemeinen Maulwurfes, mehr oder weniger braune oder schwarze, ganz weiße *) und schwarze mit weißen Flecken aus Ostfriesland **), etwas stärker von Leibe, als unsre gemeine Maulwürfe.

*) Talpa alba nostras. Linn. Faun. Suec. II, p. 9. n. 23. Sebæ Thes. 1. p. 51. T. 32. f. 1. La Taupe blanche. Briss. Quadr. p. 205, n. 2. Talpa coloris albi Raj. Quadr. p. 236. Klein. Quadr. p. 60. Rzac. Auct. H. Nat. Polon. pag. 329. Kret. Poln. Dict. des Anim. IV. pag. 288. Schwenckf. Quadr. Siles. p. 129. Berl. Samml. VI. p. 120. Naturf. III. St. p. 99. Er wird in Holland sehr oft, und im Hannoverischen bisweilen gefunden. Hallens Thiere, p. 445.

M.

**) Talpa maculata Ostfrisica. Linn. Faun. l. c. β.) Klein Quadr. p. 60. Sebæ Thes. I. c. p. 68. T. 41. f. 4. Talpa variegata. La Taupe variée. Briss. Quadr. p. 205. n. 3. Der marmorfarbige ostfriesische Maulwurf. Hallen l. c. p. 448. n. 5. Dict. des Anim. IV, p. 288. Seligm. Vögel, VIII. B. T. 58. Talpa maculata. Taupe tachetée. Berl. Samml. VI. p. 319. c. fig. Naturf. IIItes St. p. 99.

M.

Dieser Maulwurf ist in Ostfriesland an der Landstraße gefunden worden. Er ist etwas länger, als der gemeine, übrigens aber von selbigem blos in Ansehung des Felles unterschieden, welches auf dem Rücken und unter dem Bauch eine schwarz und weiß schäckichte Zeichnung hat, und eine Mischung grauer

Haa-

Haare, so fein wie Seide, zeiget. Die lange Schnauze dieses Thieres ist mit langen, starren Haaren versehen. Die Augen sind so klein, daß man Mühe hat, den Schnitt der Augenlieder zu entdecken. S. Seba Vol. I. p. 68.

v. B.

Nach Herrn Edward unterscheidet sich diese Abänderung von der gemeinen besonders dadurch, weil sie mit hellen, thongelben Flecken besprenget ist, und sowohl oben, als unten, vorn im Maul und gegen das Ende der Schnauze, zwischen den langen und spitzigen sogenannten Hundszähnen eine Reihe ganz kleiner Zähne hat. Edward malte seinen, der in der Gegend von London gefangen wurde, gleich nach dem Leben.

Herr Pennant redet in seiner Synopſ. Quadr. auch von einer gelben oder zitronfärbigen Abänderung, (Talpa citrina) die sich in Nordamerika, wie auch in der Gegend Alais in Niederlanguedok findet. Hr von Murr im Naturf. l. c. von einem röthlichen oder hirschfarbigen (Talpa major Rupellenſis cervicolor) welcher sich in der französischen Provinz Aunis aufhält, Eine der merkwürdigsten ausländischen Arten, besonders aus Kanada, wird vom Herrn de la Faille in seinem Eſſai ſur l' Hiſtoire naturelle de la Taupe, p. 40. 41. &c. beschrieben.

Zu den seltenen einheimischen Spielarten gehöret noch der graue Maulwurf, den Herr von Murr bei seinen mineralogischen Reisen auf einer Heide in der Eifel entdeckte (Talpa Eifliaca cinerea) Er hält ihn für eine besondre Geschlechtsart (wir aber nicht) und giebt von ihm folgende Beschreibung:

Dies Thier hat ohngefähr die Größe und Gestalt des gemeinen schwarzen Maulwurfs, außer, daß der Kopf etwas kürzer zu seyn

scheiTop

scheinet. Uiber dem Kopf und am ganzen Leibe besitzen die Haare die schönste glänzend graue Farbe, die aber unter dem Bauch ins Graugelbe fällt, und sich durch einen graugelben breiten Streif besonders auszeichnet, welche sich gegen den untern Theil des Kopfes und am hintern Theil des Bauches immer mehr ausbreitet.

Die Einwohner der eifelischen Gegend haben zwar den Herrn von Murr versichert, alle bisher von ohngefähr gefangene Maulwürfe hätten zwar mit der beschriebenen Art an Farbe, Gestalt und Größe vollkommen überein gestimmet; indessen habe man doch bemerkt, daß diese grauen Maulwürfe nur selten erschienen, und nur sehr wenige in gewissen Distrikten beobachtet würden. Das Schwankende dieses Paragraphes läßt uns noch mehr schließen, das man aus der sparsamen Erscheinung der grauen Maulwürfe nur eine seltne Abänderung derselben zu machen habe.

M.

Erster Anhang.
nach Herrn d' Aubenton.

In Ansehung der Schnauze und Haare findet sich viel Aehnliches zwischen den Maulwürfen und Spitzmäusen; in andern Absichten aber, besonders der Beine und des Schwanzes haben beide Arten viel auszeichnendes von einander. Der Körper des Maulwurfes ist sehr unförmlich, länglicht und beinahe zylindrisch. Er schleppt sich auf der Erde hin, und man unterscheidet vorne nichts an ihm, als eine spitzige Schnauze, hinten einen sehr kurzen Schwanz, und an den Seiten Füße, die ganz am Rumpf anzusitzen scheinen. Das Ende der Schnauze gehet etwa viertehalb Linien vor dem Ende des untern Kinnbackens und vor den Schneidezähnen des obern hervor, und endiget sich, wie bei den Schweinen, durch einen rüßelförmigen Ansatz, in welchem sich die Oefnungen der Nasenlöcher befinden.

Die obere Lefze, welche doppelt ist, weil man ein häutiges Blättchen sich von dieser Lefze, in der Gegend der ersten Backenzähne absondern, und sowohl die Hunds- als Schneidezähne umgeben siehet, erstreckt sich von diesem Ansatz bis an die Schneidezähne. Erwähntes Blättchen sieht ein wenig vor den übrigen Schneide- und Hundszähnen bis zur untern Lefze herab. Insofern die obere Lefze nun einen Theil vom Ende der Schnauze ausmachet, muß des Thieres Mund sich öfnen, so oft es den Rüssel beweget, um die Erde aufzuwühlen; die alsdann in den Mund eindringen würde, wenn das über die Zähne verbreitete Häutchen es nicht verhinderte; denn zwischen den ersten Backen und Hundszähnen ist ein Raum offen, vor welchem das Häutchen am tiefsten herabhänget.

Die äußerst kleinen Augen des Maulwurfes entdeckt man anders nicht, als wenn man das Thier ganz in der Nähe betrachtet, und die Lage der Haare nicht in Unordnung gebracht ist *). In letzterm Falle las-

*] Markus Aurelius Severinus, Aristoteles, Plinius, Albertus Magnus, und sogar Schwenkfeld hatten den Maulwürfen das Gesicht gänzlich abgesprochen. Willhelm Seger läugnet in den Maulwurfsaugen zwar die Feuch-

lassen die Haare, sieben Linien von den Winkeln der Lefzen, etwas schräg nach oben zu, eine Stelle von etwa zwo Linien, wo man zwischen den Haaren einen schwarzen glänzenden Punkt, oder das Auge, wahrnimt.

Die

Feuchtigkeiten, er läßt ihnen aber doch das Vermögen, etwas zu sehen. Borrichius zeigt schon die Augennerven und eine wäßrichte Feuchtigkeit in den Augen, (S. Blasii Anat. animal. c. 35. p. 117. und Conrad Schneider de osse cribroso. apud Blasium l. c. giebt noch das schwarze traubenförmige Häutchen zu. Die neuern haben, mit Hilfe guter Gläser, sehr deutlich die glasartige und kristallinische Feuchtigkeit, auch das Augenbraunenband (ligamentum. ciliare]. den runden Augapfel und das komische Hornhäutchen wahrgenommen. Die Ursach der besondern Kleinheit der Maulwurfaugen läßt sich aus ihrer Lebensart erklären, und man hat Ursach, die Weisheit des Schöpfers in der Einrichtung der Augen eines Thieres zu bewundern, das blos in unterirrdischen Gängen und Behältnissen seine Nahrung und Arbeit, ja selbst seine Lust und seinen Zeitvertreib suchet. Man lese hierüber Derhams Physikotheol. p. 155 — 157. Weil der Maulwurf zu seiner einsamen unterirrdischen Lebensart wenig Licht bedarf, die zarten Werkzeuge dieses edeln Sinnes aber leicht vom Erdstaube sehr beschädigt werden könnten; so wurden seine schon an sich überaus kleine Augen auch noch mit Haaren bedeckt und wider alle Beschädigungen vertheidiget. Cf. Mannigf. I. B. p. 496.

Die Ohren haben keinen Rand. Auswendig sind sie durch nichts, als durch die äußere Oefnung des Gehörganges merklich, dessen Rand ein wenig über die Haut in seinem innern Zirkel, den er bildet, hervor tritt. Die Oefnung des Ohres ist beinahe so weit vom Auge, als dieses vom Rüssel entfernet, und um dasselbe zu entdecken, muß man das Haar, welches das Ohr bedecket, vorhero wegbiegen *)

Der Vorderfuß ist weit größer, als der hintere und in seiner Bildung einer Menschen=

*) Der Maulwurf, heißt es in den Mannigf. I. B. p. 518 hat blos zwei runde Löcher zwischen dem Nacken und der Schulter. So wohl diese Stellung, als besonders ein kurzes dickes Fell, wovon die Ohren bedecket werden, vertheidiget sie genugsam wider alle Beschädigung von außen. Der Gehörgang ist rund, knorplicht, lang und reicht bis an den untern Theil der Hirnschale. Die ganze Einrichtung der Maulwurfsohren ist höchst sonderbar. Sie zeiget uns, daß der gütige Schöpfer diesem verachteten unterirdischen Einsiedler keinen von den Vortheilen entziehen wollen, welche die äußere Sinne andern vierfüssigen Thieren über die Erde verstatten. Man lese hier besonders Derhams Physikoth. pag. 197 — 199. Der Maulwurf höret, vermittelst dieser Werkzeuge besser als der Mensch in freier Luft und über der Erde. S. Mannigf. l. c. p. 607.

schenhand ähnlicher, als einem Fuße. Seine innere Fläche ist in der natürlichen Lage nach außen gedrehet, und seine Finger schräg nach unten gekehret. Die nicht sonderlich dicke Handwurzel ist in den Haaren verstecket. Die sehr breite Mittelhand scheint ganz dürr und nervicht zu seyn. Die Finger sind nur kurz; die Nägel mit ihnen von gleicher Breite. Der Hinterfuß gleichet dem Fuße der Ratze.

Der Schwanz ist beinahe schuppicht, hat aber längeres Haar, wie bei den Ratzen. Der Hintere stehet hervor, und hat einen großen Abstand von Anfange des Schwanzes.

Das Haar des Maulwurfs ist sanft und aschgrau, doch mit verschiedenen Schattirungen, nachdem es aus unterschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird. Sieht man vom Kopfe gegen den Schwanz hin; so scheint es glänzend aschfarbig; umgekehrt aber ein todtes Schwarz zu seyn. Uibrigens ist es nur auf der Brust und auf dem Bauche schwärzlich, und hat eine Mischung von braunroth am untern Kinnbacken und an der Mitte des Bauches.

Im Kopfe des von Herrn d' Aubenton beschriebenen Maulwurfs waren überhaupt vier und vierzig Zähne; in jedem Kinnbacken

cken zwei und zwanzig. Wenn die Benennung der Hundszähne nur denen zukömmt, welche zwischen den Schneide- und Backenzähnen die längsten sind; so waren acht Hundszähnen im untern Kinnbacken; denn der fünfte war viel länger, als die vier ersten auf beiden Seiten. Zwar fand er den vierten von den drei übrigen darin unterschieden, daß er spitzig und ein wenig schief nach außen gerichtet war; doch war er nichts länger. Die sechs Schneidezähne vorn in diesem Kinnbacken hatten alle beinah einerlei Breite. Im obern Kinnbacken fanden sich nicht mehr, als sechs Schneidezähne, die beide mittlern waren aber breiter, als die vier übrigen, die beiden obern Hundszähne länger, unten aber nicht so breit, als die untern, welche fast eben so lang, als breit erschienen. An beiden Seiten des Oberkinnbackens befanden sich sechs Backenzähne, die drei ersten waren sehr klein, der vierte zwar etwas länger, aber nur, gleich den übrigen, mit einer Spitze versehen. Die drei letzten, als die größten, hatten jeder drei Spitzen, zwo am äußern und eine am innern Rande. Unten standen sechs Backenzähne auf jeder Seite, von denen die beiden ersten die klein-

sten

ßen waren, und ebenfalls nur eine Spitze hatten. Der dritte, größere hatte an jeder Seite des untern Theiles zwo sehr kleine Spitzen, und eine oben auf. An jedem der drei letzten oder größten dieses Kinnbackens erblickte man fünf Spitzen, zwo große auf dem äußern und drei kleine auf dem innern Rande.

M.

Zwei-

Zweiter Anhang.

Vom Begräbnisse und von der Nutzung des Maulwurfs.

Das Begräbniß des Maulwurfs durch viel kleinere Thierchen, als er selbst ist, scheint eine Begebenheit zu seyn, deren genaue Bemerkung und ausführliche Beschreibung wir vorzüglich unserm gelehrten und auf seltne Vorfälle in der Natur höchst aufmerksamen Herrn Prof. Gleditsch zu verdanken haben *). Was davon in den Hannöv. Beiträgen **) und in den Stuttg. phys. ökon. Auszügen ***) stehet, ist aus den Gedenkschriften der Berliner königl. Akad. der Wissenschaften entliehen ****).

Man

*) S. dessen vermischte Abhandlungen 3ter Band, pag. 200—227. und Tab. I. f. A—C.

**) im 47. und 48sten St. des Jahres 1760.

***) V. Band. p. 219. &c.

****) S. Memoires de cette Acad. Année 1752. p. 29. &c.

Man findet nämlich oft auf der Erde todte Maulwürfe, die bald hernach verschwinden, ohne daß man eigentlich sagen könne, wo sie geblieben wären. Den Raubthieren, welche theils nicht an solche Stellen kommen, theils auch dergleichen Aas nicht fressen, kann diese Beute nicht wohl aufgebürdet werden. Der Herr Pastor Lange im Havelkreise hatte zwei Jahre vorher der königl. Akademie die ersten Beobachtungen hierüber mitgetheilet, welche den Herrn Prof. Gleditsch aufgemuntert, nähere Beobachtungen anzustellen.

Vom 22sten Mai bis zum 10ten Julii des 1750sten Jahres machte er den Versuch mit einem frisch gefangenen Maulwurf, den er auf ein feuchtes Erdreich im Garten legte. Mit diesem bemächtigte sich unser forschender Freund eines doppelten Paares der Käfer, welche daher Todtengräber *) genennet werden, und einer guten Anzahl im Aas entdeckter Würmer. Diese that er in einen gläsernen Kolben, und fand in den folgenden Versuchen, daß diese Familien, wofür er sie hielt, nebst einem andern schwarzgrü-

nen

*) Sylpha Vespillo Linn. S. N. XII. p. 569. n. 2. Rösel IV. p. 3. T. I. Schæfferi Ic. T. 9. f. 4. & Ejusd. Elementa. T. 114.

nen Käfer, den er zugleich mit gefangen hatte, binnen 50 Tagen zwölf thierische Körper von unterschiedener Art und Größe, nämlich einen Maulwurf, vier Frösche, drei kleine Vögel, zwo Heuschrecken, das Eingeweide von einem Fisch und zwei Stücken Leder, im Kolben begraben, und bis auf etwas weniges aufgezehret hatten.

Unser würdiger Freund wiederholte den Versuch mit einem einzigen solcher Käfer. Auch dieser war in kurzer Zeit mit dem Begräbniß des Maulwurfes fertig, ohnerachtet er vom letztern an Größe mehr als dreissigmal übertroffen wird. Einen andern Versuch machte der Herr Professor mit einem an einen krummen Stab gebundnen Maulwurf, den er aus der Absicht befestigt hatte, daß ihn die Schweinigel nicht fortschleppen mögten. Auch dieser wurde jederzeit so weit begraben, als er ihn losgemacht hatte. Nachher grub er ihn wieder aus, um ihn ein Paar Spannen weit von seinem ersten Grabe zu entfernen. Die Käfer hatten ihn aber wieder an den vorigen Ort geschleppet. Eine Kröte, die an einem kleinen Pfal steckte, wurde nebst diesem von den Käfern begraben. Zuletzt machte der Herr Professor

die Anmerkung, daß dies Begraben ohne Zweifel aus der Ursach geschehe, damit eben diese Käfer auch für ihre Familie sorgen, Eier legen, und den daraus entstandnen Würmern ihren Unterhalt gleich verschaffen könnten, welches unmöglich seyn würde, wenn sie sich nur mit dem Aas über der Erde nähren wollten.

Die Art, wie ein solches Begräbniß grosser Thiere von so kleinen Geschöpfen bewerkstelliget wird, kann man, da sie zur Geschichte der Insekten gehöret, in den angeführten vermischten Abhandlungen des Herrn Hofraths Gleditsch ausführlich nachlesen.

Von der ökonomischen Benutzung des Maulwurfs läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß die Maulwurfsfelle ein sehr schönes, beinah einem schwarzen Sammte gleichendes Futter abgeben. Von Johanni bis in den Winter sind solche Bälge noch am brauchbarsten und schönsten, denn im Frühling lassen die Maulwürfe die Haare, womit sie den Winter hindurch bekleidet waren, fallen *).

Der

*) S. Ludovici l. c. p. 1924. Ex pellibus fiunt Pileoli, Cubicularia, Stragula & Crumenæ. V. Schwenckf. *l.* c. *p.* 129.

Der davon ehemals gerühmte medizinische Nutzen ist größtentheils auf Aberglauben oder Thorheit gegründet, und es ist kaum der Mühe werth, etwas davon anzuführen. Doch ein Paar Wunderkuren durch Maulwürfe zur Probe!

Die Asche von einem verbrannten Maulwurf dienet wider hitzige Flüsse, wider Aussatz und Kröpfe, von ½ Quentchen bis zu 2 Skrupeln in einem Glas Wein genommen. Man vermischt sie auch mit Honig oder Oel und bedienet sich derselben als einer Salbe in gleichen Fällen.

Wenn man einen lebendigen Maulwurf in der Hand erstickt, so hält man dieses für ein bewährtes Mittel wider das Fieber; (das aber gewiß eben so wenig von Jemanden gesucht, als mit irgend einem guten Erfolge gebrauchet werden dürfte). Ettmüller geht noch weiter, und legt gar denenjenigen, die einen Maulwurf in ihrer Hand erstickt haben, die Kraft bei, durch blosses Auflegen dieser Hand, Krebs und Kröpfe zu heilen. Unschätzbare Gabe! Schade, daß man sie blos im Gehirn abergläubischer Alten zu suchen hat! Was für herrliche Wir-

kungen man sich vom getrockneten Herz, von der Leber, vom Blut, und von den Bälgen der Maulwürfe zu versprechen habe, mögte man im Geoffroy l. c. Merklein l. c. Schwenkfeld u. a. m. vielleicht lieber nachlesen, als in diesem Werke.

M.

XL.

Die Fledermaus. *)

Obgleich an sich alles, was aus den Händen des allweisesten Schöpfers kömmt, gleich vollkommen in seiner Art ist, so giebt es doch, in Rücksicht auf unsre Kenntnisse,

*) *La* Chauve-Souris. (Hebr. Ata*l*eph. Chald. Atalepha. Syr. Parachadora. Arab. Baphas. Pers. Anseb. Perack. Port. Morcego oder Murziega*lo*. Span. Morcigalo. Holl. Flarmuys oder Vlerkmuys.) Griech. Νυκλερὶς. Latein. Ves*p*ertilio. Italien. Nottola, Vespertilione (Ratto *p*enago), Barbastello, *Vil*pistrello, Bipistrello, Sporteglione. Engl. The Bat. Flittermouse. (Seremouse). Schwed. Laderlapp. (Flädermus.) Poln. Nieto*p*ersz. Smoländ. Nattblacka. Dän. Flaggermuu*s*, Aftenbakke.
Vespertilio Ges*n*. Hist. Av. p. 776. Icon. Av. *p*. 17.
— — Raji Syn. Anim. Quadr. p. 243.
— — caudatu*s*, ore nasoque simplici. Linn.
— — vu*l*garis, Klein. Quadr. p. 61.
— — major, murini coloris, *p*edibus omnibu*s* *p*entadactyli*s*, auriculis simplicibus, La grande Chauve-Souri*s* de notre pays. Briss. Regn. Anim. p. 224. v. B.

Ves-

so wohl ganz vollkommene, als auch andre Wesen, die uns noch etwas Unvollständiges, oder Unförmliches an sich zu haben scheinen. Zu den ersten gehören diejenigen, die uns in ihrer Figur einen reizenden Anblick der Voll-kom-

Vespertilio murinus, caudatus, ore nasoque simplici, auriculis capite minoribus. Linn. S. N. XII. p. 47. n. 6. Faun. Suec. p. 1. n. 2. Vespertilio Bellon. Av. 147. Aldrov. Ornith. I. 571. fig 576. Jonst. Av. 53. T. 20. Lonic. Kräuterb. d. 685. Albin. Av. III. p. 95. Tab. 101 Edw. Av. T. 201. f. 2. Short eared Bat. Charlet. Exerc. p. 80. Ejusd. Onom. p. 71. n. XII. The Bat, Flittermouse. Rearmouse. Sloane Jam. II. 330. Schwenkf. Av. Siles. p. 366. Krameri Austr. p. 314. Pennant. Syn. Quadr. p. 359. gen. 43.

Deutsch: die Fladdermaus, Fledermaus, Flatterratze, Flederratze, Speckmaus. S. Frischs Vögel. Tab. 102. 103. Schreb. Saugthiere I. p. 165 Tab. 51. Pennants Britt. Thiergesch. p. 50. Tab. XI. a. Leskn. Naturgesch. 24. Meiers illum. Thiere I. B. pag. 4. Tab. 3. Hallens Thiere I. p. 449. Pontopp. Dän. 4to p. 162. Kundm. Rar. Nat. & Art. pag. 1056. Valent. Mus. II. 153. Ejusdem Amphith. Zoot. p. 78. Muralt. in Ephem. N. Cur. Dec. II, An. I. Obs. 48. Lemery Mat. Lex. 1176. Jabl. Lex. I. 467. Onomat. Forest. I. p. 841. Avis Sorex. Rat pennade. Neuer Schaupl. d. Nat. III. p. 116. Müllers Linn. Natursf. I. p. 154. Tab. VIII. f. 6. Das Mausfeohr.

Dictionn. des Anim. I. 509. Vallm. de Bom. Dict. II. p. 576. Cours d'Hist. nat. Tom. II. p. 267. Cathol. lit. C. pag. 262.

M.

kommenheit gewähren, insofern alle Theile, Körper und Gliedmaßen, untereinander ein gehöriges Verhältniß zeigen, alle Bewegungen dem Bau gemäß, alle Verrichtungen leicht und natürlich sind. Zu den letztern, deren Anblick wir widrig finden, rechnen wir diejenigen, die mit schädlichen Eigenschaften ausgerüstet sind, ihrer Natur und Gestalt nach vom Gewöhnlichen abweichen, wovon wir die ersten Vorstellungen und Begriffe genommen hatten, die uns in Beurtheilung der übrigen zu Muster dienen. Ein Menschenkopf auf einem Pferdehals, ein mit Federn bedeckter Leib, der sich in den Schwanz eines Fisches endigt, stellen uns blos deswegen ein überaus unförmliches Gemälde dar, weil man darin Dinge beisammen siehet, welche die Natur selbst sehr weit von einander entfernet hat. Ein Thier, das, wie die Fledermaus, halb zu den vierfüßigen, halb zu den fliegenden Thieren gehöret, und weder eines, noch das andre ganz vorstellet, ist gleichsam ein Ungeheuer, weil es, durch die Vereinigung der Eigenschaften zwoer so weit von einander unterschiedener Thierarten, von allen Mustern gänzlich abweicht, welche die Hauptklassen der Natur uns darbieten. Es ist nicht allein ein unvollkommenes vierfüßiges Thier, sondern

auch noch ein unvollkommnerer Vogel. Zu einem vierfüßigen Thier werden vier ordentliche Füße, zu einem Vogel Federn und Flügel erfordert. An der Fledermaus können die vordern Füße weder eigentliche Füße, noch Flügel genennet werden; ob sie gleich vermögend ist, mit selbigen abwechselnd entweder zu fliegen oder sich kriechend fortzuhelfen. In der That sind es ganz unförmliche Glieder, deren Knochen auf die ungeheuerste Art verlängert, und vermittelst einer Haut verbunden werden, die weder mit Federn bedeckt ist, noch, wie der übrige Leib, mit ordentlichen Haaren. Sie scheinen eine Art von Floßfedern, oder, wenn man lieber will, geflügelter Pfoten *) vorzustellen, an welchen man weiter nichts, als die Klaue eines kurzen Daumens erblicket, deren übrige lange Zehen aber blos gemeinschaftlich wirken können, und keine andere, we-

*) Es giebt auch fliegende vierfüßige Thiere, die keine Fledermäuse sind, ob sie gleich oft mit ihnen verwechselt werden. Sie unterscheiden sich durch den Bau der Werzeuge, wodurch ihr Flug geschiehet. Die Fledermausfittiche sind eigentlich ihre Hände. Andere fliegende Saugthiere bedienen sich zum Flug einer Haut welche sich zwischen ihren Gliedmassen um den Leib herum ausspannen läßt. Schreber *loc. cit.* p. 147.

weder eigne Bewegung, noch besondre Verrichtung haben. Sie sind eine Art von Händen, zehnmal so lang, als die Füße und im Gange viermal so lang, als der ganze Körper des Thieres, mit einem Wort, es sind Theile, die vielmehr das Ansehen eines besondern Einfalles, als einer regelmäßigen Hervorbringung der Natur, zu haben scheinen.

Diese Haut bedeckt erstlich die Arme, bildet hernach die Flügel oder Hände des Thieres, vereiniget sich dann mit der Haut des Körpers, umwicklet zugleich die Beine, und sogar den Schwanz, der durch diese seltsame Verbindung gleichsam zu einer Zehe wird. Zu diesen wunderlichen Figuren und Verhältnissen des Körpers und seiner Glieder kommen noch die Unförmlichkeiten seines Kopfes, die sich oft noch sonderbarer auszeichnen. Denn an einigen Arten erblickt man kaum eine sichtbare Nase, die Augen liegen sehr tief neben der Hölung oder Schnecke der Ohren, und verstecken sich beinahe völlig in den Backen. An andern sind hingegen die Ohren eben so lang, als der Körper, oder ihr Gesicht ist in die Form eines Hufeisens verzerret, oder die Nase wie mit einem Kamm besetzet. Bei vielen erscheinen vier Ohrlappen am Kopfe, und alle haben klei-

kleine, undeutliche, versteckte Augen, eine unförmliche Nase oder Nasenlöcher und ein Maul, dessen Einschnitt von einem Ohre bis zum andern reichet. Alle Fledermäuse suchen sich zu verbergen, scheuen das Licht und suchen die Finsterniß. Sie verlassen ihre dunkle Wohnörter blos das Nachts, und kehren mit anbrechendem Tage zurück, um bis zu einer folgenden Dämmerung an den Mauern sich anzuhängen.

Ihre Bewegung in der Luft ist nicht so wohl ein ordentlicher Flug, als eine Art von ungewisser Schwingung *), welche sie mit ungemeiner Anstrengung und sehr unschicklich zu verrichten scheinen. Es wird ihnen schwer, sich von der Erde zu erheben, sie steigen auch im Fluge nie zu einer beträchtlichen Höhe, können sich auch nur schwer herablassen, ihren Flug anhalten oder ordentlich fortsetzen. Er ist weder schnell, noch recht gerade, und wird blos durch plötzliche Schwingungen, in einer schrägen oder gedrehten Richtung vollführet. Im

Vor=

*) Dem Flattern der Schmetterlinge ähnlich. Sie richten ihren Flug hauptsächlich nach ihrem Raube, nach dem Licht und nach hellen Farben. Der Schwanzhaut bedienen sie sich, um ihm die gehörige Wendung zu geben. Schreber l. c. 151.

Vorbeistreichen können sie aber doch leicht Fliegen, Mücken und Phalänen, die nur des Nachts herum fliegen, erhaschen. Diese verschlingen sie ganz, und in ihrem Auswurfe findet man Uiberbleibsel ihrer Flügel und andre trockne Theile, welche sie nicht verdauen konnten.

Als ich einst in die Grotten oder Hölen von Arzy gestiegen war, um die Tropfsteine derselben etwas näher untersuchen zu können, war ich erstaunt, auf dem ganz alabasternen Boden derselben, und in einer so dunkeln Tiefe, noch eine Erde von ganz anderer Art anzutreffen. Es war ein hoher, viele Fuß breiter Haufen einer schwärzlichen Materie, die fast gänzlich aus Trümmern von Flügeln und Füßen der Fliegen und Phalänen zu bestehen schien, gleichsam als ob eine unermeßliche Zahl dieser Insekten sich versammlet und vereiniget hätten, um hier zu sterben, und gesellschaftlich zu verfaulen. Indessen war dies alles nichts anders, als Fledermausmist, welcher sich vermuthlich seit vielen Jahren gerade an dieser Stelle dieser unterirdischen Höle gesammlet hatte, wo die Fledermäuse sich vorzüglich aufhielten *).

Denn

*) S. Gesn. Aves. 695. 70. p. 698: 63. Espers neue entdeckte Zoolithen ꝛc. S. 139. Schreber l. c. p. 152. M.

Denn im ganzen Umfang dieser über eine halbe Meile weiten Höle, sah ich keinen andern Klumpen von ähnlicher Materie, und ich schloß daraus, daß die Fledermäuse ihren gewöhnlichen Sammelplatz beswegen gerade auf erwähnte Stelle müßten eingeschränket haben, weil durch die Oeffnung der Grotte noch ein schwaches Licht bis dahin dringen konnte, und nicht weiter eingedrungen waren, um sich nicht in einer zu tiefen Finsterniß zu verlieren.

Die Fledermäuse sind wahre vierfüßige Thiere, welche mit den Vögeln gar nichts, als den Flug gemein haben. Weil aber die Bewegung des Fluges an den vordern Gliedern eine vorzügliche Kraft voraussetzet; so findet man auch ihre Brustmuskeln viel stärker und fleischiger, als an irgend einem vierfüßigen Thiere, und man muß gestehen, daß ihnen auch hierin eine Aehnlichkeit mit Vögeln zukomme. In allen übrigen Stücken ihrer äußern und innern Bildung sind sie von denselben unterschieden. Die Lunge, das Herz, die Zeugungstheile und alle Eingeweide gleichen eben diesen Theilen der vierfüßigen Thiere, die Ruthe nur allein ausgenommen, welche bei den Fledermäusen, wie es den Menschen und Affen sonst allein eigen ist, hängend und abgesondert erscheinet.

Sie bringen ihre Jungen, gleich den vierfüßigen Thieren, lebendig zur Welt, und sind, wie diese, mit Zähnen und Zitzen versehen. Sie sollen mehr nicht, als zwei Junge tragen, welche sie ordentlich säugen und im Fluge mit sich nehmen. Ihre Paarungs- und Heckzeit ist im Sommer; denn im Winter findet man sie erstarret. Einige bedecken sich dann mit ihren Flügeln, wie mit einem Mantel, klammern sich mit ihren Hinterfüßen fest an die Wölbung ihrer unterirdischen Höle, und bleiben den Winter hindurch in dieser hängenden Stellung. Andere haken sich an den Wänden an oder verkriechen sich in Löchern. Sie halten sich immer in großer Menge beisammen, um sich wider die Kälte zu schützen. Den ganzen Winter bringen sie unbeweglich zu, ohne das mindeste zu genießen, erwachen eher nicht, als im Frühling und pflegen gegen das Ende des Herbstes von neuen sich wieder zu verbergen. Den Hunger können sie besser, als Frost ertragen, und viele Tage hindurch fasten, ohnerachtet sie unter die fleischfressenden Thiere gehören. Denn, wenn ihnen der Zugang zu einer Küche oder Speisekammer offen stehet, klammern sie sich an die daselbst aufgehangene Speckseiten und ma-

chen

chen sich kein Bedenken, rohes und gekochtes, frisches oder faulendes Fleisch zu fressen.

Die Naturbeschreiber, welche vor uns die Fledermäuse beschrieben haben, kannten mehr nicht, als zwo Arten derselben. Herr d'Aubenton fand noch fünf andere, die so gut, als die vorher bekannten, in unserm Himmelsstriche wohnen. Sie sind auch bei uns eben so gemein, eben so zahlreich, als jene, man wundert sich also mit Recht, daß noch kein Kenner der Natur sie bemerket hatte. Diese, durch sehr deutliche Merkmale von einander unterschiedene sieben Arten von Fledermäusen werden auch niemals an einem Orte beisammen gefunden.

Die erste von den vormals bekannten Arten ist eigentlich die gemeine Fledermaus, deren Benennungen oben in der Anmerkung angegeben worden, und wovon man die Figur, auch unten die weitere Beschreibung, nachsehen kann.

Die zwote Fledermaus mit großen Ohren werden wir das Großohr (l'Oreillar) nennen, welche die Naturforscher ebenfalls gekennt, und ihr besondere Beinamen gegeben haben *) Sie ist vielleicht gemeiner, als die

*) Vespertilio auritus; caudatus; naso; oreque simplici, auriculis duplicatis, capite majoribus.

die eigentlich sogenannte Fledermaus, und hat einen kleinern Körper, auch viel kürzezere Flügel, als diese, auch eine kleinere, aber spitzigere Schnauze, dabei aber desto längere Ohren. S. die Figur des Langohres.

Die dritte Art, welche wir eigentlich Speckmaus, nächtliche Fledermaus, (Noctule vom italiänischen Worte Noctula) nennen, *), gehörte noch unter die unbekannten

bus. Linn. l. c. p. 47. n. 5. Faun. Suec. Ed. II. n. 3. p. 2. an varietas sexus? Vespertilio Aldrov. Av. p. 571. Fig. 574. 575. Vespertilio auriculis quaternis. Jonst. Av. p. 34. T. 20. Vespertilio vulgaris, auriculis duplicibus. Klein. Quadr. p. 61. Albin. III. 95. n. 101. The double eared Bat. Vespertilio auribus majoribus. Frisch Av. T. 103. Edw. T. 201. f. 3. Olear. Muſ. Gott. T. 15. f. 1. Vespertilio auriculis inappendiculatis. Gronov. Zooph. 23. Vespertilio minor. La petite Chauve-sauris de nôtre païs. Brisson. Quadr. p. 160. n. 3. Pennants Britt. Thierg. p. m. 5. Ejusd. Synopſ. p. 371. n. 202. Nycteris Bellon. oiſ. II. p. 147. (fig. mediocr.) Schrebers Säugthiere I. p. 183. Tab. 50. N. Sch. der Nat. III. p. 117. Pennant. l. c. p. 51. Müller l. c. 154. T. VIII. f. 5.

M.

*) Nach Herrn Prof. Schrebers Anführung in seiner schätzbaren Beschreibung der Säugthiere S. 166. n. 10. Tab. 52. kann diese Fledermaus wohl nicht ganz unbekannt unter den Alten gewesen seyn, weil er dabei Gesn. Av. p. 690. c. fig. und Aldrovandi Ornith. p. 575 nebst

ten, die man aber in Frankreich fast noch häufiger, als die beiden vorigen Arten, findet. Sie lebt unter den Dächern, unter den bleiern Dachrinnen der Schlösser und Kirchen, auch in alten holen Bäumen. Diese Speckmaus ist fast eben so groß, als die gemeine Fledermaus, hat aber kurze, breite Ohren, ein braunröthliches Haar, eine scharfe, durchdringende Stimme, die beinahe dem Schall einer eisernen Schelle gleichet. S. die Figur.

Die Benennung des Spätlings (oder der blaßen Fledermaus *), haben wir der vierten, vorher ganz unbekannten Art beigeleget. Sie ist kleiner, als die gemeine und nächtliche Fledermaus, beinahe so groß, als das Langohr; sie unterscheidet sich aber von letz-

2 Figuren, außer dem Pennant in Syn. quadr. p. 369. n. 287. und Britt. Zool. tab. 103. unter dem Namen Great Bat, anführet. Hr. Daubenton hat sie ebenfalls in den Mem. de l'Ac. de Par. 1759. p. 380. T. 2. f. 1. beschrieben und abgebildet. Cf. N. Sch. d. Nat. III. 117. Vespertilio lardarius. Müll. Anh. p. 15. M.

*) S. Pennant Synops. quadr. p. 370. n. 288. D'Aubent. in den Memoires de Par. 1759. p. 380. Tab. 2. f. 1. Schrebers Saugthiere I. p. 167. n. 11. Tab. 53. N. Sch. d. Nat. l. c. Müllers Anh. p. 16. M.

letzterem durch die kurze, zugespitzte Ohren, durch die Farbe des Haares; die Flügel haben eine schwärzere, das Haar eine dunkler braune Farbe. S. das Kupfer.

Der fünften Art, welche bisher nicht minder unbekannt gewesen, wollen wir den Namen Pipistrelle (oder Zwergfledermaus) vom ital. Worte Pipistrello ertheilen *), welches ebenfalls eine Fledermaus bedeutet. Diese Art ist lange nicht so groß, als eine der vorher beschriebenen, sondern unter allen die kleinste und erträglichste von Ansehen, ob sie gleich mit sehr aufgeworfenen Oberlefzen, ganz kleinen, sehr tief liegenden Augen, und einer stark mit Haaren besetzten Stirn versehen ist. Siehe die Figur.

Die sechste, nicht minder unbekannte Art soll Barbastelle, vom italiänischen Barbastello (Fledermaus,) oder deutsch das Kurzmaul **) heißen. Dies Thier hat beinah die Größ-

*) S. Pennant Syn. quadr. p. 370. n. 289. D'Aubent. in besagten Memoires p. 381. T. 1. f. 3. Schreber l. c. n. 12. Tab. 54. N. Sch. d. Nat. *l.* c. Müllers Anh. p. 16.
M.

**) S. Pennant l. c. n. 290. D'Aubent. *l.* c. T. 2. f. 3. Schreber l. c. p. 168. n. 13. N. Sch. d. Nat. l. c. *p.* 118. Müllers Anh. p. 17.
M.

Größe des Langohres, auch fast eben so breite, nur kürzere Ohren. Der Name Barbastelle scheint ihm desto angemessener zu seyn, da man an ihm gleichsam einen großen Knebelbart erblicket, ob dies gleich nur ein von den aufgeblasenen Backen verursachtes Blendwerk ist, weil diese hier einen dicken Rand um die Lefzen bilden. Es hat eine sehr kurze Schnauze, nicht minder platte Nase und Augen, die fast in den Ohren liegen. S. das Kupfer.

Den Namen des Hufeisens oder der Hufeisennase *) wollen wir endlich der siebenten, bisher ganz unbekannten Art beilegen. Dies Thier hat etwas ungemein Auffallendes in der sonderbaren Unförmlichkeit seines Gesichtes, dessen vorstehendster Zug eine Wulst ist, welche sich, in Form eines Hufeisens, um die Nase herum, und über die Ohrlippe hinziehet. In Frankreich findet man dieses Thier gemeiniglich und sehr häufig in den Mauer und in Kellern alter verfallner Schlösser; klein und groß, übrigens aber ein-

*) Fer à Cheval. D'Aubent. Memoires de l'Ac. de Par. 1759. P. 382. T. 2. f. 4. Horse-Shoe Bat. Pennant. *l.* c. p. 369. n. 286. Schreber *l.* c. p. 174. Tab. 62. N. Sch. d. Nat III. 118.

M.

einander in der Form so ähnlich, daß wir sie für einerlei Gattung gehalten. Da wir indessen unter so vielen kein einziges von mittlerer Statur, zwischen den großen und kleinen angetroffen, so getrauten wir uns nicht wohl zu entscheiden, ob dieser Unterschied blos vom Alter herrühre, oder eine beständige Verschiedenheit in einer Hauptart ausmache? S. die Figur und daubentonische Beschreibung. S. 115.

I. Anhang.

Außer den angeführten 7 Arten von Fledermäusen finden sich in andern Schriftstellern, auch in den folgenden Theilen des Hrn. von Buffon noch:

8) Der Blutsauger, Vampyr. Der fliegende Hund. Vespertilio Vampyrus Linn. l. c. p. 46. n. 1. Schreber l. c. p. 753. Tab. 44. Müll. Linn. Natursf. I. 152. Hallen p. 452. f. 28. N. Sch. d. Nat. III. 118.

S. von Buffon Deutsch in 4to. V B. II Th. p. 55. &c. Rougette und Roussette.

9) Die Trichternase. Das Gespenst. Der Flatterer. Der größte fliegende Hund mit Ohren. Vespertilio Spectrum Linn. l. c. n. 2. Schreb. l. c. p. 159. n. 3. T. 45. Müll. l. c. p. 153. Hallen 453. n. 7. N. Sch. d. Nat. III. 119.

S. von Buffon l. c. V B. II Th. p. 34 &c. Vampyr.

10) Die

10) Die Schaufelnase. Brillnase. Gemeine amerikanische Fledermaus. Vespertilio perspicillatus Linn. l. c. p. 47. n. 3. Schreber l. c. 160. n. 4. Tab. 46. a. Müll. l. c. 154. Hall. p. 451. n. 3.

11) Die Herznase, fliegende Ratze. Vesp. Spasma Linn. l. c. p. 47. n. 4. Schreber l. c. p. 158. n. 2. Tab. 48. Müll. l. c. 154. Hallen p. 451. n. 4.

12) Die Kleeblattnase. Das Lanzenblatt. Vespertilio hastatus Pall. Spec. III. p. 7. Schreber l. c. p. 161. n. 5. Tab. 46. B. Müllers Anh. p. 14. N. Sch. d. Nat. III. 119.

S. von Buffon l. c. VII B. I Th. p. 127. Fer de Lance.

13) Die Spernase. Vespertilio soricinus Pallas l. c. p. 24. Tab. 3. Schreber l. c. p. 161. n. 6. Tab. 47. Müllers Anh. p. 14.

14) Die Fledermaus mit der Hasenscharte. Vespertilio Leporinus Linn. S. N. X. p. 32. n. 5. Noctilio Americanus. Ibid. Ed. XII. p. 88. Feuillée observ. Vol. I. p. 623. Schreber l. c. p. 162. n. 7. Tab. 60. Müllers Anh. p. 15.

15) Die Bartfledermaus. Der kleine fliegende Hamster. Campagnol volant. D'Aubent. Memoir. de Par. 1759. p. 388. Schreber l. c. p. 169. n. 14. T. 56. Müllers Anh. p. 17.

S. von Buffon l. c. V B. II Th. p. 53.

16) Die Fledermaus mit bunten Fittichen. Die fliegende Haselmaus. Der Buntflügel. Vespertilio pictus Pall. Spec. III. p. 7. Schreber l. c. p. 170. n. 15. Tab. 49.

17) Die spitzöhrige Fledermaus. Das Spitzohr. Marmotte volante D'Aubent. Mem. de Par. l. c. p. 385. Schreber l. c. p. 171. n. 16. T. 57. Müll. Anh. p. 18.

S. von Buffon l. c. V B. II Th. p. 126.

18) Die hundsmäulige Fledermaus. Die große fliegende Feldmaus. Das Hundsmaul. Die fliegende Katze mit der Hundsschnauze. Vespertilio Molossus. Pallas Spec. III. p. 8. Schreber l. c. p. 171. n. 17. A. B. Tab. 59. Müll. Anh. p. 18. Hallen p. 453. n. 8.

S. von Buffon l. c. V. 2. p. 51.

19) Die großköpfige Fledermaus. Vesp. Cephalotes Pallas specil. III. 10.

Tab.

Tab. 1. Schreber l. c. p. 172. n. 18. T. 61. Müll. Anh. p 19.

20) Die Beutelfledermaus. Schreber l. c. p. 163. n. 19. Tab. 57. Vespertilio marsupialis. Müll. Anh. p. 19.

21) Die nordamerikanische Fledermaus. S. Schreber l. c. p. 176. Vespertilio borealis. Müll. Anh. p. 20.

Von diesen Verschiedenheiten werden Nro 8. 9. 12. 15. 17. 18. in den folgenden Bänden des Hrn. v. Buffon noch beschrieben; Nro. 10. 11. 13. 14. 16. 19. 20. 21. sind im ganzen Werke nicht anzutreffen. Ich würde sie hier gleich mitgenommen haben; weil ich aber, wenn die Vorsehung mir das Leben fristet, gleich nach Vollendung des buffonischen Werkes von den vierf. Thieren und Vögeln, einen Anhang von etlichen Bänden zu liefern versprochen; so werde ich alsdann alle Thiere nach der linneischen Ordnung durchgehen, bei den beschriebenen mich auf die Stellen unserer Ausgabe, wo sie vorkommen, beziehen, die fehlenden aber nach eben dieser Ordnung ergänzen und folglich dies Werk so vollständig, als möglich, zu machen suchen.

M.

II. Anhang

nach Hrn. d'Aubenton und andern.

Wenn man die Fledermäuse bei dem schwachen Lichte der Dämmerung siehet, so giebt ihnen die Gestalt ihrer Flügel das Ansehen der Vögel. Indessen ist es zu bewundern, daß die Naturkenner, welche sie ohne Zweifel in der Nähe betrachteten, an ihnen die Kennzeichen vierfüßiger Thiere verkannten und sich zu dem Irrthum hinreißen liessen, selbige in die Klasse der Vögel zu bringen *). Alle Zeichnungen, die man, selbst in

*) Ein Thier das lebendige Jungen gebieret und säuget, welches keinen Schnabel, sondern ein Maul voll Zähne, Ohren, keine Federn, sondern Haare hat, und seine Flügel zugleich als Füße brauchet, hätte billig in keinem Zeitalter darum, weil es fliegen kann, für einen Vogel angesehen werden sollen. Haben wir nicht auch fliegende Eidexen, fliegende Fische u. s. w.? Schreber l. c. 149.

in den Büchern über die Naturgeschichte, von Fledermäusen findet, bilden sie uns blos mit ausgespannten Flügeln. Wollte man denn gar nicht bemerken, daß diese Flügel, wenn das Thier in Ruhe ist, Beine vorstellen, und daß es deren viere hat, wie andere säugende Thiere? Wir wollen daher die Fledermäuse erst in ihrer gewöhnlichen ruhigen Stellung betrachten (wie Fig. 1.), hernach aber in derjenigen zeugen, wo ihre Vorderbeine Flügel werden und fähig sind, in der Luft sie zu halten (wie Fig. 2.)

Freilich hat sowohl die Lage, als Bildung der Beine dieser Thiere, vor andern vierfüssigen viel Besonderes. Der Ellenbogen A ist nahe beim Knie B zu sehen. Der Vorderarm AC ist sehr lang und gehet schräg von oben nach unten, auch von hinten wieder nach vorn, bis zur Nase des Thieres. Was bei andern Thieren die Handwurzel ist, lehnt sich auf den Boden und man sieht an den Vorderfüßen mehr nicht, als eine Zehe D welche den Daumen vorstellt und nach hinten gehet. Das Knie B ist eben so hoch, als das Kreuz des Rückens E. Das Bein BF hat eine von oben nach unten gerade herabgehende Lage. Die fünf Zehen des Hinterfußes liegen nach hinten hinaus und sind alle von gleicher Größe. Der Arm liegt

hinter dem Vorderarm, die Lende hinter dem Schienbeine verborgen. Beide sind überdem noch mit dem Vorderarm und Schienbein von einer faltichten Haut umgeben, welche den Schwanz und fast den ganzen hintern Theil des Körpers umkleidet.

Diese besondre Zusammensetzung und Lage der Beine läßt keinen leichten Gang der Fledermäuse vermuthen, und in der That pflegen sie sich mehr fortzuschleppen als ordentlich zu gehen. Doch können sie mit Hilfe ihrer vier Beine, den Körper sowohl vorwärts, als hinter- und seitwärts bewegen. Wenn sie sich rühren; so stützen sie die Brust und den Bauch auf dem Boden ohne daß die vier Füße das Gewicht des Körpers halten dürften. Diese thun weiter nichts, als das Schwanken oder seitswärts Fallen des Körpers zu hindern.

Um vorwärts zu gehen, heben sie auf einmal beide Vorderfüße, und bringen sie auf eine kleine Weite von dem Orte weg, wo sie waren. Zugleich legen sie die Daumen beider Füße auswärts, und pflegen mit der Klaue derselben wo, und so gut sie können, einzugreifen, hierauf aber die Hinterfüße so auszustrecken, daß auch die fünf Zehen von beiden hinten auswärts liegen, alsdann sich auf die Fußsole zu stützen, und

mit

mit den Klauen anzuhalten. Dann heben sie den Leib auf die Vorderfüße, und rücken vorwärts, indem sie den Arm auf den Vorderarm anbiegen. Diese Bewegung wird hernach durch das Ausstrecken der Hinterbeine sehr erleichtert, welche den Leib ebenfalls vorwärts drängen.

Um einen zweiten Schritt zu machen, legen sie dann die hintern Füße mit den vordern zu gleicher Zeit so vor, daß die Zehen der Hinterfüße noch immer hinten aus liegen. So schwer auch dieser Gang dadurch ist, weil bei jedem Schritte der Leib auf die Erde sinket; so gehet er dennoch geschwinde genug von statten, wenn jeder Fuß etwas antrift, wogegen er sich stämmen kann. Stößt aber der Daumen des Vorderfußes auf einen leicht nachgebenden Körper, dann ist alle Mühe der übrigen Füße vergebens, die nun beide hinten ausglitschen. Trift ein Fuß auf einen festen Punkt, ein anderer aber kann den Leib des Thieres nicht eben so feste tragen, so thun sie einen Fehltritt, und können sich auf die Hilfe der Hinterfüße nicht verlassen. Denn da die Zehen hinterwärts gestrecket sind, kann blos die Fußsohle den Körper stützen, um ihn vorwärts zu bringen, der Fuß gleitet aber oftmals zurücke, wenn der Schen-

kel sich ausstreckt, um den Leib vorwärts zu schieben. Herr d'Aubenton hat auch Fledermäuse gesehen, welche die Vorder- und Hinterfüße, wie andere vierfüßige Thiere, einen nach den andern vorwärts setzen.

Will die Fledermaus eine Bewegung seitwärts machen, so streckt sie auf eben die Seite, wo sie hin will, einen Vorderfuß vom andern weg, und hebt sich auf beiden Schenkeln. Durch diese Bewegung wird erstlich der vordere Theil des Leibes auf die Seite gebracht, und fällt, in gleichem Abstand von beiden Füßen, nieder. Um rückwärts zu gehen, fängt sie damit an, die Hinterfüße hinten auszustrecken; dann hebt sie den Körper auf den Vorderfüßen, da mittlerweile die andern sich biegen und ihn hinterwärts ziehen. Dieser Gang ist einer gewissen Art von Fledermäusen sehr gewöhnlich, welche die Zehen der Hinterfüße fast immer hinten ausgestreckt halten. Sie hängen sich damit an, wo sie können, und dies ist ihre liebste Stellung, um sich auszuruhen. Herr d'Aubenton hat nur eine Gattung, welche dieses thut, gesehen. Die andern halten sich auf ihren vier Füßen, und sammlen sich in Haufen, um sich einander zu erwärmen, zumal wenn sie an einem kalten Orte sich befinden.

Der

Der allezeit schwere und oft sehr langsame Gang der Fledermäuse unterscheidet sich wenig von einer völligen Ruhe. Sie machen sich auch nicht eher, als wenn sie erstarrt oder ermüdet sind, eine fortschreitende Bewegung; oder wenn ihnen der helle Tag nicht erlaubt, ihren Aufenthalt zu verlassen und Gegenstände wahrzunehmen. So bald aber das Licht im gehörigen Verhältniß mit der Schwäche ihrer Augen, oder die Beschaffenheit der Luft ihnen bequem ist, auch die fliegende Insekten, von denen sie sich nähren, in Bewegung setzt, breiten sie gleich ihre lange Flügel aus, fliegen davon, bald hoch, bald niedrig, und durchstreichen so mit vieler Schnelligkeit große Räume.

Außer den angezeigten Däumen an den Vorderfüßen der Fledermäuse sind noch vier sehr lange Zehen vorhanden, welche sich nach dem Vorderarm ausstrecken, und mit ihrem Ende gegen den Ellenbogen überschlagen, auch eine faltige Haut um sich herum haben. Wenn die Fledermaus auffliegen will, breitet sie gleich ihre vier Zehen auseinander. Die Haut, welche sie umhüllet, spannet sich aus, und wird ein Flügel. Eben diese Haut verlängert sich über die vierte Zehe hinaus, bis an den Leib des Thieres, um-

schließt

schließt so wohl den Arm, als die Lende, dehnet sich auch weiter bis an den Schwanz aus, welchen sie ebenfalls, wie die vier Schenkel und die Zehen des Vorderfußes, bedecket.

Diese Haut ist geschmeidig, dünn und beinahe durchsichtig, aber so stark, daß man Mühe hat, sie zu zerreißen. Wenn man durch sie hinsiehet, bemerkt man einige Blutgefäße und muskulöse Fasern, welche sie zusammenziehen, wenn die Flügel eingeschlagen sind, und in diesem Zustande kleine Vertiefungen, wie die Maschen eines Netzes, bilden. Zerreißt man die Haut, so zerret man weißliche Faden aus einander, welche das Gewebe, woraus die Haut besteht, uns zu Gesichte bringen.

Der Arm (C. A.) der Vorderarm (BB.), die vier Zehen (CC. DD. EE. FF.), die Vorderfüße, die Lende und das Bein, haben sehr wenig Fleisch und gleichen diesen Theilen eines Geribbes, wenn sie gleichsam in einen Flor gewickelt wären. Die erste Zehe (C) liegt nahe bei der zwoten (D). Zwischen der zwoten und dritten (E) ist schon ein größerer Abstand, noch größer zwischen dieser und der vierten (F). Der hintere Rand der Haut bildet auf jeder Seite des Thieres vier Einschnitte; den ersten (G) zwischen

schen der zwoten und dritten, den zweiten (H) zwischen der dritten und vierten, den dritten (I) zwischen den vierten Zehe und dem Beine, den vierten (K) zwischen dem Bein und dem Schwanze (L) von welchem das letzte falsche Wirbelbein zum Theil von der Haut frei ist. Diese symmetrische Ausschnitte werden von Zeichnern sehr nachgeahmet, und als Zierrathe bei Kartuschen und andern Zeichnungen angewendet.

Wenn die Fledermaus zu fliegen aufhöret, und sich auf den Boden wieder niedersetzet, biegt sie die vier Zehen der Vorderfüße längs dem Vorderarm, und stützt sie auf den Daumen (MM.) und auf die Handwurzel.

Der Kopf des Thieres scheint sich im Leibe zu verlieren. Man siehet von ihm nichts, als die Schnauze und große Ohren *) kaum erblickt man die Augen, die fast ganz in dem Haare versteckt liegen, wel-

*) Die große dicke Schnauze der Fledermäuse hat eine dichte Reihe spitziger Zähne mit untermengten Hauern. Die weiten Ohren kann das Thier am hintern Rand in Falten legen, wobei sich die Spitze auswärts bieget, auch einen Theil ihres Raumes mit der aufrecht stehenden Ohrecke (Tragus), wie mit einem Deckel verschließen. Schreb. l. c. 148. M.

welches bei allen Arten der Fledermäuse lang zu seyn pfleget.

Nichts ist an den Fledermäusen mannigfaltiger, als die Zähne. Ihre ganze Anzahl wechselt von 26 bis auf 38. *). Der Vorderzähne sind bald in beiden Kinnladen viere, bald nur in der obern viere in der untern zweene, sechse, achte von unterschiedener Größe; bald in der obern zween, in der untern keine; bald in dieser vier und in jener keine; bald in beiden keine anzutreffen. Die Backenzähne, nicht minder unbeständig in ihrer Anzahl, sind manchmal weniger spitzig, bisweilen einige länger und mehr zugespitzt, beinahe den Seitenzähnen ähnlich. Die Zähne können also nicht wohl denjenigen Theil abgeben, wonach dieses Geschlecht, in welchem sich so viele Anomalien vereinigen, vorzüglich muß beurtheilet werden **).

Das Geschlecht ist so durch alle Gegenden des Erdbodens zerstreuet, daß vielleicht keine seyn dürfte, wo nicht einige Gattungen desselben angetroffen würden. Die größten finden sich in den warmen Ländern. Ihr Aufenthalt in den heißen Ländern ist in und auf=

*) S. Mém. de Par. 1759. p. 392.
**] S. Schreber. l. c. p. 149.

auf den Bäumen, in kältern halten sie sich in den Klüften und Löchern der Felsen und Mauern, in Thürmen, Kirchen, Ställen und ganz düstern Winkeln wenig bewohnter Häuser. Die Ankunft der Eulen, welche sie zu fressen pflegen, ist ihnen ein drohender Wink, in ihre Behältnisse zurück zu kehren. Sobald also des Abends die Eulen, die etwas später, als die Fledermäuse ausfliegen, zum Vorschein kommen, sind gleich alle Fledermäuse verschwunden *)

Die sonderbare Manier, die Fledermäuse mit in die Höhe geworfenen Kletten zu fangen, welche Herr von Linne **) anführet, hat viel Wahrscheinliches, weil sie auf alles, was in der Luft sich beweget, begierig zufahren.

Die Nahrungsmittel dieser Thiere bestehen in Fliegen, Mücken, Schnacken, Schmetterlingen, Käfern, Spinnen und allerhand Insekten. Sie besuchen auf den Bäumen auch die Vogelnester, nagen Speck, Lichter und andere fette Sachen. Sie fressen aber auch Fleisch, und besuchen deshalb gern die Räucherkammern und Schorsteine, de-

*) S. Beitr. zu Beförd. der Naturk. I. Th. p. 56.

**) Flor. Succ. 712.

deren Zugänge von den Landleuten mit Büschen von Wachholdern, Stechpalmen und andern stachlichten Gewächsen verwahret zu werden pflegen, um sie abzuhalten. Herr Pennant *) gedenkt so gar einer zahmen Fledermaus, die aus den Händen Insekten gefressen, und während dem Verschlingen ihre Flügel um den Mund herum brachte, und, wie die Raubvögel zu thun pflegen, flatterte.

An einigen Orten, als in China, auf den philippinischen Inseln, auf der Insel Bourbon **), in Bengalen ***), in Afrika zwischen Kachao und dem Gambiastrom ****) auf Batavia a), auf der Insel St. Johannis b), in Babylonien c), zu Tunquin d) u. s. w. pflegt man die großen Fledermäuse zu essen und sehr schmackhaft zu finden.

Wie-

*) S. Brittische Thierg. p. 50.
**) S. Allg. Hist. d. Reisen VI. p. 95. XI. 404. XII. 625. Dappers Sina p. 143.
***) Thevenots Reisen 3. Th. p. 138.
****) S. Leipziger Reisen II. 398. 404.
a) S. Heydts Schauplatz rc. p. 78.
b) Clus. Exot. p. 95. 96.
c) S. Dappers Mesopotamien, Babylon rc. p. 97.
d) S. Tavernier *l. c.* p. 65.

Viele haben aus Irrthum diese Thiere für giftig angesehen. Andere haben dem Blute der europäischen Fledermäuse eine ätzende Kraft, ihrem Fleisch eine heilsame Wirkung in der Gicht und andern Krankheiten, ihrer Asche eine Heilkraft bei den Augen, auch dem Harn gute Wirkungen zugeschrieben. Von uns mögten sie dazu wohl gewiß heut zu Tage nie gesuchet werden. *)

Die meisten Kennzeichen der von Herrn d'Aubenton zuerst entdeckten Fledermäuse gründen sich auf die Anzahl der Zähne, auf die Figur und Größe der Ohren sowohl, als der Schnauze. In folgender Beschreibung seiner Gattungen hat er sie genauer entwickelt.

*) S. N. Sch. d. Nat. III. 117. Schwenkf. l. c. p. 367. Sanguis ad Seepentum ictus valet, & Psilothri vim obtinet, urina abstergit & calefacit, ungulam & albuginem curat. Cinis visum acuit, & cum melle suffusioni medetur. M.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

I.
Die eigentliche oder gemeine Fledermaus.

S. oben S. 69. Not. *)

Diese Fledermaus hat eine dicke, länglichte Schnauze, breite Nase und kleine Augen. Der untere Theil des innern und äußern Randes der Ohrmuschel bildet sich auf jeder Seite in ein Läppchen. Zwischen diesen beiden findet sich ein anders Ohrläppchen, welches vor der Oefnung des außern Gehörganges stehet. Es ist nicht sonderlich breit, aber fast halb so lang, als die Schnecke des Ohres. Die fünf Zehen der Hinterfüße haben fast alle gleiche Länge. Die obere Seite des Kopfes, des Halses, die Schultern, der Rücken, das Kreuz, die Lenden, sind von blaß aschgrauer, in ein leichtes Gelb spielender Farbe. Treibt man die Haare auseinander; so sieht man eine schwärzliche Farbe, die von ihrer Wurzel aufwärts gehet. Kehle, Unterhals, Achseln, Brust, Bauch und die ganze untere Seite des Leibes haben ein weißes Anse-

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

sehen, mit leichten gelblichen Strichen untermischet. In den getheilten Haaren gehet etwas Schwärzliches von der Wurzel herauf.

Die Lippen und untern Kinnbacken findet man dunkelroth, Nase und Ohren grau, in ein helles Braun spielend. Die Haut an den Flügeln und am Schwanze, die Beine und Füße pflegen zum Theil in ähnlicher Farbe, zum Theil schwärzlich durchzuscheinen. Die Länge der Haare beträgt ohngefähr drei Linien. Der Schwanz ist gänzlich in der Haut verstecket

d' Aubenton.

Die Länge des Körpers erstreckt sich auf dritthalb Zolle. Das Thier klaftert mit seinen Fittigen einen Fuß und etwas darüber.

Von den vier Vorderzähnen der Oberkinnlade sind die zween mittlern, welche in einiger Entfernung von einander stehen, und gegeneinander laufen, groß und spitzig, die beiden äußersten desto kleiner, die sechs untersten klein, stumpf und von gleicher Größe; die Seitenzähne lang, dreieckig die obern länger, als die untern. Der dritte Backenzahn auf jeder Seite übertrift alle übrigen an Länge, und gleicht beinahe den Seitenzähnen.

Diese gemeine Gattung pflegt sich am häufigsten um die Städte und um Dörfer herum aufzuhalten. Im Sommer giebt sie einen sehr starken und widrigen Bisamgeruch, den man aber im Winter nicht an ihr verspüret.

Schreber.

II. Das

II.

Das Langohr, Großohr, die großöhrige Fledermaus.

S. oben S. 78. Not. *)

Wenn man seine Augen auf dieses Thier heftet; so siehet man leichtlich, daß man es, wegen der unförmlichen Größe seiner Ohren, fast nicht glücklicher benennen konnte. Die Ohren sind so lang, als der ganze Körper, von ihrem Untertheile bis zum Hintern. Ihre Breite beträgt einen völligen Drittheil ihrer Länge. Diese Ohren sind ganz dünne, beinahe durchsichtig und fast eirund. Sie bilden, in einigem Abstande von ihrem vordern Rand, eine der Länge nach gehende, vorn ausspringende Falte. Längs derselben erblickt man einige Haare Am innern Rande, findet sich ein Fleischläppchen in einigem Abstand vom Kopfe. Beide Ohren stossen am untern Theil ihres innern Randes zusammen, und vereinigen sich durch eine Haut miteinander, die eine Linie hoch über den Kopf hervorstehet. Alle

Theile so großer Ohren müssen wohl nothwendig sehr in die Augen fallen. Man bemerkt an dieser Fledermaus auch einen Ohrlappen vor dem Gehörgange, den man wie ein zweites Ohr, seiner Größe wegen, betrachten kann. Er ist lang, schmal, am Ende zugespitzet. Das Ohr hat eine sehr merkliche Bewegung. Es schlägt sich nach außen zurück, und zieht sich so herunter, daß das Ende desselben sich der Schulter nähert, und in dieser Lage beide Ohren beinahe die Figur zweier Widderhörner annehmen. Man siehet in ihrem Gewebe quergehende Fasern, die von einander einigen Abstand haben, und, wenn das Ohr sich zurücke biegt, sich in Runzeln bilden. Die Augen sind rund, klein, und liegen vor den Ohren. Die lang zugespitzte Schnauze ist zwischen den Augen behaaret.

Die Flügel sind nicht sonderlich lang, von brauner, oder schwärzlicher Farbe *). Die Schwanzhaut scheint im Verhältniß größ-

*) Die Flughaut hat, welches Herr Prof. Schreber bemerkenswürdig findet, an den Spitzen des zweeten und dritten Fingers eine Kerbe, die Herr Edwards in seiner mittelmäßigen Figur doch am besten ausgedrucket. M.

größer, als die Flügel, *) und ist eben so gefärbet. Das Haar aber auf der Schnauze, am Hals, an den Schultern und am Leibe hat eine schwärzlich und gräulich roth gemischte Farbe, weil jedes Haar am größten Theil seiner Länge von der Wurzel auf schwärzlich, dann röthlich und an der Spitze braun ist. Unten am Kopf und Hals, auf den Schultern und unten am Leibe findet man sie schwärzlich und grau gemischt. Die schwärzliche Farbe oben am Leibe ist eigentlich blos ein röthliches Grau; das Graue hingegen unten am Leibe, gleichfalls ein wenig röthlich. Die Länge des Haares beträgt ohngefähr drei Linien.

d' Aubenton.

Diese Fledermaus wird nie so groß, als die vorhergehende; denn ihre ganze Länge beträgt nur zween Zolle.

Sie hält sich hin und wieder in Deutschland (auch bei uns in Schlesien), am liebsten in altem Gemäuer und Steinfelsen auf. Die Linneische Vermuthung, daß man sie vielleicht nur als das andere Geschlecht von der vorigen gemeinen zu betrachten habe,

*) Der Schwanz aber selbst ist so lang, als der Leib, die Spitze desselben pflegt aus der Flughaut ein wenig hervorzutragen.

Schreber.

wird schon dadurch, daß man von beiden Männchen und Weibchen entdecket hat, aber auch noch dadurch hinlänglich entkräftet, daß diese an verschiedenen Orten, wo jene häufig ist, gar nicht angetroffen wird. Schon die Vergleichung des Baues an beiden Arten will nicht verstatten, diese Muthmaßung zu behaupten.

Schreber.

III. Die

III.

Die nächtliche Fledermaus, Speckmaus. (Noctule.)

S. oben S. 79. Nota. *)

Diese nächtliche ist wenigstens eben so groß, als die gemeine Fledermaus; sie hat aber, außer den kürzern Beinen, eine nicht völlig so zugespitzte Nase und weniger erhabne Stirne. Die Ohren sind ungleich kürzer, doch fast eben so breit, und an ihren Enden abgerundet. Sie haben am untern Theil des innern Randes, nahe bei dem Auge, noch ein abgerundetes Läppchen und auf dem untern Theil des äußern Randes, nahe beim Winkel des Maules, ein anderes Läppchen von sehr ordentlicher Figur und Bildung. Vor der Oefnung des Gehörganges ist nach außen ein sehr kurzer und abgerundeter Ohrlappen.

Die Augen sind sehr klein, und liegen unter den vordern Winkeln der Ohren. Das Haar dieses Thieres ist zwo Linien lang, und von einer dunkelrothen, ins Braun spie-

len-

lenden Farbe. Die Spitze der Schnauze, die Flügel, die Haut des Schwanzes und Füße sind schwärzlich.

d'Aubenton.

Die Beine sind an dieser kürzer, als an der gemeinen Fledermaus, der Schwanz ist etwas kürzer, als der Leib, und völlig in der Schwanzhaut verborgen. In Frankreich findet sie sich häufiger, als die gemeine, doch ist sie auch kein Fremdling in Deutschland. Im Sommer pflegt sie einen sehr widrigen, obwohl nichts weniger, als biesamartigen Geruch von sich zu geben.

Schreber.

IV.

Der Spätling. Die blaße Fledermaus. (Serotine.)

(S. oben S. 80. Not. *)

Der Spätling ist beinahe von eben der Farbe, wie das gleich zu beschreibende Hufeisen. Er hat eine länglichte Schnauze, kurze breite Ohren, deren äußerer Rand einen Einschnitt unter dem abgerundeten Ende zeiget. Vor dem Gehörgang findet sich ein sehr kurzer Ohrlappen. Das Haar der obern Fläche des Körpers ist braun, hochroth gemischet; aber nicht sehr dunkel von Farbe. Die untere Fläche hat noch blassere Farben, die nichts mehr, als gelblich, oder sehr hell aschgrau erscheinen. Die Flügel- und Schwanzhaut ist schwärzlich.

d' Aubenton

Der Schwanz ist beinahe so lang, als der Leib. Der Körper hält $2\frac{1}{4}$ Zoll in der Länge.

Herr

Herr d' Aubenton hat sie zuerst in Frankreich entdeckt; sie wird aber auch in hiesigen Landen gefunden. Herr Prof. Pallas hat sie auch in einer kasanischen Höle sehr häufig angetroffen *).

Schreber.

*) S. Pallas Reise. II. Th. I. B. p. 62.

V.

Die Zwergfledermaus. (Pipistrelle.)

S. oben S. 81. Not. *)

Dieses Thier ist sehr klein. Der Kopf hat gegen den übrigen Leib ein geschicktes Verhältniß. Die Ohren sind wohl groß, aber nicht unförmlich. Die Nase ist klein. Die Ohrlippe bildet sich in einer Erhebung an beiden Seiten des Kinnbackens. Die Augen sind rund, klein und zwischen der Lippenerhöhung und dem Ohre versenket. Die Stirn ist mit langen Haaren, welche den Kopf sehr groß machen, bedecket. Die breite Ohren sind am Ende rund, an der äußern Seite merklich eingekerbt, an der innern zu einem vorspringenden Winkel gebildet. In der vordern Höle der Ohren siehet man einen sehr kennbaren Ohrlappen, welcher vor der Oeffnung des äußern Gehörganges lieget.

Das Haar oben auf dem Kopf und Leib ist braun, etwas ins Gelbe fallend. Unten am Leibe hat es mehr Gelb und weniger

Braun

Braun. Wenn es zurück gestreift wird, scheint es ganz braunroth, weil der größte Theil der Haare von dieser Farbe, und nur an der Spitze gelblich ist. Die längsten Haare betragen, mehr nicht, als dritthalb Linien. Nase, Lippen, Ohren, Beine, Schwanz, Haut der Beine und des Schwanzes — alles hat eine schwärzlichte Farbe.

d'Aubenton.

Der Schwanz hat beinahe die Länge des Leibes, und ist ganz in der Flughaut verhüllet. Der Körper hat 1 $\frac{3}{4}$ Zoll in der Länge, die ausgespannte Flügel haben einen Durchmesser von 8 Zollen. In Deutschland scheint allerdings dieses kleine flatternde Thierchen selten zu seyn; doch wird es, nach Hrn. Prof. Schrebers Versicherung, zu Erlangen und in dortiger Gegend als einheimisch betrachtet. Ihr Laut ist sehr schwach, nach dem Verhältniß ihrer Größe. Sie giebt einen zwar schwachen, aber unangenehmen Geruch von sich.

Schreber.

VI.

VI.

Das Kurzmaul. (Barbastelle.)

(S. oben S. 21. Not. **)

Die Barbastelle hat lange, breite Ohren, die an dem untern Theil ihres innern Randes so zusammenstoßen, daß man bei dem Anblik des Thieres von vorn weder Stirne, noch Kopf erblicket. Die Schnauze ist sehr klein, und wird unter den inwendigen Rändern der Ohren wahrgenommen. Die Nase bildet einen kleinen platten Höcker, und liegt unmittelbar über dem Munde. Die Oeffnungen der Nasenlöcher zeigen sich hinter dem obern Rande dieses Höckers. Das Stirnblatt ist eingedrückt und von den Nasenlöchern bis an die Ohren von Haaren entblößet. Die Farbe dieser Stelle ist braunschwärzlich. An beiden Seiten finden sich zwo kleine Furchen, die bis an die Oeffnung jedes Nasenloches fortgehen, so daß wenn man den Mund des Thieres zumachet, die vordere Furche an jeder Seite sich ihrer Län-

Länge nach zurückziehet, und in ein Röhrchen ausbildet, welches mit seinem Rande den Rand von der Nasenöffnung berühret. Die Backen sind merklich dick, hervorragend und scheinen beim ersten Anblick Knebelbärten ähnlich, welche über die Lefzen hinausgehen.

Die Augen sind sehr klein und rund. Sie liegen vor den Ohrgehäusen. Jedes dieser Gehäuse ist gedoppelt, weil sich in der Mitte vor der Muschel, zwischen dem Auge und der Oeffnung des äußern Gehörganges ein Ohrläppchen befindet, welches ohngefähr halb so hoch, als die Muschel selbst ist.

Das Haar der Barbastelle hat über den ganzen Leib eine braunschwärzliche Farbe, ausgenommen am Unterhals, auf der Brust und auf dem Bauche, wo es grau und braun gemischet ist. Auf dem Rücken sind die längsten Haare, deren Maß bis an fünf Linien beträget. Der Schwanz ragt nur sehr wenig über die Haut hervor, welche ihn einhüllet. Die ganze Länge des Körpers beträgt etwa 2 Zolle, die Flügelweite 10 Zolle und einen halben.

VII.

VII.

Das Hufeisen. Die Hufeisennase.
(Le Fer à Cheval.)

S. oben S. 82. Not. *).

Die sonderbare Gesichtsbildung dieses Thieres giebt ihm ein sehr häßliches Ansehen. Auf der Schnauze scheint es den Eindruck eines Hufeisens zu tragen, woher es auch seinen Namen erhalten. Herr d'Aubenton hatte seit langer Zeit nur einzelne Thiere dieser Art gefunden, welche in Ansehung der Größe das Mittel zwischen der Pipistrelle und Barbastelle hielten. Endlich entdeckte dieser fleißige Beobachter einige weit größere, die aber in verschiedenen Stücken von den andern abwichen.

Bei den kleinen liegt der aufgeworfene Rand der hufeisenförmigen Haut über der Oberlefze. Jeder Seitentheil verlängert sich längs den Nasenlöchern, die sich hinter dem holen Rande befinden. Die Haut hat, so weit ihre Länge sich erstrecket, eine Linie in

der Breite. Das Nasenschloß gehet an jeder Seite so über die Oeffnungen derselben, daß es von oben eine runde und hole Fläche zeiget. Auf dem hintern Ende derselben erhebt sich ein schmales und am Ende spitziges Blättchen, hinter diesem findet sich ein anderes, beinahe viereckichtes, das mit dem schmalen Blättchen zusammen schließet, und längs dem Stirnblatt senkrecht lieget. Dieses ist ohngefähr eine Linie hoch. Aus dem untern Theil dieses zweiten Blättchens geht eine andere dreieckigte Haut hervor, die sich schräg nach hinten erstrecket, an dritthalb Linien lang, aber nur anderthalb Linien breit ist.

Die Augen sind sehr klein und im Kopfe tief eingegraben. Jedes hat seine Stelle zwischen dem Ohr und dem dreieckigen Blättchen, wovon eben geredet worden. Die Ohren sind groß, an ihrem Untertheile breit und laufen in eine Spitze aus, die ein wenig nach außen gekrümmet ist. Den inwendigen Rand des Ohres findet man ausgebogen, den äußern unter der Spitze hol, und am Untertheile des Ohres aufgeworfen. Nach vorn bildet er einen großen Lappen, allein man kann hier kein Ohrläppchen bemerken.

Das Haar ist sehr weich und vier Linien in der Länge. Die Unterfläche des Leibes ist schmutzig weiß, die Oberfläche nicht minder, aber zugleich aschfarbig braun gesprenkelt. Die Ohren, Flug- und Schwanzhaut haben eine schwärzliche Farbe.

Die Art, wie diese Thiere den Tag über mit ihren Hinterfüßen sich anhängen, und in ihre Flügel sich einhüllen, ist in der 2ten Figur deutlich vorgestellet.

In einem Gewölb unter dem Schlosse Montbard hat man weit größere (S. Fig. 1.) als die eben beschriebne, gefunden. Sie hatten beinahe die Größe der gemeinen oder nächtlichen Fledermaus. Uibrigens waren sie von den kleinen, blos in einigen Farbenschattirungen, und einer vollkommneren Entwickelung einiger Theile an den Häuten auf der Nase, auf dem Stirnblatt und vor der Stirn unterschieden, welches ohne Zweifel von ihrem reiferen Alter herrührte. Die Haut, welche das Hufeisen bildete, hatte an den breitesten Stellen anderthalb Linien in der Breite, und war an ihrem Vorderrande mitten eingekerbet. Das schräg nach hinten sich erstreckende dreieckige Blättchen, war drei Linien, das am untern Theile desselben hervorgehende, vier Linien lang. Auf der Vorderfläche des Blättchens fanden sich

sechs kleine Hölen, an jeder Seite drei, die eine solche Lage hatten, daß die beiden ersten sich eine Linie unter der Spitze des Triangels befanden, und nur durch eine sehr dünne Scheidung von einander getrennet waren. Auch die beiden andern waren blos durch ein sehr zartes Schloß von den beiden ersten und von dem dritten Paar abgesondert. Das zweite Paar selbst hatte zwischen sich einen Abstand von einer, das dritte Paar von zwo Linien. Das letztere befand sich an der Grundfläche des Dreieckes.

Die Länge des Haares erstrecket sich bis auf wenigstens fünf Linien. Der untere Theil des Leibes war grau, mit einer gelblichen Schattirung. Der obere Leib hat eine lichtgraue, mit roth gemischte Farbe, weil die Haare im größten Theil ihrer Länge hell aschfarbig oder grau, und an den Spitzen röthlich waren. Es fand sich auch an jeder Seite noch ein brauner Streif, der sich vom Ohre bis an die Gegend zwischen den Schultern erstreckte, und ein dritter, der wieder von dieser Gegend bis an den Rücken hinlief. Diese Streifen entstanden eigentlich von den braunen Spitzen der Haare.

Eines von diesen Thieren war ein Weibchen, und hatte vor kurzem Junge gehecket, weil die Saugwarzen beinahe zwo Linien in

Das Kleine Hufeisen. LXXXV.

Die Langöhrige Fledermaus.

Büff. N. d. Vierf. T. V. I.

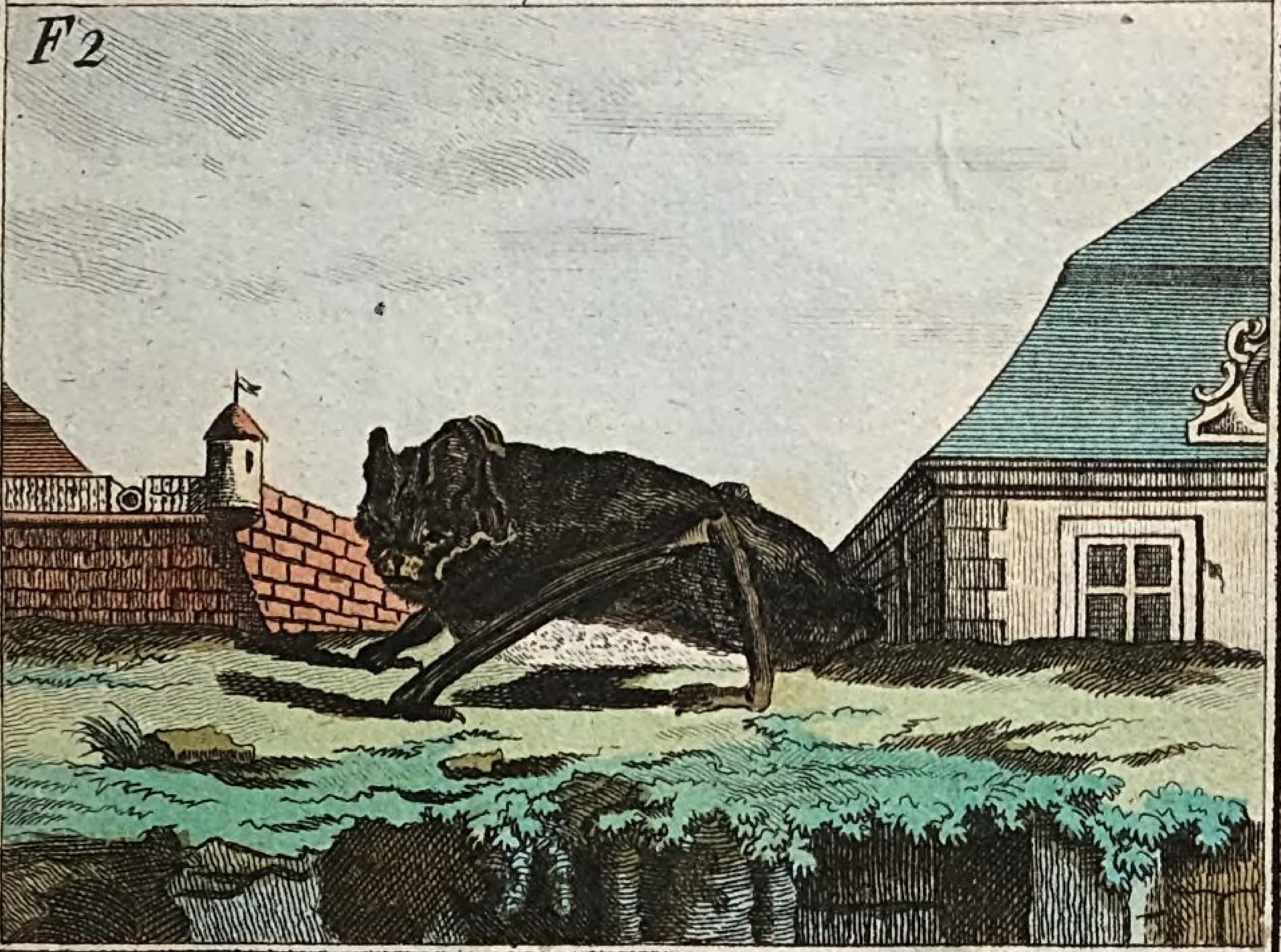
Die Nächtliche Fledermaus. Tab. LXXXVI

Der Spätling

Büff. N. d. Vierf. T.V.T.

Die Pipistrelle. T. LXXXVII.

Die Barbastelle.



Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

Die Fledermaus das Hufeisen. T. LXXXVIII.

Fig. 1

Fig. 2.

Büff. N. d. Verf. T. V. T.

der Länge und eine in der Breite hielten, also verhältnißmäßig noch sehr groß waren. Sie schienen sehr dünn und hatten viel Aehnliches mit den Wärzchen am Pansche des Ochsen. An der Zahl waren ihrer viere, zwei auf dem hintern Theile der Brust, eine nämlich an jeder Seite, mit einem von Haaren entblößten Hof umher, zwo andere vor dem Schambeine, zwo Linien weit vom Wurf, und nur eine Linie von einander.

d'Aubent.

So wohl die große, als die kleinere Art von Hufeisen bewohnen auch die Hölen der Gebirge des Marggrafthums Bayreuth in großer Menge. In Frankreich findet man sie eben so häufig in den Mauern und Kellern alter Schlösser.

Ob aber beide Sorten blos dem Alter nach unterschieden oder wahre Spielarten seyn mögen, ist noch unausgemacht. Beide findet man im Winterschlafe, wo man doch die andern Fledermäuse nur immer ausgewachsen antrift. Um der Muthmaßung vorzubeugen, als ob die kleinern etwa das Männchen, die größern hingegen die Weibchen seyn mögten, ist nöthig anzumerken, daß von beiden, sowohl Männchen, als Weibchen gefunden werden.

Schreber.

XLI.

Der Bär *).

Bei keinem einzigen unter den überall bekannten Thieren sind wohl die Verfasser der Naturgeschichte so weit in ihren Erzählungen von einander unterschieden gewe=

*) Der Bär, im Griech. Ἄρκτος, Lat. Ursus. Franz. Ours, Ital. Orso. Span. Osso. Engl. Bear. Schwed. Bioern. (Norweg. Idgiersdjer, Graes-Dyr, Myre-Biörn. Lappl. Guouzbiu (mas.) enak (foem.) Aeste. Nach dem verschiedenen Alter Mourtus, Graes-Biörn, Heste-Biörn. Holl. Beer. Hebr. Dob. Chald. Dubba. Arab. Dube. Böhm. Nedwed. Poln. Wewer. Niedzwieds.

NB. In Norwegen heißen die größten hellbraunen Grasbären, weil sie Gras, Kräuter und Baumblätter fressen, auch gegen den Winter sich mit Nüssen, und Eicheln in den Wäldern mäßen. Der kleinere und schwärzere heißt Pferdebär, weil er, ob er gleich auch Gras frißt, doch gern die Viehheerden und Pferde anfällt, und grimmig zerreißet. Der Silberbär ist unter allen der kleinste, dessen Haarspitzen einen Silberglanz haben, wovon er den Na=

Der Baer T. LXXXIX.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

Der weisse Baer. Tab. XC.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

wesen, als bei dem Bären. Meines Erachtens rühren die Unzuverläßigkeiten und so gar

Namen erhalten. Andere nennen den größten, dunkelbraunen Ameisenbären, die andern, kleinern, röthlichen oder hellbraunen, Honigbären oder Zeidelbären, die kleinsten ebenfalls Silberbären. S. Hallens Thiere 546.

Ursus Arctos, cauda abrupta Linn. S. Nat. XII. p. 69. n. 1. Ejusd. Faun. Suec. Ed. II. p. 7. n. 19. Ursus Gesner. Quadr. 14. Aldrov. Digit. 117. Jonst. Quadr. 125. T. 55. Raji Quadr. p. 171. Scottii Phys. 1693. T. 50. Worm. Mus. 318. Valent. Mus. T. H. p. 137. Ejusd. Amphith. Zootom. p. 47. Schwenkf. Quadr. Siles. p. 131. Charlet. Onomast. 13. Ejusd. Exerc. 14. Ursus Offic. Schroeder 312. Lemery Mat. Lex. p. 1203. Lonicer. Kräuterb. p. 613. Bosch. de Quadr. 198. Dalech. Pharm. 447 Blasius 127. Klein Quadr. p. 82. Geoffroy mat. med. VIII. 272. &c. Kramer. Austria 310. Müll. Prodr. Zool. Dan. p. 3 n. 16. Ursus niger. Pennant. Syn. Quadr. Brisson Quadr. p. 187. Ursus niger cauda unicolore. Rzacz. Hist. nat. Pol. p. 225. Ejusdem Auctuar. p. 321.

Schrebers illum. Saugth Tab. 139. 140. Riedingers jagdbare Thiere, gr. Fol. T. III, Ebend. Entwurf einiger Thiere III Th. T. 39—41. Meiers illum. Thiere I B. T. 26. 27. Perraults Abhandl. 1 B. T. 10. 11. p. 97—206. D. Merkleins Thiere p. 5. Hallens Thiere p. 541. f. 42. Bekm. Naturg. p. 30. Börners Land- und Stadtw. II. p. 191. Pontoppid. Norw. II. p. 24. mit K. (viel Mährchen.) Kraschenininkows Beschr. v. Kamtschatka p. 121. Köhlers Samml. neuer Reisen I B. p. 321. Kranzens Grönl. I. p. 99. Olear

Mos-

gar die sichtbaren Widersprüche, die sich in ihren Schriften über die Natur und Sitten dieser Thiere finden, hauptsächlich daher, weil sie, anstatt einen gehörigen Unterschied unter den Gattungen zu machen, gemeiniglich der einen das zuschreiben, was blos der andern eigenthümlich zukömmt. Man muß also vor allen Dingen den Landbär nicht mit dem Seebär verwechseln, der gemeiniglich der weiße Bär oder der Bär des Eismeeres heißet *) Beide sind, so wohl in der

Moskow. Reise p. 118. (von einem besoffenen Bären) Neuhofs China p. 148. Dapper China p. 138. Egedens Grönl. p. 83. Leems Nachr von den Lappen p. 98. Müllers Linn. Natursf. I. p. 277. Mannigf. I. 643. &c. II. 435. III. 172. N. Sch. der Natur I. 478. Onomat. Forest. I. 185. D. Krünitz ökon. Encykl. III. p. 418. &c. Döbels Jägerprakt. fol. I. 32. II. 124. und III. 98. 160. v. Heppe's wohlred. Jäger p. 53. Jabl. Lex. I. 142. Ludovici Kaufmlex. I. 1145. Onomat. œcom. pract. I. 411—418.

Vallm. de Bom. Dict. d'Hist. nat. T. VIII. 114. &c. Dictionn. des Anim. III. 296. Cours d'Hist. nat. II. 280. Hist. de l'Acad. Roy. des Scienc. de Paris Tom. III. P. I. p. 83. Pl. 9.

M.

*) Ursus marinus alius, major, arcticus, capite longiore, collo angustiore. Linn. S. N. l. c. p. 70. n. 1. Martens Spitzb. Reise p. 73. T. O. f. C. Egedens Grönl. p. m. 83. &c. Kranzens Grönl. I. p. 98. &c. Andersons Island p. 31. Tramplers Grönl. Wallfischf. p. 93. &c.

Hor-

der Bildung ihres Körpers, als in ihren natürlichen Eigenschaften, zwei von einander sehr merklich unterschiedene Thiere. Ferner hat man auch unter den Landbären zwo verschiedene Gattungen, den braunen und ganz schwarzen Bär *) anzunehmen, weil auch diese nicht nur verschiedene Neigungen, sondern auch verschiedne Naturtriebe haben,

folg-

Horrebows Island p. 120. Hallens Thiere p. 546. n. 2. Der nördl. weiße Bär. Müllers Linn. System I. 279. Schrebers Saugthiere Tab. 141. N. Sch. d. Nat. I. 479. Onom. Forest. I. 185. Allgem. Magaz. II. 314. Fischbären. S. D. Merklein. l. c. p. 6.

Ursus albus, cauda unicolore L'Ours blanc. Briss. Quadr. p. 188. Ursus albus Martensii. Klein. Quadr. p. 82. Aldrov. Digit. p. 120. Jonst. Quadr. p. 88. Wormii Mus. p. 319. Müll. Prodr. Zool. Dan. p. 3. n. 16. lit. b.

L'Ours de la mer glaciale v. Dictionn. des Anim. III. 297. Bom. Dict. d'Hist. nat. VIII. 115. Cours d'Hist. nat. II. 282. Voyage à la Baye de Hudson Tom. I. p. 56. fig. T. II. p. 24. (fig. bonne) Grönl. Nennok. Cf. Alt. gel. Merc. 63. p. 267. aus den Melanges interressans &c. einige merkwürdige, zum Theil fabelhafte Nachrichten vom weißen Bäre.

M.

*) Unter dem Namen der braunen Bäre verstehen wir hier allemal sowohl die eigentlich braunen, als die rothfahlen, rothen und röthlichen, unter den schwarzen so wohl die schwärzlichen, als die ganz schwarzen.

A. d. V.

folglich nicht als Abarten von einer und eben derselben Gattung, sondern als zwo besondre Gattungen angesehen werden müssen. Außerdem giebt es auch noch weiße Landbären, die ohnerachtet ihrer Aehnlichkeit mit dem Seebären in Ansehung der Farbe, doch in allen übrigen Stücken von diesem Oben so sehr, als alle benannte Bärarten unterschieden sind.

Dergleichen weiße Landbäre werden in der großen Tartarei *), in Moskau, Lithauen und andern mitternächtlichen Ländern, angetroffen. Sie erhalten aber ihre weiße Farbe nicht, wie die Hermeline und Hasen, vor den strengen Kälte dieser Himmelsgegenden im Winter, sondern gleich bei der Geburt, und pflegen sie niemals wieder zu verlieren. Man würde sie daher als eine vierte Gattung angenommen haben, wenn sich nicht auch Bären mit einem braun und weißgemischten Haare fänden, die eine Mittelraße zwischen den weißen Landbären und braunen oder schwarzen Bären festsetzten. Der weiße Landbär ist also nur eine Abart von einer oder der andern dieser Gattungen.

Auf

*) S. Relation de *la* grande Fartarie. Amsterd. 1737. in 12mo. p. 8.

Auf den Alpen siehet man am häufigsten den braunen, selten den schwarzen Bär, der sich hingegen desto häufiger in den Wäldern der nördlichen Länder von Europa und Amerika sehen läßt. Der braune ist sehr grimmig und fleischbegierig, der schwarze, zwar wild, aber nie zum Genuß des Fleisches zu bewegen. Wir können hiervon kein kein bündigeres und neueres Zeugniß, als des Hrn. du Pratz, in seiner Geschichte von Luisiana *) beibringen. „Der Bär (nämlich „ der schwarze) läßt sich zur Winterszeit „ in Luisiana sehen, weil der Schnee, wel= „ cher die nördlichen Länder bedeckt, ihm „ zugleich seine Nahrung verbirget und ihn „ aus den mitternächtlichen Ländern verja= „ get. Er nähret sich von Früchten, be= „ sonders von Eicheln und Wurzeln. Ho= „ nig aber und Milch sind seine größte Le= „ ckerbissen. Wenn er von diesen Leckereien „ etwas antrift, würde man ihn eher töd= „ ten, als um seine köstliche Beute bringen „ können. Ob man gleich, aus altem „ Vorurtheil, den Bär unter die fleisch= „ fressenden Thiere zählet, so muß ich doch,

„ mit

*) S. Histoire de la Lousiane par Mr le Page du Pratz. Par. 1758. 12mo. Tom. II. pag. 77. &c.

„ mit allen Einwohnern dieser Provinz und „ der umliegenden Länder versichern, daß „ er nichts weniger, als fleischbegierig ist. „ Noch nie haben diese Thiere Menschen „ gefressen, so zahlreich und äußerst hung= „ rig sie auch bisweilen hier erscheinen. „ Sie berühren im äußersten Heißhunger „ nicht einmal das Fleisch in den Schlacht= „ bänken, wenn sie eben dahin gelangen.“

„In der Zeit, als ich zu Natches mich „ aufhielt, fiel daselbst in den mitternächtli= „ chen Ländern ein so harter Winter ein, daß „ diese Thiere häufig von den Bergen in „ die Ebenen herab kamen. Sie waren „ so zahlreich, daß einer mit dem andern „ hätte verhungern mögen, und in der „ That alle sehr abgezehret. Der übermäs= „ sige Hunger lockte sie aus den an den „ Ufern des Flußes stehenden Gehölzen. „ Man sahe sie des Nachts in den Kolo= „ nien herum laufen, und in die nicht ge= „ nug verwahrte Höfe eindringen. Sie „ fanden daselbst Fleisch, das in freier Luft „ aufgehangen war, ohne selbiges zu berüh= „ ren, und begnügten sich blos mit Getrei= „ de, wenn sie etwas ertappen konnten.“

„Jetzo wäre die beste Gelegenheit und „ ihr Hunger dringend genug gewesen, um „ ihre Fleischbegierde nothwendig äußern zu

„ müs=

„ müssen, wenn sie auch nur die geringste „ natürliche Neigung zum Fleische hätten. „ Nie haben sie ein Thier in der Absicht „ umgebracht, es aufzufressen, und wenn „ sie das Fleisch nur einigermaßen liebten; „ so verließen sie gewiß niemals die unterm „ Schnee begrabne Gegenden, in welchen „ sie, nach Gefallen, Menschen und Thiere „ zu ihrem Unterhalte finden würden, um „ den Früchten und Wurzeln, die sonst von „ fleischfreßenden Thieren so hartnäckig „ verachtet worden, in so ferne Länder nach„ zulaufen."

In einer Anmerkung setzt Hr. du Pratz noch hinzu, er habe seit Niederschreibung dieses Artikels, mit Gewißheit erfahren, daß es in den savoyischen Gebirgen zweierlei Bären gäbe, nämlich schwarze, wie die luisianischen, die kein Fleisch fressen, und rothe, die so fleischbegierig, als die Wölfe, sind.

Der Baron von La Hontan sagt *) von den Bären in Kanada, sie wären außerordentlich schwarz und gar nicht gefährlich, fielen auch niemals Menschen an, man müßte dann auf sie schießen und sie verwunden.

Fer=

*) Voyages de Mr. le Bar. de La Hontan Tom. I. p. 86.

Ferner versichert er *), daß die röthlichen Bären sehr boshaft wären und ohne Scheu auf die Jäger losgiengen, vor denen hingegen die schwarzen flöhen.

Wormius **) schreibet von dreierlei norwegischen Bären. Der erste (Bresdiur) wäre sehr groß, aber mehr braun, als schwarz und ganz unschädlich, weil er blos von Gras und Baumblättern lebte. Der zweite (Jldgiersdiur) kleiner, schwärzer, fleischbegierig und immer bereit, Pferde und andere Thiere, besonders im Herbst, anzufallen. Der dritte (Myrebiörn) der kleinste unter allen, aber doch gefährlich. Er nähret sich, nach Worms Bericht vom Ameisen, und findet ein Vergnügen an Unterwühlung der Ameisenhaufen. Man hat bemerkt, (setzt er ohne Beweis hinzu), daß diese drei Bärenarten sich vermischen, und mit einander eine Mittelgattung hervorbringen; daß die fleischfressenden die Heerden anfallen und alle Thiere, gleich den Wölfen, niederreißen, ohne davon mehr, als ein oder zwei Stücke zu verzehren. Daß diese Bären, ihrer Fleischbegierde ohnerachtet,

*) ibid. Tom. II. p. 40.
**) S. Mus. Wormian. p. 318.

ter; auch wilde Baumfrüchte genießen, und mehr als jemals zu solchen Zeiten gefährlich sind, wenn es eben häufige Vogelbeeren giebet, weil diese herbe Frucht ihnen die Zähne so stumpf macht daß nur allein Blut oder Fett ihnen diese Hinderniß im Fressen wieder benehmen kann.

Der größte Theil der von Wormen erzählten Umstände, scheinet mir ungemein zweideutig zu seyn. Man weiß in der Natur kein Beispiel, daß Thiere sich mit einander begatten und eine Mittelart hervorbringen die beständig einen so verschiedenen Geschmack im Fressen, als die beiden ersten Gattungen haben, von denen die eine sich blos von Kräutern und Blättern, die andere blos von Fleisch und Blut ernähret. Außerdem sagt er, daß die schwarze Bären Fleisch, die braunen aber Früchte fressen, welches gerade der Wahrheit entgegen läuft.

Ferner nehmen auch der Pat. Rzaczynsky *) ein Pole, und Hr. Klein in Danzig **), wenn sie von den Bären ihres Landes reden, mehr nicht als zwo Arten, eine schwarze nämlich und eine braune oder auch ro=

*) S. dessen Auctuar. Hist. nat. Poloniae p. 82.
**) Klein. de Quadr. p. 82.

rothe, und unter der letztern wieder grosse und kleine an. Die schwarzen sind, ihrer Aussage nach, die seltensten, die braunen, die gemeinsten, erstere die größten und nach Ameisen begierig, die großen unter den letztern aber sehr blutdürstig und gefährlich. Sowohl die Zeugnisse dieser beiden Kenner, als der Herren du Pratz und Baron de la Hontan sind, wie man siehet, der Wormischen angeführten Stelle gerade zuwider.

In der That scheint es ausgemacht zu seyn, daß die rothen, braunrothen oder braunen Bäre, die nicht allein in Savoyen, sondern auch auf hohen Gebirgen, in grossen Wäldern und fast in allen Einöden der Erde sich aufhalten, lebendige Thiere und so gar die stinkendsten Aeser fressen.

Die schwarze Bären leben blos in den kältesten Ländern, die braunen aber und rothen, unter kalten sowohl, als unter gemäßigten Himmelsstrichen, so gar bisweilen in mittägigen Gegenden. Sie waren bei den Griechen sehr gemein; die Römer liessen sie zu ihren Schauspielen aus Lybien kommen *). Man findet sie auch in China

*) Herodot. Solin. Crinit. et alii. Quod frena Lybici domantur Ursi Martial.

na*), in Japan, in Arabien, in Aegypten**), bis nach der Insel Java***).

Aristoteles****) gedenkt ebenfalls der weißen Landbären a) und betrachtet diesen Unterschied in der Farbe als einen zufälligen Umstand, welcher seiner Meinung nach, von einem Fehler in der Zeugung herrühret. In allen wüsten, bergichten und waldigen Ländern also, wird man Bären finden, aber niemals in stark bevölkerten Reichen, oder in freien, angebauten Ländern. In Frankreich und Engelland sucht man sie also vergeblich, es müßten dann etwan einzelne sich auf abgelegenen Bergen aufhalten.

*) S. Hist. génér. des Voyages par Mr. l' Abbé Pravôt. Tom. III. p. 492. Hist. nat. du Japon par Kaempfer. Tom. I. p. 109. Neuhof und Dapper l. alleg. Die Bären finden sich häufig in der chinesischen Provinz Xensi, wo die Einwohner ihre Vorderfüße für eine Delikatesse halten.

v. B. und M.

**) Strabo L. XVI. Prosp. Alpinus p. 233.

***) S. Voyage autour du monde par le Gentil. Par. 1725. T. III p. 85.

****) Aristot. de admir. c. 140. it. de gener. anim. L. V. c. 6.

a) D. Merkl. l. c. giebt den Bären nach ihrer Nahrung und ihrem Aufenthalt unterschiedene Namen: als Obstbären, Ameisenbären, Steinbären, Schlachtbären, Hauptbären &c.

M.

Der Bär ist nicht allein wild, sondern er führet auch ein einsiedlerisches Leben und vermeidet, aus natürlichem Antrieb, alle Gesellschaft. Allenthalben, wo Menschen hinkommen, zieht er sich zurück, und befindet sich nirgends besser, als in den Gegenden, wo die alte Natur noch zu herrschen scheinet *). Eine antike Höle in unzugänglichen Felsen, eine durch die Länge der Zeit im Stamm eines alten Baumes, mitten im dicksten Wald gebildete Grotte, dienen ihm zu einer angenehmen Wohnung. Da bleibt er in ungestörter Einsamkeit, einen großen Theil des Winters ohne Nahrung und bewegt sich viele Wochen hindurch nicht von der Stelle. Indessen ist er zu solcher Zeit nicht, wie der Siebenschläfer oder das Murmelthier, erstarrt und sonder Empfindung. Weil er von Natur sehr fett, und weil er dieses am Ende des Herbstes, wo er nach seiner Höle gehet, in einem außer-

*) Indessen sollen doch die Bären (welches mir aber kaum glaublich vorkömmt) unter sich so gesellig leben, daß man Heerden von achtzigen beisammen antrift. Hallen l. c. p. 545. Sollte sich dieses wohl von räuberischen großen Thieren, welche so viel Nahrung für sich brauchen, ernstlich vermuthen lassen?

M.

außerordentlichem Grad ist; so wird ihm durch diesen Uiberfluß von Feist seine Fastenzeit ungemein erleichtert, und er verläßt nicht ehe seine Hölung, bis er sich beinahe ganz ausgehungert fühlet *)

Man will zwar behaupten, daß der Bär nach ohngefähr vierzig Tagen seine Höle wieder verlasse **), die Weibchen aber vier Monate in derselben verharreten, weil sie daselbst ihre Jungen werfen. Mir kömmt es aber fast unglaublich vor, daß die Bärinnen, ohne die geringste Nahrung in einem so langen Zeitraum zu genießen, ihr eigen Leben sollten erhalten und überdies noch ihre Jungen sättigen können. Wir geben zwar gern zu, daß die trächtige Bärinnen außerordentlich viel Fett haben, und, weil sie einen sehr dicken Pelz tragen, die meiste Zeit schlafen, auch sich fast gar keine Bewegung machen, nur sehr wenig durch die Ausdünstung verlieren müssen. Wenn aber die männliche Bären wirklich nach vierzig Tagen, vom Hunger gedrungen, wieder Nahrung suchen; so ist es ganz der Natur entgegen

*) S. Mannigf. I. 643. &c. M.

**) S. Aristot. Hist. Animal. L. VIII. c. XVII.

gegen zu glauben, daß die Bärinnen, wenn sie gewölfet haben, und sich durch Säugung ihrer Jungen doppelt erschöpfet fühlen, von eben dem Bedürfnisse des Hungers nicht noch stärker gequälet werden sollten. Man müßte dann annehmen, sie wären so grausam, einige von ihren Jungen mit ihren Häuten und allem Zubehör lebendig aufzufressen. Das scheint mir aber nicht wahrscheinlich, ob wir gleich ein Beispiel an Katzen haben, die bisweilen ihre Jungen fressen.

Uibrigens reden wir hier blos von der Gattung der braunen Bären, deren Väter wirklich die neugeborne Jungen verzehren, wenn sie dieselben gleich in ihren Lägern finden; die Bärinnen hingegen scheinen ihre Nachkommenschaft bis zur äußersten Wuth zu lieben; daher sie nach der Wurfzeit wilder, grausamer und gefährlicher, als die Bären selbst, befunden werden. Sie kämpfen mit allem, was ihnen vorkömt, und setzen sich allen möglichen Gefahren aus, wenn es darauf ankömmt, ihre Jungen zu retten, die, nach Aussage der Alten, bei der Geburt gar nicht ungestaltet aussehen, und fast eben so hurtig, als andre Thiere wachsen. Sie werden im Leibe ihrer Mut-

ter vollkommen gebildet *), wenn also die junge Bären (Oursons) beim ersten Anblick unförmlich ausgesehen haben, so kömmt es daher, weil der alte Bär selbst, wegen der Masse, Dicke und verhältnißlosen Unschicklichkeit seines Körpers und seiner Glieder, keine sonderliche Bildung zu haben scheinet; und man weiß ja, daß bei allen Thierarten die Frucht, oder die neugeborne Junge, mehr Unförmlichkeit in der Bildung, als völlig ausgewachsene Thiere, zeigen.

Die Bären brunsten im Herbste. Die Bärin wird für hitziger, als der Bär, angegeben. Sie soll, wie man sagt, sich auf den Rücken legen, um den Bär zuzulassen, ihn fest an sich drücken, und so lange Zeit bei sich behalten ꝛc.; es ist aber viel gewisser, daß es bei ihrer Parung eben so, wie bei andern Thieren zugehe. Man hat so wohl die Parung, als das Wölfen bei gefangenen Bären beobachtet, nur die Zeit noch nicht, wie lange sie trächtig gehen.

*] In Musaeo Illustr. Senatus Bononiensis Ursulum, à caeso matris utero extractum et omnibus suis partibus formatum, in vase vitreo adhuc servamus. Aldrov. Quadr. Dig. p. 120.

Aristoteles redet von dreißig Tagen. *) Da Niemand diesen Umstand widerlegt hat, **) und wir nicht Gelegenheit gefunden, ihn zu bestätigen; so können wir ihn so wenig ableugnen, als für gewiß annehmen; doch merken wir an, daß er uns aus folgenden Gründen sehr zweifelhaft zu seyn scheinet:

1) Weil der Bär ein großes Thier ist, und gemeiniglich alle Thiere, je größer sie sind, desto mehr Zeit zu ihrer Bildung im Schooße der Mutter brauchen.
2) Weil die jungen Bären langsam wachsen, und ein ganzes, bis zwei Jahre hindurch ihrer Mutter folgen, und ihres Beistandes nöthig haben.
3) Weil die Bärin überhaupt nur wenige, als etwan eins, zwei, drei, vier, niemals aber über fünf Jungen wirft. Eine Eigenschaft, welche sie mit allen großen Thieren gemein hat, welche nicht

*) Aristot. Hist. Anim. L. VI. c. XXX.

**) Im Döbel *l. c.* und Hallen *l. c. p.* 543. wird die Tragezeit auf 9 Monate, die Anzahl der Jungen auf 2 bis drei gesetzet. Ihre Jungen sind ganz klein, weil das Schloß bei Bärinnen sich nicht öffnet. Sie werden auch blind geboren, können aber in etlichen Tagen sehen. M.

nicht viele Jungen bringen, und lange mit ihnen trächtig gehen.

4) Weil der Bär zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre lebet, die Lebensdauer aber mit dem Zeitraum des Trächtiggehens und des Wachsthums immer in genauem Verhältniß stehet.

Wenn wir uns also blos auf diese Aehnlichkeiten, die mir sehr gegründet vorkommen, stützen wollen; so dächt ich, daß die Bärinnen wenigstens einige Monate trächtig seyn müßten. Dem sey aber, wie ihm wolle; so scheint wenigstens die Mutter sich ihrer Jungen mit größter Sorgfalt anzunehmen. Sie bereitet ihnen ein Lager von Moos und Kräutern auf dem Boden der Höle, und säuget sie, bis jedes derselben im Stand ist, mit ihr auszugehen. Sie bäret im Winter und ihre Jungen fangen im Frühling an, ihr zu folgen *) Der Bär und die

*) Die Bärin säugt ihre Jungen an zwo Brüsten, die sich vorwärts am Brustkern finden, führet sie nach und nach aus, bringt ihnen auch wohl etwas vom Raube mit nach ihrem Lager. Döbel. Dies dauret so lange, bis die Mutter wieder bäret. S. Onom. For. I. 186. Anfänglich sind ihre Haare weißgelblich, sie verändern sich aber nach einigen Monaten ins Braune oder Schwärzliche, doch pflegen sie bis ins

die Bärin halten sich niemals in einem Loch oder Lug beisammen, jedes hat seine eigne, von der andern oft weit entlegne Höle. Wenn sie keine Grotte zu ihrem Lager finden können, brechen sie Holz ab, häufen es zusammen und machen sich einen Kessel, den sie mit Kräutern und Blättern so dichte belegen, daß kein Wasser vermögend ist, hinein zu dringen.

Die Stimme des Bären bestehet in einem Brummen oder groben Murmeln, das er alsdann oft mit einem Zahnknirschen vermischet, wenn man ihn zum Zorne reizet. Er ist sehr jähzornig. Sein Zorn hat immer etwas von Wuth, oft auch von Eigensinn, an sich. Ob er wohl gegen seinen Herrn sanftmüthig, und wenn er gezähmet ist, so gar folgsam zu seyn scheinet; so muß man doch immer ein Mißtrauen in seinen Gehorsam setzen, und sehr vorsichtig mit ihm umgehen, vornämlich aber sich hüten, ihn vorn auf die Nase zu schlagen, oder an die Geschlechtstheile zu fassen.

Man lehret ihn, aufrecht zu gehen, allerlei possierliche Stellungen zu machen, auch zu

ins 3te Jahr einen weißlichen Halskragen zu behalten. Hall. 543.

zu tanzen *). Er scheint so gar den Klang der Instrumente unterscheiden, und einigermaßen den Takt halten zu können. Um ihm aber diese Art von Erziehung zu geben, muß er jung gefangen, und seine ganze Lebenszeit hindurch in Zwang gehalten werden. Ein alter Bär ist keiner Zucht und keines Zwanges mehr fähig. Von Natur unerschrocken, ist er gleichgültig bei allen Gefahren. Ein wilder Bär pflegt nie von seinem Wege abzuweichen, auch nie vor Menschen zu fliehen. Indessen versichert man, daß ein Pfiff **) ihn so aufmerksam und bestürzt machen könne, daß er gleich stille steht und sich auf die Hintertatzen stellet. In diesem Augenblick ist es Zeit, ihn zu schießen, und alsdann zu versuchen, ob man ihn tödten könne. Denn wofern er nur blos verwundet ist, stürzt er wüthend über den Jäger her, und klemmt ihn mit seinen Vordertatzen dermaßen, daß er gewiß ersticken müßte ***), wenn ihm Niemand zu Hilfe eilet ****).

Man

*) S. Döbel. l. c. I. 33. D. Merklein l. c. p. 7.
M.

**) S. Voyage de Regnard, Tom. I. p. 37. 38.

***) S. Id ibid. und Hist. de la Louisiane par Mr. le Page du Pratz Tom. II. p. 81.

****) S. Döbel l. c. Hallen l. c. p. 544.

Man jaget und fängt die Bären auf mancherlei Art in Schweden, Norwegen, Polen u. s. w. Die wenigste Gefahr, sagt man, ist mit derjenigen Art sie zu fangen *) verknüpfet, wo man sie durch Brandwein trunken macht, welchen man auf Honig giesset, welches die Bären vorzüglich lieben, und in Baumstämmen aufzusuchen pflegen. In Luisiana und Kanada, wo die schwarze Bären sehr gemein sind und nicht in ordentlichen Hölen, sondern in alten, an der Wurzel abgestorbenen und inwendig verfaulten Bäumen wohnen, fängt man sie dadurch, daß man ihre Häuser in Brand setzet. **) Da sie ungemein leicht auf die Bäume steigen, so nehmen sie nur selten ihr Lager mit dem Boden der Erde gleich, sondern suchen es zuweilen bis auf dreißig oder vierzig Fuß hoch anzulegen. Ist es eine Mutter mit ihren Jungen; so steigt sie zuerst herunter, und man tödtet sie, ehe sie noch den Erdboden erreichet. Gleich darnach folgen ihre Jungen, denen man einen Strick

*) S. Voyages de Regnard *Tom.* II, *p.* 81.

**) Mémoires sur la Louisiane par Mr. Dumont, à Paris 1753. pag. 75. &c. & Histoire de la Louisiane *par* Mr. le Page du Pratz Tom. II. p. 87.

Strick um den Hals wirft, sie so fängt und mit sich nimmt, entweder um sie aufzuziehen, oder zu verspeisen; denn das junge Bärenfleisch ist ein sehr niedliches, schmackhaftes Essen, das Fleisch der alten Bären läßt sich wenigstens genießen; *) weil es aber überall von einem öhlichten Fette durchdrungen ist; so hat man blos die Tatzen, wegen ihres derbern Fleisches, als Leckerbissen zu betrachten. **)

Die Bärenjagd ist, ohne viel Gefahr, von großem Nutzen, wenn sie nur einigermaßen glücklich von statten gehet. Ihre Haut ist unter allen groben Pelzarten die theureste, und man gewinnet einen sehr beträchtlichen Vorrath Oel von einem einzigen Bären. Anfänglich läßt man das Fleisch und Fett in einem Kessel zusammen kochen, wo sich letzteres bald abzusondern pflegt. „Nachher, sagt Hr. du Praz, ***) kläret man „es ab, indem man, wenn es geschmolzen, und recht im Sieden ist, eine gute „Men=

*) Es ist aber, nach Herrn Döbels Urtheil, von süssem und widerlichen Geschmacke; da hingegen die Tatzen für große Herren zur Delikatesse zubereitet werden.

M.

**) S. Döbel l. c. II. 124—126. M.

***) Loc. cit. p. 89. 90.

„ Menge Salz hinzu wirft und Wasser dar-
„ auf sprenget. Hierauf sprudelt es in die
„ Höhe, und steigt ein dicker Dampf auf,
„ welcher den übeln Geruch des Fettes mit
„ sich wegnimmt. Wenn der Rauch sich
„ verloren hat, und nun das Fett mehr
„ als laulicht ist, gießt man es in einen
„ Topf und läßt es darin acht oder zehn
„ Tage stehen. Nach Verlauf dieser Zeit
„ siehet man ein klares Oel oben aufschwim-
„ men, das man mit einem Löffel abschö-
„ pfet. Dieses Oel gleichet an Güte dem
„ besten Baumöl, und wird auch zu eben
„ dem Gebrauche verwendet. Unten findet
„ sich ein eben so weißes, nur etwas wei-
„ cheres Schmalz, als das Schweineschmalz,
„ weiches nichts Widriges mehr, weder
„ an Geschmack, noch am Geruch übrig
„ behalten, und so in der Küche verbrau-
„ chet wird."

Hr. Dumont stimmet in seiner Beschrei-
bung von Luisiane mit Herrn du Pratz völ-
lig überein, er sagt nur noch, daß man
von einem einzigen Bär zuweilen mehr als
hundert und zwanzig Töpfe dieses Oels oder
Fettes erhalte, daß damit ein großes Ver-
kehr zwischen den Wilden und Franzosen ge-
trieben werde; daß es überaus schön, ge-
sund und nutzbar seyn, nicht anders, als

des

bei der größten Kälte gerinne, in diesem Fall aber ganz grümelich auch von einer blendenden Weiße sey, und alsdann, wie Butter, auf Brod gegessen werde. Unsere Materialisten haben zwar kein eigentliches Bärenöl zu verkaufen, sie lassen aber aus der Schweiz, aus Savoyen und Kanada von ungesäuberten Bärenfett oder Bärenschmalze kommen. Der Verfasser des Handlungslexikons behauptet so gar, daß zur Güte des Bärenfettes erfordert würde, graulich, klebrich und von üblem Geruche zu seyn, daß hingegen das allzuweiße verfälscht und mit häufigem Talg vermischt, befunden worden. Man bedienet sich desselben als eines äußerlichen Mittels bei Brüchen, hitzigen Flüssen u. s. w. Es giebt viele, welche die davon empfundene kräftige Wirkungen mit vielem Ruhm erheben.

Die Menge des Fettes, womit ein Bär durchwachsen ist, macht ihm das Schwimmen zu einem sehr leichten Geschäfte. Daher setzt er, ohne viel Anstrengung, über starke Seen und Flüsse.

„Die Bären in Luisiana, sagt Herr Du„mont, *) die eine schöne schwarze Farbe „ha-

*) Mémoire sur la Louisiane p. 76.

„ haben, schwimmen bequem durch den
„ Fluß, ohnerachtet seiner ansehnlichen Brei-
„ te. Sie äußern eine große Begierde nach
„ den Früchten des guianisch:n Baumes.*)
„ Sie besteigen die Bäume und setzen sich
„ auf einen Zweig wie ein Reuter auf sein
„ Pferd sich setzet, halten sich auf demsel-
„ ben mit einer von ihren Tatzen, der an-
„ dern bedienen sie sich, die andern Zweige
„ nach sich zu biegen, und so die Früchte
„ dies:s Baumes ihrem Maule näher zu
„ bringen. Oft verlassen sie die Wälder,
„ um die Kolonien zu besuchen, und sich da-
„ selbst an Patat:n und Mahis zu ergötzen."

Im Herbste, wenn sie durchaus feiste sind, haben sie kaum Kraft genug, sich zu bewegen, **) wenigstens fehlt ihnen dann das Vermögen, so hurtig als ein Mensch zu laufen. ***) Bisweilen haben sie zehn Finger dickes Fett an den Seiten und an den Lenden. ****) Unter den Füssen sind sie

*) Plaqueminier. Piaqueminier. Arbor guiacana. S. Vallm. de Bom. Dict. IX. *p.* 123.
M.

**) S. Voy. du Baron de *la* Hontan. p. 86.

***) S. Hist. de la Louisiane par Mr. du Pratz *p.* 83.

****) S. den Auszug aus einem dänischen Werke, das die Herren Arnault von Nobleville und Salerne unter dem Titel anführen: Histoire natur. des *Anim. Par.* 1757. Tom. VI. *p.* 374.

sie dick und aufgequollen. Wenn man sie abhauet; so pflegt ein weißer, milchiger Saft herauszuträufeln. Dieser Theil scheint also aus kleinen, warzenartigen Drüsen zu bestehen, und hier findet man die Ursache, warum sie des Winters in ihren Hölen beständig an den Warzen saugen.

Die Sinne des Gesichts, Gehörs und Gefühls haben die Bären in größter Vollkommenheit; ob man gleich an ihnen, in Beziehung auf die Masse des Körpers, nur ein sehr kleines Auge, kurzes Ohr, eine dicker Haut, und auf derselben ein überaus dichtes Haar bemerket. Sein Geruch ist vortreflich, und vielleicht feiner, als bei irgend einem andern Thiere; denn die innere Fläche der Nase ist überaus weit ausgedehnet. Man zählet an selbiger *) vier Reihen knöcherner Schichten, welche durch drei senkrechte Blättchen von einander geschieden werden. Dieses vervielfältigt bis zum Erstaunen die Flächen, welche die Eindrücke riechbarer Sachen anzunehmen fähig sind.

Der

*) S. Etienne Leontinus dans les Ephem. d'Allemagne Dec. I. An. IX. X. p. 403. cité par Msfrs. Arnault de Nobleville et Salerne Hist. nat. des Anim. Tom. VI. p. 366.

Der Bär hat eben so fleischichte Beine und Arme, wie der Mensch, einen kurzen Stralknochen, der einen Theil der Fußsolen ausmachet, fünf dem Stral entgegen stehende Zehen an den Hinterfüßen und an den Vorderfüßen egale Handwurzelknochen. Der Daumen ist aber nicht abgesondert, und der dickste Finger bei dieser Art von Händen auswärts angebracht, anstatt sich, wie bei der Menschenhand, inwendig zu befinden. Seine Finger sind kurz, dick, an den Händen so wohl, als an den Füßen gegen einander geschlossen, seine Klauen schwarz und von einer überall gleich harten Substanz. Er schlägt mit seinen Fäusten, wie der Mensch mit den seinigen. Die plumpen Aehnlichkeiten, die er mit den Menschen zu haben scheinet, machen ihn aber nur noch ungestalteter, und geben ihm vor andern Thieren kein sonderliches Ansehen.

Anhang

zur Geschichte der Bären, nach Herrn d'Aubenton und andern.

Der Bär ist mit einem langen Haar bedeckt, welches ihm ein ungestaltetes Ansehen ertheilet, weil es den Umriß fast aller seiner Gliedmaßen verbirget. Außer der Schnauze und den Füßen ist an ihm nichts deutlich zu sehen. Indessen erkennet man leichtlich, daß der Leib nach Verhältniß der Länge dick ist, und nur auf kurzen Beinen stehet, weil die Vorderfüße bis an das Faustgelenke, die hintern aber bis an die Mitte der Fußsole auf der Erde ruhen. Der Kopf hat in seiner Bildung und in der schrägen Lage der kleinern Augen etwas Aehnliches mit dem Wolfeskopfe. Die Nase hingegen ist breiter, die Ohren sind kürzer und mehr gerundet; die Schnauze ist vorn aufgeworfen, die Nasenlöcher sind größer, und ihre Oeffnungen darum ganz anders gebildet; weil ihr äußerer Rand einen starken Ein-

schnitt hat. Vom Hals erblickt man sehr wenig, das oberste Rückengelenke scheint aber sehr hervorzuragen, weil man es mit einem langen, struppichen Haar besetzet findet. Das Kreuz läuft niedrig hinten zu; der Schwanz hat eine ganz unbeträchtliche Länge, die Vorderfüße sind ein wenig einwärts gebogen.

Auf dem Platze zu Paris, wo man dem Volke Thiergefechte sehen läßt, waren vormals drei, in der Farbe des Haares etwas von einander unterschiedene Bären. Einer von diesen aus Savoyen, war im vierten Jahre seines Alters, und hatte über der Schnauze eine schmutzig rothfahle Farbe. Der Wiederriß und untere Theil an den vier Füßen, waren schwarz oder schwärzlich. Uiber den ganzen übrigen Leib sahe man eine Mischung von einem blaßen Kuhroth und einer aschfarbigen Bräune herrschen, weil die Haare im größten Theil ihrer Länge diese, und an den Spitzen jene Farbe hatten. Der Bär auf unserer Kupferplatte zeigte sich, ohnerachtet er jünger war, fast in eben der Mischung von Farbe. Er war, als ein zweijähriger Bär in Bourgogne gekauft, und aus den Alpen dahin gebracht worden.

Der zweite von diesen dreien, zum Thiergefechte bestimmten Bären war ebenfalls aus

Savoyen, und, wie man glaubte, in einem Alter von zehn Jahren. Seine Farbe war unter dem ganzen Leib ein schwärzliches Braun; ausgenommen im ersten Rückengelenke, dem Vordertheile der Schultern, den Achseln und der Brust, wo die Haare sämtlich ins Rothfahle spielten.

Den dritten, aus der Schweiz, von etwan acht Jahren, nennte man den goldfarbigen Bär (Ours doré), weil seine Farbe auf dem Kopf und am Leibe mit einem hellen und lebhaften Kuhroth artig durchsprenget ist.

Der Bär auf unserer zwoten Platte war ganz weiß, bis auf die schwärzliche Krallen und Nasenknorpel: Seine aschfarbige Augen wurden blau, wenn man das Thier grimmig machte. Seine Größe war mit dem auf der ersten Platte fast einerlei, ob ihn gleich die Figur etwas größer vorstellet.

Alle Haare der Bären sind weder steif, noch glänzend, ausgenommen die längsten, zwischen denen sich eine Art von Milchhaar befindet. Sie sind ohngefähr drei bis vier Zolle, die Milchhaare nicht mehr, als etwa zween Zolle lang.

Der Bär, dessen Geribbe Hr. d' Aubenton beschrieben, hatte vorn in jedem Kinnbacken sechs Schneidezähne und zween Hunds-

zähne, an jeder Seite des untern Kinnbackens fünf Backenzähne. An beiden Seiten des obern Kinnbackens fanden sich nur noch die drei letzten Backenzähne, doch sah man daselbst gleichfalls an jeder Seite drei Fächer, welche die Stelle drei kleiner Backenzähne anzeigten. Dieser Bär hatte demnach im obern Kinnbacken zwölf Backenzähne, also zusammen überhaupt acht und dreißig Zähne.

Das Geribbe des Bären, den Herrn d'Aubenton zerschnitten hatte, um daran die weichen Theile zu beschreiben, zeigte an jeder Seite des obern Kinnbackens mehr nicht, als vier Zähne, und man sah gar keine Spur von irgend einem Fache, welches anzeigte, daß mehrere da gewesen wären. An diesem Bär zählte man also nur vier und dreißig Zähne. Wäre das Geribbe, das Herr d'Aubenton im Kabinette gefunden, von einem Bären aus der nördlichen schwarzen Gattung; so würde man ein Kennzeichen mehr haben, diese beiden Gattungen zu unterscheiden, weil eine von der andern in der Anzahl der Schneidezähne verschieden wäre.

Die Schneidezähne beider Geribbe waren insgesamt halb zerfressen; die Hundszähne kamen mit denen überein, die man bei den

Hun-

Hunden und Wölfen siehet. Der erste Backenzahn des untern Kinnbackens ist sehr klein und hinter dem Hundszahne zu suchen. Zwischen dem ersten und andern Backenzahn, der viel dicker, als der erste ist, aber nur eine Wurzel hat, findet sich ein leerer Raum. Die drei letzten sind ungemein dick, besonders der vor dem allerletzten. Der letzte des obern Kinnbackens ist von allen diesen Zähnen, oben und unten, der größte. Sie haben keine solche Spitzen, wie die Backenzähne des Hundes und Wolfes und gleichen auch diesen auf keinerlei Weise.

d' Aubenton.

Die Spur oder Fährte des Bären *) ist beinahe wie der Fußtritt eines Menschen, der ohne Schuhe und Strümpfe baarfuß gegangen, außer daß man bei jener vorn die Nägelklauen der Bärentatzen siehet. Der männliche Bär hat auch stärkere und breitere Fährten, besonders an den Hintertatzen, als die Bärin. Die Jäger unterscheiden an den Tatzen gewisse Branten oder Bratzen, die sich in der vordern Spur kleiner, als in der hintern zeigen. Seine Fährte

*) S. Riedingers jagdb. Thiere. l. cit. T. 3. und 21.

te weiset sowohl vorn, als hinten fünf Zehen, an welchen sich auch die Waffen sehr deutlich eindrücken. Im Gang oder Wechsel ist er etwas gezwungen, in der Flucht läßt er die Zehen mehr aus einander. Im Gange setzt er die hintere Branten ziemlich nahe an die vordern, mit den Zehen auswärts, mit der Ferse einwärts gerichtet. An den vordern Bratzen findet man die Ballen, an den hintern die haarichte Hõle und Ferſen. Wenn von den zwo hintern Bratzen die Fährte nur allein gefunden wird, ist es ein ganz natürliches Zeichen, daß der Bär aufrecht gegangen, welches öfters im Kampfe, wo sie mit den Vordertatzen um sich schlagen, im Gange, wenn sie etwas tragen, auch wohl in der Brunst, geschiehet.

Uibrigens pflegt man weidmännisch vom Bären zu sagen, er habe eine Haut — kein Fell.

er werde aufgeschärft oder zerwirket — nicht zerleget.

er brumme — nicht: er schreie.

er habe Tatzen, Branten, Bratzen nicht: Füße.

er gehe von = oder zu Holze — nicht: er trabe.

er schlage, was ihm vorkömmt — nicht: er ergreife ꝛc.

er gehe von- oder zu Loche oder Lug, wodurch man seine Winterhöle verstehet.

er fresse, erhebe und erniedrige sich — nicht er ätze sich, stehe auf und lege sich.

er springe, steige, falle, treffe und erdrücke.

er habe Feist — nicht Fett.

er mache ein Männchen, wenn er sich in die Höhe richtet *).

Beim Trinken sollen die Bären das Besondre haben, gleichsam bissenweise aus dem Wasser zu fressen. Der Kopf ist eigentlich der schwächste Theil an ihm, daher man, wenn er jemanden zu nahe kömmt, mit einem einzigen starken Schlag auf den Kopf ihn fällen kann. Sie leben zwanzig und mehrere Jahre, pflegen aber zuletzt gern blind zu werden. Bisweilen ereignet sich dieses schon in jungen Jahren, wenn sie lange in tiefen Buchten und Hölen liegen. Man will behaupten, sie kurirten sich in diesem Falle damit, wenn sie sich an die

*) S. Döbel. l. c. I. 33.

die Bienenstöcke machen, und sich den Rüssel von den Bienen so zerstechen lassen, daß er blutet, wodurch hernach ihr Gesicht wieder hergestellt würde. Von der Losung der sogenannten Ameisenbären erzählet man, sie habe das Ansehen eines ordentlichen Ballens von Ameisen.

Die Erziehung junger Bären, die man zähmen will, geschiehet mit wohl ausgebackenem Brod und reinem Wasser. Anfänglich wird ihnen auch wohl etwas Honig mit Brod, oder Honig in Bier gerührt, gegeben. Bei dieser Fütterung pflegen sie ungemein zahm zu werden. Wenn man sie blos in den Zwingern oder Gärten erhalten will, giebt man ihnen roh Fleisch, auch wohl frisches Luder, wenn sie zur fleischfressenden Art gehören. Die erstern werden, als zahme Bären, von den Polaken allenthalben herum geführt, um ihre Herrn durch erlernte Kunststücke mit ernähren zu helfen. Tanzen, Trommelschlagen, mit einem Huth Allmosen einsammeln, ihren Herrn im Kopf kratzen, sich überschlagen oder überkollern — lauter Künste, die vielleicht jeder unserer Leser schon von Bären gesehen! Die letztern, welche sich mit Fleische nähern, werden hauptsächlich zum Kampfjagen gebrauchet.

Wie man in der Schriften alter, zum Theil auch neurer Naturforscher beinahe von allen Thieren manches Mährchen antrift; so ist auch die Geschichte des Bären damit nicht verschont geblieben. Der verstorbne Prokanzl. Pontoppidan hat in seiner Geschichte von Norw. l. c. die meisten gesammlet.

Unter diese Fabeln gehören folgende Nachrichten:

1) Daß die jungen Bären ganz nackend, roh, und so klein als eine Maus, so ungestaltet, als ein Klumpen auf die Welt kämen, den die Mutter durch beständiges Lecken gleichsam erst entwickelte, und so zu kleinen Bären formte; nachher aber mit ihren Tatzen sie an die Brust andrückte, um sie nach Art der Vögel zu erwärmen *).

2) Daß die Bärinnen, so lange die Fütterung ihrer Jungen dauerte, vorzüglich schwangern Weibern am eifrigsten nachstelleten, ihren Zustand gleichsam riechen könnten, und vorzüglich auf die Frucht begierig wären, aus der männ-

*) S. Pontopp. Norw. II, p. 26. Cf. Mannigfalt. I. 618.

männlichen Frucht aber einen ganz besondern Leckerbissen machten. Von diesem Umstande werden hier Beispiele mit angeführet, welche nicht minder lächerlich sind, als der Satz, den sie bestätigen sollen *).

3) Daß die norwegische Frauenzimmer wider die Anfälle des grimmigsten Bären kein sichreres Rettungsmittel in ihrer Gewalt hätten, als ihrem Feinde mit Entblößung des Theiles, den die Bescheidenheit vor allen Menschen verbirgt, entgegen zu gehen **).

4) Alles was eben dieser Verf. von S. 29 ꝛc. von der Klugheit der Bären erzählet; als z. B. daß der Bär, aus besonderer Uiberlegung, aus einer Heerde von Kühen, allemal die zuerst aussuche, welche die Glocke am Halse trägt, ihr sodann die Glocke abreiße, und, weil sie nur geschmiedet ist, mit seiner Tatze ganz flach klopfet, um keinen Verdruß weiter von ihr zu haben ꝛc.

Ob

*) S. Ebend. p. 27.

**) S. Pontopp. Ibid. p. 28. Sublatis vestimentis ostendunt id, quod reconditum vult natura.

Ob folgende Geschichte wahr sey oder mit unter die Mährchen gehöre, will ich nicht entscheiden; wenigstens ist sie begreiflicher, als viele andere. Man sagt nämlich vom Hermelin, wenn es einen schlafenden Bär siehet, daß es demselben ins Ohr krieche und sich mit den Zähnen so fest anbeiße, daß der Bär den Kopf erschrecklich schüttelt, um den feindseligen Gast hinweg zu schleudern. Aber vergeblich. Das betrogne Thier fängt hierauf an, furchtbar zu brummen und so lange zu laufen, bis es ermattet niederfällt und todt bleibet *).

*) S. Mannigf. II. p. 172.

M

II. Anhang.

Von der Bärenjagd, und von der Nutzung der Bären.

Von der gewöhnlichen Art, wie die Bären mit Hunden gejagt, oder durch List gefangen und getödtet werden, findet man das Nöthige fast in allen Jagdbüchern *); ich will daher nur noch etwas von den besondern Arten des Bärenfanges einiger nördlichen Völker gedenken.

Wenn die finnmärkische Lappen, wovon einige Stämme sich noch des Bogens bedienen, im Walde jagen, und ohngefähr durch ihre Hunde auf eine Bärenhöle gebracht werden, vor welcher die Spürhunde stille stehen und bellen; so stellt ein solcher Lappe seinen Bogen vor der Oefnung der Höle. Der Bär liegt indessen ganz ru-

*) Cf. Besonders Döbel l. cit. Onom. For, I 190. &c. D. Krünitz ökon. Encyklop. l. cit

ruhig. Hierauf hauet er fichtene und andere Zweige ab, zieht seinen Bogen aus der Höle, und verstopft sie mit erwähnten Zweigen, so, daß der Bär seinen Kopf nur durch ein Loch stecken kann, vor welchem der Lappe mit seiner Axt schon lauret. Nun hetzt und reizt er den Bären so lange, bis dieser ganz wütend hervor kömmt, und seinen Kopf, um seinen Feind zu suchen, hervorstrecket, in welchem Fall ihm der Lappe sogleich mit seiner Axt einen Schlag versetzet. Wenn dieser den Kopf oberwärts trift, so thut er dem Bären keinen merklichen Schaden; fällt aber die Axt niedriger zwischen die Augen; so spaltet sie den Kopf des Bären.

An andern finnmärkischen Orten haben sie eine andere Art, Bären zu fangen. Wenn da der Bär ein anderes Thier geschlagen, und auf einige Zeit verlassen hat, oder davon verjaget worden; so machen sie einen Zaun darum, der zwo einander gegen überstehende Eingänge hat. Auf den Seiten der Eingänge werden gespannte mit Pfeilen versehene Bogen gestellet, ohngefähr so hoch, daß die Pfeile gerade das Herz des Bären treffen, wenn er im Begriff ist in den Zaun hinein zu gehen. Auf der Erde liegt ein Strick. Sobald nun der Bär daran stösset; fliegen ihm die Pfeile, als eben so viel

Selbst-

Selbstschüsse entgegen, und bringen ihn, wenn sie recht gestellet sind, unfehlbar ums Leben.

Der doppelte Eingang ist hauptsächlich dazu, daß er theils eine freie Wahl zum Eingang haben, theils auch, wenn er den einen verfehlt, wenigstens im andern gefangen werden möge. Die Lappen pflegen dergleichen Selbstschüsse mit Bogen auch auf beiden Seiten in engen Fußsteigen anzubringen, wohin oft Bären kommen *).

Die kamtschadalischen Bären werden vom Herrn Krascheninikow weder grimmig, noch sehr groß, und gegen Frauenzimmer sehr höflich beschrieben. Sie pflegen, sagt er, niemals die Frauenzimmer feindlich anzufallen, vielmehr begegneten sie denselben im Sommer, wenn sie Beeren sammlen, aufs freundlichste, wie zahme Thiere. Sie fressen ihnen zwar bisweilen die gesammleten Beren auf; das ist aber auch die einzige Unart, welche sie gegen das Frauenzimmer begehen. Im Sommer kommen sie aus den Gebirgen herunter, um sich an den Flüssen von Fischen zu nähren, daher sie auch einige Fischbären genennet.

Ehe

*) S. Leems Lappen p. 99. Cf. Pontopp. Norw. I, p. 32. Von der norw. Bärenjagd.

Ehe noch das Feuergewehr in Kamtschatka bekannt wurde, bediente man sich verschiedener Mittel, die Bären zu fangen. Man verstopfte z. B. mit einer Menge Holzscheide die Mündung der Bärengrube. Diese Holzscheide holte der Bär alle zu sich, damit ihm der Ausgang nicht mögte versperret werden. Man fuhr damit so lange fort, bis der Bär überall mit Holz umgeben war, und sich kaum noch rühren konnte. Dann grub man von oben hinein, und nun war es leicht, ihn mit Lanzen todt zu stechen.

Die Koräken suchten sich zum Bärenfang einen oben etwas gekrümmten Baum aus. An diesem befestigten sie eine Schlinge, hinter derselben aber eine gute Lokspeise. Wenn der Bär diese holen wollte, so hieng er gemeiniglich mit dem Kopf, oder mit seiner Tatze in der Schlinge. Sie wusten auch große, schwere Balken so aufzustellen, daß diese bei der geringsten Berührung zusammen fielen, und so den Bären erschlugen. Eine andere Art war, ein Brett voll eiserner Angeln in den Strich zu legen, den er nehmen mußte, und nahe dabei etwas aufzustellen, das gar leicht mit vielem Getöse niederstürzte. Dadurch wurde der sichere Bär dermassen erschreckt, daß er in

größter Uibereilung auf das Brett zulief, und sich wenigstens eine Vordertatze, mit welcher er zuerst auftrat, an den Angeln, verwundete und fest machte. Das brachte ihn in solche Wuth, daß er, um sich zu befreien, mit der andern Tatze auch auf das Brett schlug. Nun war auch diese fest, worauf der Bär sich auf die Hintertatzen setzte, und so das an den Vordertatzen festhangende Brett in die Höhe zog, welches ihn in eine solche Raserei setzte, daß er sich dadurch selbst des Lebens beraubte.

Die Einwohner an der Lena und am Ilim haben eine noch seltnere Art, Bären zu fangen. Sie stellen eine Schlinge auf den gewöhnlichen Weg des Bären, oder bei dem Eingang in seine Grube, die an ein starkes und schweres Stück Holz befestigt ist. Wenn er sich nun gefangen siehet, nimt er das Holz auf, und trägt es an einen Absturz, wo er es mit heftigem Grim hinunter stürzet, und, weil er daran selbst fest ist, mit herunter gezogen wird, folglich entweder gleich todt bleibt, oder sich doch heftig zerschellet. Indessen ruhet er nicht, sich auf diese Art loszumachen, bis er endlich den Hals einstürzet.

Diese letztere Art hat etwas Aehnliches mit derjenigen, wodurch die Russen ihr

Ho-

Honig vor den Bären verwahren. Sie hängen ein solches Stück Holz an einem langen Strick vor solche Bäume, in welche die Bienen hecken. Wenn der Bär hinauf klettert, sich ihres Honigs zu bemächtigen, hindert ihn der vorhängende Klotz. Er schiebt ihn zwar zurück, dieser prallt aber wieder auf ihn an, daher er ihn mit großer Gewalt zurücke schlägt, aber dadurch nichts weiter ausrichtet, als daß der Klotz ihm seinen Stoß mit gleicher Heftigkeit erwiedert. Dies Spiel treibt er so lange, bis er endlich auf die Nase getroffen wird, und sein Leben verliert, oder doch vom Baum herunter stürzet.

Es giebt in Kamtschatka Menschen, die es allein mit einem grimmigen Bären aufnehmen, den eine ganze Gesellschaft kaum anzugreifen wagen dürfte. Das geschieht ohne alle andere Waffen, als mit einem starken Eisen, das an beiden Seiten scharf zugespitzet ist, und an einem ledernen Riemen hängt. Diesen Riemen windet er um den rechten Arm bis zum Ellbogen hinauf, nimmt das Eisen in diese, und sein Messer in die rechte Hand, und gehet auf den Bären los, der, wie gewöhnlich auf den hintern Tatzen stehet, den Rachen aufsperret, und sich dem Jäger entgegen setzet. Allein dieser steckt seinem brummenden Gegner die

rechte Hand mit dem spitzigen Eisen geschickt und muthig in den Rachen, welches nicht allein den Bären hindert, seinen Rachen zu schließen, sondern ihm auch große Pein verursachet, und ihn ganz außer Stand setzt, sich weiter zu wehren. Daher ihn der Jäger führet, wohin es ihm beliebet, oder ohne die geringste Gefahr mit seinem Messer ihn todt sticht. *)

Die Wilden unternehmen kaum etwas mit mehrern Feierlichkeiten, als eine Bärenjagd, und um die Freundschaft eines Jägers, der einige Bären in einem Tage erleget, bestrebt man sich viel eifriger, als um die Gewogenheit eines Kriegeshelden; weil eine solche Jagd einer Familie nicht nur Lebensmittel, sondern auch Kleidung verschaffet. Einige sind in dieser Art von Jagd so erfahren, daß, wenn sie durch die Wälder und Gebüsche kriechen, und im Herbst einen fetten Bär antreffen, sie ihn überfallen, zu Boden werfen, und nun mit Ruthen vor sich her in ihr Dorf hinein treiben. **)

Auch die Kamtschadalen sehen die Erlegung eines Bären für eine so wichtige Sache an, daß

*) S. Kraschenininkows Beschreibung von Kamtschatka, p. 122. &c.

**) S. Köhlers neue Reisen, I. 321.

daß derjenige, der diese That verrichtet hat, verbunden ist, alle seine Nachbarn zu bewirten. Bei diesem Schmause macht freilich das Bärenfleisch das vornehmste Gerichte aus, worauf dann die Knochen des Kopfes und der Schenkelbeine, als Ein gezeichen, rund um die Hütte gehänget werden.

Die Nutzung des Bären ist, außer, daß er in gewissen Gegenden zur hohen Jagd gerechnet wird, so wohl ökonomisch, als medizinisch. So bedienet man sich zum Beispiel:

1) Der Bärenhaut, als eines der vorzüglichsten Rauch- oder Pelzwerke fast in allen kalten Gegenden. Es wird von den Rauchhändlern und Kürschnern ein großer Handel damit getrieben. Sie wird nicht allein von Soldaten im Felde zu Matrazzen und Sattelbecken, sondern auch besonders von Kürschnern zu Muffen, Mützen, Wildschuren, Pelzen, Fußböden in Kutschen, u. s. w. häufig verbrauchet. Von Polen und Moskau wird mit solchen Häuten am stärksten gehandelt. Ihren Werth bestimmet die Beschaffenheit ihrer Größe und Haare. Aus Rußland erhalten wir besonders die weißen langhaarigen

und wollenartigen Häute des Eisbären, woraus besonders Muffen und Wildschuren gemacht werden; aus Polen die schwarzen, oft acht Fuß langen Bärenhäute. Aus den männlichen pflegt man Pferdedecken und Husarenmützen, aus den weiblichen schwarze Mannsmuffe zu verfertigen. Die grauen polnischen Pelze sind klein, aus schwarzen und silberfarbigen Haaren gemischet. Die röthlichen kommen vom rothbraunen Honigbären. Alle werden zum angegebnen Gebrauche verwendet. Die Kamtschadalen machen daraus ihre Decken und Betten, ihre Mützen, Handschuhe und Halsbänder für ihre Hunde, auch Schuhsolen, um im Winter auf dem Eise nicht auszuglitschen. *) Von dem Gebrauch der Bärenhäute zu Betten, bei den alten Deutschen, mag wohl das deutsche Sprüchwort abstammen, daß man einen trägen, schläfrigen Menschen einen Bärenhäuter nennet. **)

2) Des

*) S. Beschr. von Kamtschatka p. 124. Onom. Forest I. 188. Döbel l. c. l. 33. Börner l. c.

**) Cf. D. Krünitz ökon. Encyklopädie. III. 431.

2) Des Bärenfleisches zum Verspeisen. S. oben Seite 141. *) **)

3) Des Bärenfettes, theils an Speisen, theils als ein Heilungsmittel. Geschmolzen dient es den Kamtschadalen als ein dünnes Oel bei Sallaten. Die Lappländer in Finnmarken haben es in einem Bärendarm, und beschmieren sich damit; so oft sie heftigen Schmerzen an irgend einem Theile des Leibes spüren, doch mit dem Unterschiede, daß die Männer sich mit dem Fette des Bären, die Weiber allemal mit dem Fetten der Bärin bestreichen. *) Die alten Aerzte haben davon gleichfalls starken Gebrauch gemacht. **) Die Wirkungen desselben lassen sich aus der öhlichten Fettichkeit, und aus der Wirkungsart aller Fettigkeiten erklären.

4) Mit getrockneten Bärendärmen bedecken sich im Sommer die Kamtschadalen die Gesichter, um die Sonnenstralen davon abzuhalten.

 5) Des

*) S. Leems Lappen p. 100.

**) S. D. Merklein Thiere. p. 9. M.

5) Des scharf gemachten Schulterblatts bedienen sich diese Völker, Gras damit zu mähen.

6) Vom Gebrauche des rechten Auges des Blutes, der Galle u. s. w. lese man besonders den D. Merklein, Schwenkfelden, Geoffroy, und andere hier angeführte Schriften.

XLII.

Der weiße, oder der Eisbär. *)

Ein berufenes Thier der nördlichsten Länder, dessen Martens und andere Reisebeschreiber gedenken! Keiner hat es aber so gut beschrieben, daß man es zuverläßig für eine von unsern Bären ganz unterschiedene Gattungen halten könnte. Man scheint es blos vermuthen zu müssen, wenn man alles, was davon gesagt wird, als ausgemacht annimmt. Insofern wir aber schon wissen, daß die Bärengattung nach den unterschiedenen Himmelsgegenden sich merklich verändere, daß es braune, schwarze, weiße und

*) Die Benennungen und Synonymen zu diesem Bär sind oben S. 122. f. in der Anmerkung schon angegeben. Wegen der nahen Verwandtschaft dieses weißen Bären mit allen vorherbeschriebenen Arten habe ich ihn hier lieber gleich mit beschreiben, als ihn mit Herrn von Buffon so weit von seiner Familie trennen wollen.

und vermischte gebe, so ist hier die Farbe nur ein trügliches Kennzeichen, und aus dem Namen des weißen Bären läßt sich kein Schluß auf einen Unterschied in der Gattung machen. Ich habe zween aus Rußland gebrachte, ganz weiße Bären gesehen, *) die doch gewiß von einerlei Art mit unsern Alpenbären waren.

Diese Thiere verändern sich auch sehr in Ansehung der Größe. Da sie lange leben, auch an den Orten, wo man sie nicht beunruhiget, und wo sie reichliche Nahrung finden, sehr groß und fett werden; so ist auch das von ihrer Größe hergenommene Kennzeichen vieler Zweideutigkeit unterworfen. Man würde daher keinen Grund haben zu versichern, daß der Bär aus den Nordmeeren blos um seiner weißen Farbe und vorzüglichen

*) Dergleichen weiße Landbären pflegen sich nicht allein in Rußland, sondern auch in Polen, Sibirien und sogar in der großen Tartarei zu finden. Die Gebirge daselbst geben, wie der Verf. des Berichtes von der großen Tartarei S. 8. erzählet, eine Menge weißer Bäre, welche das Meer nicht besuchen, ob sie gleich eine weiße Farbe haben. Es scheint also diese Farbe mehr vom Unterschiede der Himmelsgegend, als des Elementes, welches diese Thiere bewohnen, herzukommen.

A. d. V.

chen Größe willen, von einer ganz andern Art, als die gemeinen Bären sey. *)

Der Unterschied in den Gewohnheiten scheint mir nicht viel entscheidender zu seyn, als der Unterschied in der Farbe und Größe. Der Eisbär nähret sich von Fischen. Er verläßt nicht gern die Ufer des Meeres, und wohnet sogar oftmals mitten im Wasser auf den fließenden Eisschollen. Erwäget man aber, daß der Bär überhaupt ein Thier ist, das im Nothfall von allem sich nähret, und wenn es hungrig ist, nicht lange wählet, bedenket man überdies, daß er das Wasser nicht scheuet; so werden diese Gewohnheiten kaum Unterschied genug zeigen, um daraus auf eine besondere Gattung

*) Ursus in Polonia variat, maximus nigricans, minor fulvus, minimus argentinus; in confiniis Moscoviae pilis nigris et argentei coloris mixti.... Ex urso occiso pellis detracta fere ad ulnas sex protendebatur in terra Cheimensi, altera in Palatinatu Braclaviensi, tertia ulnas quinque in Bondargouto pago Palatinatus Pomeraniae. Non raro ex Lithuania advehuntur Gedanum pelles octo pedum. Rzaczynski Auct. p. 322.

Anm. Diese Stelle beweiset, daß es weiße Landbäre und zwar eben so große giebt, als die weißen Bäre der Nordmeere.

A. d. V.

tung zu schließen. Der Fisch, welchen der Bär des Nordmeeres frißt, ist vielmehr als Fleisch zu betrachten. Vornämlich sind es die Aeser der Wallfische, der Wallrosse, der Seehunde, welche zu seiner Nahrung in einem Lande dienen, wo es weder andere Thiere, noch Getreide, noch Erdfrüchte giebt, und wo er folglich von gar nichts anders leben kann, als was das Meer ihm liefert. Ist es nicht sehr wahrscheinlich, wenn man unsere savoyischen Bären auf die spitzbergische Gebirge setzte, wo sie auf dem Lande keine Nahrung anträfen, daß diese Bären sich ebenfalls auf das Meer begeben würden, daselbst ihren Unterhalt zu suchen?

Da nun weder Farbe oder Größe, noch Lebensart hinlänglich sind; so bleibt uns zu entscheidenden Merkmalen weiter nichts übrig, als diejenigen Kennzeichen, die sich aus der Gestalt solcher Bären hernehmen lassen. Alles aber, was die Reisebeschreiber davon gesagt haben, läuft hauptsächlich darauf hinaus, daß der Eisbär einen längern Kopf, als unsre Bären, einen längern gestreckten Leib, längeres Haar, und eine viel härtere Hirnschale habe. Sollten diese Kennzeichen richtig angegeben, auch diese Unterschiede wirklich und beträchtlich seyn; so würden sie zureichen, eine andere Art festzusetzen. Ich

weis

weiß aber nicht, ob Martens recht gesehen, und ob nicht auch die andern, welche ihn abschrieben, die Sachen noch mögen übertrieben haben.

„ Diese weiße Bären, sagt Martens, *) „ sind von Gestalt ganz anders, als die „ man in unsern Ländern siehet. Sie haben „ einen länglichen Hundskopf, und einen „ langen Hals, und schreien, wie heiserige „ Hunde. Die übrige Gestalt ist viel an- „ ders, als der unsrigen, sie sind auch viel „ geschicklicher von Leibe, weil sie geschwin- „ der sind. — Von Farbe sind sie ganz „ weiß, einige gelblich, vornämlich die beim „ Wallfischaas oder Krenge sich finden. An „ Statur sind sie, wie andre Bären, klein „ und groß. Das Haar ist lang und ge- „ linde, wie Wolle. Nase und Maul sind „ vorn

*) Ich habe hier seine Worte so mitgetheilt, wie sie bei ihm in der zu Hamburg 1675 in 4to. herausgekommenen spitzbergischen und grönländischen Reisebeschreibung, IV. Th. 4. Kap n. 3. S. 73. stehen. In der französ. Ausgabe ist blos die französ. Uibersetzung von Hrn Joh. Andersons Nachr. von Island und Grönland Tom. II. p. 47. angeführt, welcher sich im Original S. 172. doch nur auf Hrn. Martens beziehet. Cf. Ellis dans son Voyage à la Baie du Hudson T. I. p. 56.

v. B. und M.

„ vorn so schwarz, als die Klauen. —
„ Man sagt von unsern Bären, daß sie ein
„ schwaches Haupt haben. An den spitz-
„ bergischen befand ich es ganz anders.
„ Wir schlugen sie mit sehr dicken Stöcken
„ auf die Köpfe, das achteten sie für nichts,
„ da man doch wohl einen Ochsen mit ei-
„ nem Schlag hätte todt schlagen sollen.
„ Wollten wir sie tödten, so mußten die
„ Lanzen das Beste thun.

Bei dieser Beschreibung ist nun anzumerken:

1) daß der Verfasser diese Bären selbst nicht größer, als andere Bären beschreibet, und man folglich das Zeugniß derjenigen als verdächtig anzusehen hat, welche behaupten, die weiße Bären hätten eine Länge von dreizehn Schuhen. *)

2) Daß das Haar so weich als Wolle, bei diesen Bären keinen spezifisch unterscheidenden Charakter ausmachet. Ein Thier darf

*) On porta à bord un Ours blanc qu'on avoit tué: Sa peau avoit treize pieds de longueur. v. Troisieme Voyage des Hollandois par le Nord p. 25.

v. B.

darf sich nur oft im Wasser aufhalten, um ein gelinderes und buschichteres Haar zu bekommen. Eben dieser Unterschied fällt auch an den Wasser- und Landbibern sehr deutlich in die Augen. Letztere, die sich mehr auf dem Land, als im Wasser aufhalten, sind mit einem rauhern und nicht so dichten Haar versehen. Daß auch die andern Unterschiede nicht wirklich oder so augenscheinlich sind, als Martens vorgiebt, vermuthe ich daher, weil Dithmar Blefken in seiner Beschreibung Islandes von diesen weißen Bären redet, und in Grönland will gesehen haben, daß man einen tödtete, welcher sich, wie die andern Bären auf beide Hintertatzen stellete. In dieser Erzählung sagt er kein Wort, aus welchem geschlossen werden könnte, daß dieser weiße grönländische Bär nicht andern Bären geglichen habe. *)

Wenn

*) Habet Islandia coloris albi ingentes Ursos. — In Groenlandia ursum magnum et album habuimus obviàm, qui neque nos timebat, neque nostra clamore abigi poterat: verùm recta ad nos, tanquam certam praedam contendebat; cumque propriùs nos accessit, is bombarda trajectus, ibi demùm erectus, po-

Wenn inzwischen diese Bären einigen Raub auf dem Lande finden; so bemühen sie sich nicht ins Meer, um da Beute zu machen. Sie fressen Rennthiere und andere Thiere, deren sie sich bemächtigen können. Sie pflegen auch Menschen anzugreifen, und sogar Leichen auszugraben; *) der Mangel aber, den diese Thiere in so unfruchtbaren wüsten Ländern oft empfinden, zwinget sie, an das Wasser sich zu gewöhnen. Sie begeben sich dahin, um Seehunde, junge Wallrosse und kleine Wallfische zu ertappen. Sie setzen sich auf Eisschollen, auf welchen sie dann ihren Raub erwarten, ihre Beute ankommen

posterioribus pedibus tanquam homo stabat, donec tertio trajiceretur, atque ita exanimatus concidit. Dithmar Blefken Island Lugd. Bat. 1607. p. 64.

v. B.

*) Die weiße Bären leben von todten Wallfischen, bei deren Ufern man sie am häufigsten antrift. Sie fressen auch die Menschen lebendig, wenn sie selbige überfallen können. Haben sie einen Ort ausgewittert, wo ein Todter begraben worden; so wissen sie recht geschickt ihn auszugraben, alle Steine, welche die Grabstätte bedecken, wegzuräumen, den Sarg zu öffnen und hernach den Leichnam zu verzehren. S. Recueil des Voy. du Nord. Tom. II. p. 116.

v. B.

men sehen, und schon von fern beobachten können. Diesen Posten verlassen sie nicht wieder, so lange er ihnen einen hinreichenden oder überflüßigen Unterhalt gewähret. Wenn also im Frühjahr das Eis anfängt loszugehen, so thun sie auf schwimmenden Schollen große Reisen. Da sie nun aber nicht wieder an das Land kommen, oder die Schollen, auf welchen sie schwimmen, lange verlassen können; so finden sie endlich ihren Tod mitten auf dem Meere. Diejenigen, welche mit solchen Eisschollen an die norwegischen und isländischen Küsten anlanden, sind gemeiniglich dermaßen ausgehungert, daß sie alles, was ihnen in den Weg kömmt, anfallen und verzehren *).

Dieser Umstand hat noch das Vorurtheil vermehren können, als ob die weiße Seebären von einer wildern und gefräßigern Art,

*] Wenn das Eis von Nordgrönland abgerissen ist, und gegen Mittag hingetrieben wird: so getrauen sich die darauf befindliche weiße Bären nicht herunter. Kommen sie aber dann in Island oder Norwegen an dem Ort an, wohin sie das Eis führet; so sind sie ganz wüthend vor Hunger, und man erzählt von den Verheerungen, welche sie alsdann anrichten, die seltsamsten Geschichten. S. Recueil des Voyages du Nord. *Tom. I.* p. 100.
v. B.

Art, als die gemeinere Gattung, wären. Einige Schriftsteller haben sie sogar, wie die Seehunde, zu Amphibien gemacht, welche, so lange sie wollten, unterm Wasser bleiben könnten. Das Gegentheil ist aber augenscheinlich, und erhellet aus der Art, wie man sie jaget. Sie können gar nicht lange, und nicht leicht über eine französische Meile hintereinander schwimmen. Man verfolgt sie mit einer Schaluppe bis zur äußersten Ermüdung. Könnten sie eine Zeitlang des Athemholens entübrigt seyn; so würden sie untertauchen, und sich auf dem Grunde des Wassers ausruhen. Wenn sie aber wirklich unter dem Wasser verschwinden; so geschieht es nur auf wenige Augenblicke, und blos aus Furcht zu ersaufen, lassen sie sich über dem Wasser tödten *)

Der

*) Dieser weiße Bär schwamm in der ofnen See bis auf eine Meile weit. Wir verfolgten ihn lebhaft mit dreien Booten, und nachdem wir ihn ermüdet hatten, ward er überwältigt und getödtet. S. Trois Navigations des Hollandois au Nord par Gerard de Vera, à Paris 1599. p. 110. — Sie schwimmen von einem Stück Eis zum andern und tauchen unter. Wenn wir in unsern Schaluppen sie verfolgten; so tauchten sie an der einen Seite unter, und kamen an der andern wieder aus dem

Was-

Der gewöhnliche Raub der weißen Bären besteht in Robben oder Seehunden *), die nicht stark genug sind, ihnen zu widerstehen. Die Wallrosse, denen sie zuweilen ihre Jungen entführen, durchbohren die Bären mit ihren Hauern, und nöthigen sie dadurch, die Flucht zu nehmen. So pflegt es ihnen auch mit den Wallfischen zu ergehen. Diese tödten die Bären durch ihre Größe und Schwere und verjagen sie von den Ortten, welche zu ihrem Aufenthalte dienen, obgleich die Bären daselbst oftmals die jungen Wallfische rauben und verzehren **)

M 2 Alle

Wasser. Sie konnten auch gut auf dem Lande laufen. S. Recueil des Voyages du Nord, Tom. II. p. 116. — An der spitzbergischen Küste gieng ein weißer Bär ins Wasser, und schwamm über eine Meile weit in die See hinein. Man verfolgte ihn mit Schaluppen und tödtete ihn. S. Troisieme Voyage des Hollandois par le Nord. pag. 34.

v. B.

*) Als man diesen weißen Bär vollends getödtet hatte, schnitt man ihm den Bauch auf, und fand in selbigem noch ganze Stücken von Seehunden mit Haut und Haaren, zum Beweis, daß sie eben erst verzehret worden. S. Ebend. p. 36.

v. B.

**) Sie fressen, bei Gelegenheit, auch wohl Vögel und ihre Eier. S. Martens l. c. p. 75.

M.

Alle Bären haben von Natur viel Fett, und diese, welche blos von sehr thranigen Thieren leben, sind noch feister, als die andern. Ihr Fett gleichet auch beinahe dem Thrane des Wallfisches *). Das Fleisch der Bären soll, wie man sagt, nicht übel zu essen seyn **). Ihre Haut ***) giebt ein ungemein warmes und sehr dauerhaftes Pelzwerk ****).

*) Das Fett unten an den Tatzen wird in Spitzbergen ebenfalls ausgeschmolzen, und bei Gliederschmerzen gebrauchet, imgleichen bei Schwangern, die Niederkunft zu befördern. Das unter den Tatzen ist schwammig und wird bald faul und stinkend, wenn man es nicht gleich ausbraten läßt. Das übrige Fett solcher weissen Bären, welches an Kräften dem vorigen lange nicht beikömmt, wird in Lampen wie Thran verbrauchet, es riecht aber nicht so widrig. S. Martens l. c. p. 73. &c.

M.

**) Es ist weißlich und feist, wie das Fleisch der Schafe. Hr. Martens hat es nicht versuchen wollen, weil er, durch den Aberglauben der Schiffsleute verführt, befürchtete, frühzeitig davon grau zu werden. S. Ebend. p. 74.

M.

***) Die spitzbergischen Einwohner machen Sägespäne heiß, zertreten die Häute damit, wodurch die Feiste sich in die Späne zieht, und so die Haut ganz trocken wird. Das ist ihre ganze Zurichtung der Bärenhäute Ebend. p. 73.

M.

****) Die weißen Bären gehen auf Wölfe und Seehunde aus. Nach jungen Wallfischen, die

sie

sie uner allen andern Fischen am leckerhaftesten finden, sind sie am allerbegierigsten. Sie fürchten sich zwar vor den großen Wallfischen, weil diese die Bären wittern, und sie aus natürlicher Feindschaft, als Räuber ihrer Jungen, verfolgen. S. Rec. des Voy. du Nord. T. I. p. 99. — Die Häute der weissen Bären sind ein großer Trost für diejenigen, welche im Winter reisen. — Ihr Fett verkaufen unsere Schiffsleute für Wallfischthran — ihre Milch ist sehr weiß und fett. S. Troisieme Voy. des Holland. Tom. II. p. 115.

Anhang.

Von den jungen Eisbären sagt Martens noch: „Wir konnten sie von den Alten „durch nichts unterscheiden, als durch die „zween vordern langen Zähne, die bei „den jungen Bären inwendig hol, bei den „Alten aber fest und dichte waren.

„Die Jungen halten sich stets zu den Al„ten. Wir haben gesehen, daß zween jun„ge Bären und ihre Mutter einander durch„aus nicht verlassen wollten. Wenn ja „einer zu weichen schien und der andere „das Geschrei hörte; so kehrte der eine „wieder um, dem andern gleichsam zu hel„fen. Die Alte lief zu den Jungen, die „Jungen zu der Alten, und so ließen sie „sich mit einander tödten."

Hr. Mag. Trampler *) setzt noch hinzu: die Alten pflegen, wenn sie liegen, zwo bis

*) In seiner umständlichen Beschreib. des grönländischen Wallfischfanges. Leipz. 1771. 8vo.

bis drei Kugeln wenig zu achten; stehen sie aber aufrechts, daß ihre Haut gespannet ist, so gehen sie dem Jäger zu Leibe und vertheidigen sich herzhaft. Oefters lassen sie sich beide Tatzen abhauen; ehe sie niederfallen. Die Grönländer hetzen und jagen sie mit Hunden, und tödten sie mit Lanzen und Harpunen, worüber bisweilen viele das Leben einbüßen müssen.

Anderson *) redet von weitläuftigen Anstalten und Wachen, welche die Einwohner Islandes zu der Zeit hielten, wenn daselbst weiße Bären anlandeten, von ganzen Mannschaften, welche darauf los gehen müßten u. s. w. Horrebow **), der diese Anstalten übertrieben fand, sucht ihn zu widerlegen, und erzählet von einem alten Mann im Nordersyssel bei Langenes (wo der Bär am öftersten ins Land kömmt), er habe in seinem Leben etliche und zwanzig Bären umgebracht, und hierzu, ob er gleich recht wohl mit Schießgewehr umzugehen wußte, doch nur immer einen Spieß gebrauchet, womit er,

 ge-

*) In seinen Nachrichten von Island rc. Frankf. und Leipz 1747. p. 31.

**) S. dessen zuverläßige Nachr. von Island, Kopenh. 1753. 8vo. p. 121.

getrost und vergnügt über den Anblick eines Bären, ihm entgegen gegangen und ihn allezeit ganz allein gefället, indem er ihn zum Streit aufgefordert und ihm dann im Kampfe den Spieß gerade in die Brust gejaget. Es war also nicht nöthig, ihm noch Mannschaft anzubieten, um einen Bären anzugreifen und umzubringen.

Bei ohngefähren Uiberraschungen wissen die Einwohner Islandes gegen die Bären sich recht wohl zu helfen. Sie werfen ihm etwas Befremdendes, mehrentheils einen Fingerhandschuh, vor, um ihn damit aufzuhalten. Wenn er ihn vor sich liegen siehet, geht er nicht von der Stelle, bis er den Handschuh so wohl, als alle Finger desselben untersuchet hat. Hierzu wird einige Zeit erfordert. Unterdessen finden die Furchtsamen Gelegenheit, ihm zu entwischen.

Die Vorsicht, welche von den Isländern angewendet wird, keinen Bären bei sich aufkommen zu lassen, gründet sich theils auf die Abwendung des Unglücks, das ihnen dadurch in Ansehung ihres Viehes zuwachsen könnte, theils auf ein anderes Interesse; weil diejenigen, die einen Bär umbringen, ein gewisses Geld für die Haut bekommen, welche sie dem Amtmann im Namen des

Kö-

Königs überliefern müssen. Das wird als ein Regale betrachtet, weil die Häute der grönländischen Bären weit schöner, als andere sind.

M.

XLIII.

Der Biber. *)

So sehr der Mensch sich über den Stand der Natur erhoben hat, so sehr haben die Thiere sich unter denselbigen erniedriget. Insofern man sie unterwürfig machte, zur Dienstbarkeit zwang, als Rebellen behan-

*) Fr. Le Castor, le Biévre. Gr. Κάςωρ oder Κυώ-ποτάμιος Ital. Bivaro. Bevero, Span. Bevaro. Engl. Beaver. Schwed. Baeffwer. Sinoländ. Biur. Poln. Bobr. (Holl. Bever. Norw. Baever. Lappl. Maleg).

Castor Gesner. Hist. Quadr. p. 309. *Icon* anim. quadr. 84.
— sive Fiber. Raji Syn. anim. quadr. p. 209.
— cauda ovata plana Fiber. Linn.
— Fiber Klein. Quadr. p. 91.
— castanei coloris, cauda horizontaliter *plana* f. Fiber. Briss. Regn. anim. p. 133.

A. d. V.

Castor Fiber. *Linn.* S. N. *XII.* 78. n. 1. Ejusd. Faun. Suec. Ed. Len. 23. Ed. II. n. 27. p. 10. Gesn. *Pisc.* p. 185. Rondell. Pisc. 236. Jonst. Pisc. *p.* 102. Tab. 68. Dodart Act. 131. Aldrov. Quadr. p. 706. Bellon. aquat. T. 30. Marius (Ioh.) Castorologia. Viennae 1685. Ephem. N. C. Dec. I. An. 2. obs. 251. Aelian. anim.

Der Bieber. Tab. XCI.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

handelte, und gewaltsam zerstreuete, sind ihre Gesellschaften verschwunden, ihr Fleiß hat aufgehört, ihnen vortheilhaft zu seyn, ihre

anim. 359. Biber. Hildeg. Phys. 115. Charlet onom. p. 17. Ej. exerc. p. 18. Scotii Phys. 979. T. 33. Schœneveld. Ichth. p. 34. Rzac Hist. nat. Pol. p. 215. et Auct. Hist. Nat. Polon. p. 406. Worm. Mus. p. 320. Hist. de l' Ac. Roy. des Sc de Par. Tom. III. P. I. p. 137. Pl. 19. et 1704. p. 48. Cat. App. p. 29. Brisson. Quadr. 8vo. p. 90. n. 1. Castor. Offic. Schræd. 279. Bosch. 376. Dalech Pharm. 445. Schwenkf. Quadr. Siles. p. 94. Fiber. Canis fluviatilis, Ponticus Plinii. Geoffr. mad. med. VIII. p. 71 — 87. Valent. Amph. zoot. p. 161. Krameri Austr. p. 315. Müller. Prodr. zool. Dan. p. 4. n. 25.

Biber. Erd- oder Landbiber. Müllers Linn. Natursf. I. p. 326. T. 30. f. 2. Bekmans Naturg. p. 33. Hallens. Thiere p. 573. f. 59. D. Merkl. Thier. p. 10. Perraults rc. Abhandl. I Band Tab. XX, XXI. p. 157. Ridingers Jagdbare Thiere gr. Fol. Tab. XV. Ebend. Entw. einiger Thiere. V Th. Tab. 84. Pr. Sulzers Unterr. über die Schönheiten der Natur. Berl. 1750. p. 121 von der Baukunst des Bibers. Leipz histor. physikal. Mancherlei 1773. I. Th p. 109 — 114. Angenehme und nützliche Lektüre Starg. 1772. p. 203. Wochenbl. für Kinder IX Th. p. 89. &c. Börners Land- und Stadtw. II. 198. n. VIII. Lonic. Kräuterb. p. 600.

Schellers Lappl. p. 51. Pontopp. Norweg. II. Th. p. 51. mit Kupf. Bekmanns Mark. Brandb. fol. Tom. I. p. 585. Samml. von Natur- und Kunstgeschichten (v. M. Grundig) III. Band p. 31. 569. Köhlers neue Reisen I. B. p. 314. Leems Nachr. von den Lappen in Finn-

ihre schwachen Künste haben sich verloren, jede Art ist um ihre allgemeine Eigenschaften gekommen, und alle haben weiter nichts, als ihre besondere Fähigkeiten erhalten, welche in einigen durch das Beispiel, durch Nachahmung und Erziehung, in andern durch die Furcht und Nothwendigkeit, unablässlich für ihre Sicherheit zu wachen, vollkommner gemacht worden. Was für grosse Absichten, Vorsätze und Entwürfe können wohl Sklaven ohne Seele, oder machtlose Verwiesene haben? Kriechen oder Fliehen, beständig einsam leben, nichs bauen und nichts hervorbringen, nichts fortpflanzen,

und

Finnmarken p. 108. D. Taubens Zelle. II. Th. 142. Abhandl. der schwed. Akad. der Wissensch. XVIII. Th. p. 196. — 208. und XXX Th. p. 292. Pariser Anatom. ꝛc. Abhandl. II. B. p. 410. Der Arzt (eine med. Wochenschr. von Hrn. D. Unzer) II. Th. p. 35. (der alten Ausg.) Anmerk. über alle Theile der Naturl. I. B. p. 406. Bonnets Betr. der Nat. p. 390. 400. Döbels Jägerpr. I. 36. II. 137. 151. *III.* 98. v. Heppe wohlredender Jäger *p.* 67.

Lemery Mater Lex. p. 255 — 260. Jablonsky's Lex. I. 193. Bohns Waarenl. *p.* 105. N. Schaupl. der Nat. *I.* 701. D. Krünitz ökon. Encyklop. *IV.* B. p. 387. Onomat. For. I. 304. Onom. Hist. nat. II. p. 186. Biber.

Vallm. de Bomare Dict. d' Hist nat II. 411. Diction. des Anim. *I.* 444. Cours d' Hist. nat. II. 284. Cathol. C. 129.

und beständig im Elende seufzen, allmählig ihre Vorzüge verlieren, ihre Art fortdaurend machen, ohne sie zu vermehren, mit einem Wort, eben so viel, ja noch mehr durch die Fortdauer verlieren, als sie durch die Zeit gewonnen hatten.

Es bleiben demnach die wenigen Spuren ihres wundersamen Fleißes, und ihrer Fähigkeiten nur noch in den entfernten und wüsten Gegenden übrig, welche die Menschen lange Jahre hindurch nicht ausfanden, wo jede Thiergattung frei und ungehindert ihre natürliche Gaben zeigen, und, in Ruhe durch eine dauerhafte gesellschaftliche Verbindung vollkommner machen konnte.

Die Biber sind vielleicht nur das einzige Beispiel, welches noch als ein altes Denkmal dieses guten Verständnisses unter den Thieren übrig geblieben. So unendlich weit auch dieses Verständniß einer wahren Geselligkeit unter den Menschen, seines Grundes wegen, nachstehen muß; so setzt es doch gewisse gemeinschaftliche Entwürfe und Absichten voraus, die sich aufs ganze beziehen. Entwürfe die eine Gesellschaft zum Grunde haben, und sich damit beschäfftigen, einen Damm anzulegen, eine Pflanzstadt anzubauen, eine Art von Republik zu gründen, setzen allerdings voraus, daß man

sich

sich, auf was für Art es auch geschähe, unter einander verstehen, und gemeinschaftlich das Werk unternehmen müßte.

Die Biber, wird man sagen, stellen unter den vierfüßigen Thieren das vor, was unter den Insekten die Bienen sind. Aber welche ein Unterschied! Es finden sich in der Natur, so weit wir sie kennen, dreierlei Arten von Gesellschaften, die man vorhero genau betrachten muß, ehe man zwischen ihnen eine Vergleichung anstellt: die freie Gesellschaft des Menschen, wodurch er, nächst Gott, seine ganze Macht erhalten; die zwangvolle Gesellschaft der Thiere, die vor der menschlichen allezeit unstätig und flüchtig ist, und endlich die erzwungene Gesellschaft einiger Thiere, die alle zu einerlei Zeit, an einerlei Ort entstehen, und sich in der Nothwendigkeit befinden, da beisammen zu bleiben. Ein einzelnes Thier, einsam, und wie es aus den Händen der Natur kam, betrachtet ist ein unfruchtbares Geschöpf, dessen ganzes Geschäffte sich blos auf den Gebrauch der Sinnen einschränket. Der Mensch selbst pflegt im blos natürlichen Zustand, ohne Einsichten und ohne allen gesellschaftlichen Beistand, so wenig etwas hervorzubringen, als etwas zu bauen. Dagegen wird alle Gesellschaft desto frucht-

fruchtbarer und erfindungsreicher, so zufällig und unaufgeklärt sie auch seyn mag, wenn sie nur aus Wesen von einerlei Natur bestehet. Die bloße Nothwendigkeit einander aufzusuchen oder zu vermeiden, wird in selbiger gemeinschaftliche Bewegungen veranlassen, deren Erfolg oft ein Werk seyn wird, welches das Ansehen hat, als ob es mit großer Uiberlegung entworfen, fortgesetzt und ausgeführt worden.

Also sind zum Beispiel die Beschäftigungen der Bienen, wenn sie an einem gewissen Ort, entweder in einem Bienenkorb oder in einem alten holen Baum, jede ihre Zelle bauen, oder das Werk der kayennischen Fliegen, die nicht allein gleichfalls ihre Zellen bilden, sondern sogar den Stock, welcher sie enthalten soll, zugleich erbauen, weiter nichts, als mechanische Arbeiten, die sich auf gar keine Uiberlegungen, auf keine verabredete Entwürfe oder irgend eine allgemeine Absicht gründen. — Lauter Arbeiten, die als eine Folge von einer physischen Nothwendigkeit, oder als eine Wirkung gemeinschaftlicher Bewegungen, *) zu allen Zeiten und an

*) Man lese, was hiervon bereits im VII B. der allgemeinen Geschichte der Natur gesagt worden.

an allen Orten durch eine Menge von Geschöpfen, die sich nicht aus Wahl, sondern durch einen natürlichen Zwang versammlet und vereiniget haben, auf einerlei Art verrichtet werden!

Hier wirkt also nicht so wohl die Gesellschaft, sondern blos die Anzahl, blos eine blinde Gewalt, welche man keinesweges mit dem Lichte vergleichen kann, das alle wahre Gesellschaften regieret. Ich rede hier nicht von jenem reinen Lichte, von jenem Strale der Gottheit, welcher nur den Menschen allein zu Theile geworden. Die Biber haben davon zuverläßig, wie alle übrige Thiere, nichts erhalten. Weil aber ihre Gesellschaft nicht unter die erzwungne Vereinigungen gehöret, sondern vielmehr durch eine Art von Wahl entstehet, und wenigstens allgemeine Uibereinstimmung und gemeinschaftliche Absichten unter ihren Gliedern zum Grunde hat; so scheint sie doch einen Schimmer von Verstande vorauszusetzen, der zwar seinem Grunde nach vom Verstande der Menschen sehr weit unterschieden ist; aber dem ohnerachtet Wirkungen äußert, welche man, wo nicht mit den Handlungen vollständiger und mächtiger Gesellschaften, von langen Zeiten her gesitteter Völker, doch wenigstens mit den Unternehmungen ganz neu entstandner Gesell-

sellschaften unter wilden Menschen verglei-chen kann, denen man immer noch mit thie-rischen Gesellschaften, ohne Ungerechtigkeit, einige Aehnlichkeit einräumet.

Nun wollen wir einmal die Unternehmun-gen der einen und der andern Gesellschaft gegen einander halten, und sehen, wie weit sich die Kunst eines Bibers erstreckt, und wo die Kunst eines Wilden ihre Grenzen fin-det. Einen Ast abbrechen, um sich dessen statt eines Stabes zu bedienen, eine Hütte bauen, und sie, um sich einigen Schutz wi-der das Wetter zu schaffen, mit Blättern bedecken, Moos oder Heu zu einem beque-men Lager zu sammlen, sind Handlungen, die man so gut bei Thieren, als wilden Menschen wahrnimmt. Die Bären machen Hölen oder Hütten, die Affen führen Stä-be, viel andre Thiere bauen sich eine Woh-nungen, die bequem, ihren Bedürfnissen ge-mäß, und aller Feuchtigkeit undurchdringlich sind. Einen Stein reiben, um ihm eine schneidende Schärfe zu geben, und sich da-von ein Beil zu machen, sich dessen zum Holzspalten, oder zur Entblößung des Hol-zes von der Rinde zu bedienen, Pfeile da-mit zu spitzen, sich ein Gefäß auszuhölen; ein Thier umzubringen, um aus dessen Haut sich Kleidungen zu machen, die Sehnen des-

selben nehmen, und daraus eine Bogensehne zu verfertigen, eben diese Sehne an eine harte Gräte heften, und sich beider als einer Nadel und eines Drathes bedienen, sind lauter Handlungen, die ein einzelner Mensch in der Einsamkeit allein, ohne weitern Beistand, verrichten kann, lauter Handlungen, die sich blos auf seine Bildung gründen, und nichts weiter, als den Gebrauch seiner Hand voraussetzen. Aber einen großen Baum fällen, ihn fortschleppen, eine gemeinschaftliche Wohnung aufführen, einen Kahn bauen — zu solchen Unternehmungen werden unentbehrlich Dienstleistungen erfordert, weil sie eine gemeinschaftliche Arbeit, und gemeinschaftlich überlegte Absichten voraussetzen. Dergleichen Werke sind auch die einzigen Früchte der aufkeimenden Geselligkeit unter den wilden Völkern, so wie die Arbeiten der Biber ein Beweis einer, unter diesen Thieren zur Vollkommenheit gebrachten Gesellschaft. Es ist hierbei zu merken, daß die Biber an keinen Bau gedenken, wenn sie nicht in völliger Freiheit leben, und in einem Lande wohnen, in welchem sie einer ungestörten Ruhe genießen.

Es giebt Biber in Languedok, in den Inseln der Rhone, und noch mehrere in den nördlichen europäischen Ländern. Weil aber

alle

alle diese Gegenden stark bewohnet oder wenigstens von Menschen fleißig besucht werden; so leben in denselben die Biber, wie alle andre Thiere, zerstreut, einsam, flüchtig oder in Erdhölen verborgen. Man hat sie nie vereiniget, oder versammlet, also auch nie ein wichtiges Unternehmen, oder einen Bau von ihnen gesehen. In den wüsten Ländern hingegen, wo der Mensch erst sehr spät gesellschaftlich eingedrungen ist, und wo man vorher blos einzelne Spuren wilder Menschen antraf, hat man die Biber allenthalben vereint und in Gesellschaften versammlet gefunden, und sich nicht enthalten können, ihre Arbeiten zu bewundern. Wir wollen uns bemühen lauter einsichtsvolle und unverwerfliche Zeugen anzuführen, und blos von solchen Zeugen einstimmig bekräftigte Umstände für zuverläßig ausgeben. Insofern wir vielleicht noch weniger, als einige unter diesen zur Bewunderung geneigt sind, werden wir uns bei allen Dingen, die uns nicht genug Glaubwürdigkeit zu haben scheinen, billige Zweifel und selbst einige Kritik erlauben.

Alle stimmen darin überein, daß der Biber anstatt einige deutliche Vorzüge vor andern Thieren zu zeigen, vielmehr in Absicht solcher Eigenschaften, die sich an einzelnen

Thieren bemerken lassen, einigen derselben weit nachzusetzen sey. Wir sind im Stande, dieses Urtheil zu bekräftigen. Wir haben jetzo noch wirklich einen lebenden Biber aus Kanada vor uns, den wir beinahe seit einem Jahre bekommen. *)

Dieser Biber ist ein sanftmüthiges, ruhiges, zahmes, etwas trauriges, und so gar klagendes Thier, ohne heftige Leidenschaften oder starke Begierden. Es beweget sich nur wenig, und erlaubt sich um keiner Ursache willen die geringsten Anstrengungen. Sein ernstlichstes Geschäft ist ohnstreitig das Bestreben, seine Sehnsucht nach der Freiheit befriedigen zu können. Von Zeit zu Zeit benagt es die Thüren seines Gefängnisses, aber ganz gelassen, ohne Uibereilung, blos in der Absicht, eine Oeffnung zum Ausgange darin zu machen. Uibrigens zeigt es einen ziemlich gleichgültigen Charakter und wenig Neigung zu einem Umgange mit Menschen. **) Er bemühet sich eben so wenig

zu

*) Dieser jung gefangne Biber ist mir zu Anfange des Jahres 1758 durch Herrn Montbellier, Kapitän bei der königl. Artillerie, zugesendet worden.

v. B.

**) Herr Klein will aber doch viele Jahre lang einen Biber unterhalten haben, der ihm folgte

und

zu schaden, als zu gefallen. In Absicht solcher Eigenschaften, welche den Hund an den Menschen verbinden, scheint er diesem weit nachzustehen, und nicht geboren zu seyn, weder zu dienen, noch zu herrschen, auch nicht einmal mit einer andern Thiergattung, außer der seinigen, in irgend eine Verbindung sich einzulassen. Sein ganz in ihm verborgner Verstand scheint sich nirgends ganz, als wenn er unter seines gleichen ist, zu äußern. In einsamen Zustande zeigt er nur sehr wenig persönliche Fähigkeit, noch weniger List, auch nicht einmal so viel Mißtrauen, als zu Vermeidung der offenbaresten Fallstricke gehöret. Er ist so wenig darzu aufgelegt, andere Thiere anzugreifen, daß er so gar die Selbstvertheidigung zu vernachläßigen scheinet. Er entschließt sich lieber zur Flucht, als zu einem Kampfe. Wird er aber von der Hand eines Jägers ergriffen, so pflegt er grausam und wüthend um sich herzubeißen.

Betrachtet man also dieses Thier im Stande der Natur, oder vielmehr der Einsamkeit und Zerstreuung; so wird es, in Ansehung

und ihn, wie ein Hund seinen Herrn aufsuchte.

v. B.

der innern Fähigkeiten, gewiß keinen Vorzug vor den übrigen Thieren zu haben scheinen. Man wird an ihm nicht mehr Klugheit, als am Hunde, nicht mehr Verstand, als am Elephanten, und nicht mehr Verschlagenheit, als am Fuchse, wahrnehmen. Es ist vielmehr um des Besondern willen, in seiner äußern Bildung, als wegen der anscheinenden Vorzüge seiner innern Fähigkeiten, merkwürdig, und unter den vierfüßigen Thieren das einzige mit einem platten, eiförmigen, schuppichten Schwanze, der ihm statt eines Steuerruders dienet, um sich damit im Wasser zu regieren; — das einzige mit Schwimmhäuten an den Hinterfüßen und abgesonderten Zehen an den vordern, die er als Hände gebraucht, um damit Nahrungsmittel zum Munde zu bringen; — das einzige, das an den Vordertheilen des Körpers den Landthieren, an den Hintertheilen aber den Wasserthieren gleichet. Es macht gewissermaßen den Uibergang von den Klassen der vierfüßigen Thiere zu den Fischen, wie die Fledermaus von den vierfüßigen Thieren zu den Vögeln. Diese Besonderheiten würden vielmehr Fehler, als Vollkommenheiten zu seyn scheinen, wenn dies Thier nicht aus eben dieser uns wunderlich vorkommenden Bildung ganz eigenthümliche Vor-

thei-

theile zu ziehen wußte, welche ihm vor allen andern einen Vorzug ertheilen.

Im Junius oder Julius fangen die Biber an, sich in eine Gesellschaft zu vereinigen. Sie kommen von allen Seiten her in Menge zusammen, und pflegen bald einen Trupp von zwei bis drei Hunderten auszumachen. Der Ort ihrer Zusammenkunft ist gemeiniglich der, wo sie sich niederlassen wollen, folglich allemal am Ufer eines Wassers. Bei flach stehenden Wassern, die sich in einerlei Höhe, wie ein See zu halten pflegen, sparen sie sich die Mühe der Erbauung eines Dammes. An strömenden Wassern aber, die bald steigen, bald fallen, wie an Bächen und Flüssen, wird ein solcher Damm von ihnen aufgeworfen, und eine Art von Teich oder stehendem Wasser durch diese Sperrung bewirket, welches immer in einerlei Höhe stehet. Ein solcher Damm wird, gleich einer Schleuße, queer durch den Fluß, von einem Ufer zum andern gezogen. Oft beträgt er achtzig bis hundert Fuß in der Länge, und am Grunde wohl zehn bis zwölf Fuß in der Dicke. Für Thiere von dieser Größe *) scheint ein so ungeheurer Bau un-

*) Die größten Biber pflegen etwa funfzig oder sechzig Pfunde zu wiegen, und, von der Spitze der

unermeßliche Arbeit vorauszusetzen. Uiber die Festigkeit eines dergleichen Baues muß man aber noch mehr, als über die Größe desselben erstaunen. Der Ort am Flusse, wo sie den Damm aufwerfen, hat gemeiniglich keine sonderliche Tiefe. Findet sich am Ufer ein starker Baum, der ins Wasser kann gestürzet werden; so fangen sie damit an, ihn zu fällen, um davon die Hauptgrundlage zu ihrem Baue zu machen. Oft ist ein solcher Baum dicker, als der Leib eines Menschen. Sie sägen ihn, benagen ihn am Fuße, und wissen ihn, ohne sich eines andern Werkzeuges, als ihrer vier Schneidezähne dabei zu bedienen, in kurzer Zeit abzuschneiden, auch die Anstalt so zu treffen, daß er auf die Seite welche ihnen beliebt, nämlich queer über den Fluß, fallen muß. Nun beschäftigen sie sich, die Aeste des gefälleten Baumes am Gipfel abzuschneiden, um ihn wagerecht und allenthalben gleich legen zu können. Dieses Geschäfte verrichten sie mit vereinten Kräften. Viele Biber nagen gemeinschaftlich am Fuße des Baumes, um ihn zu fällen; viel andre lassen

der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes, nicht über drei Fuß Länge zu haben.
v. B.

sen sich es angelegen seyn, die Zweige des gefällten Baumes abzuschneiden. Noch andre durchstreichen zugleich die Ufer des Flusses, kleinere Bäume, theils wie das Bein, theils wie die Lenden eines Menschen an Dicke, zu fällen, in Stücke zu theilen, und in einer gewissen Höhe abzuschneiden, und Pfähle daraus zu machen. Diese Stücken Holz schleppen sie erst über das Land, bis zu dem Ufer des Flusses, hernach aber auf dem Wasser, bis zu der Stelle, wo sie bauen wollen. Sie machen davon ein enges Pfahlwerk, und befestigen dieses noch mehr durch Äste, welche sie zwischen den Pfälen einflechten.

Man sieht es diesem Unternehmen leicht an, daß es die Uiberwindung vieler Schwierigkeiten voraussetzet. Denn, um die Pfähle aufzurichten, und ihnen eine fast senkrechte Stellung zu geben, müssen sie mit ihren Zähnen das dickere Ende gegen das Ufer, oder gegen den über den Fluß gelegten Baum stämmen; andere müssen zu gleicher Zeit bis auf den Grund im Wasser untertauchen, um da mit ihren Vorderfüßen ein Loch zu graben, worein sie die Spitze des Pfales bringen, damit er sich aufrecht halten könne. Indem nun einige Biber auf diese Art ihre Pfähle pflanzen, sind andere beschäftigt,

Erde herbei zu schaffen, mit ihren Füßen zu kneten, und mit ihrem Schwanze zu schlagen. Diese tragen sie dann im Maul und mit ihren Vorderfüßen, und bringen davon einen hinlänglichen Vorrath zusammen, um damit alle Zwischenräume des errichteten Pfahlwerks ausfüllen zu können. Dieses besteht aus unterschiedenen Reihen von Pfählen, alle von gleicher Höhe, alle gegen einander eingesenket. Es erstreckt sich von einem Ufer des Flusses bis zum andern, und ist allenthalben ausgefüllt und gleichsam gemauert. Gegen den Strom zu findet man die Pfähle senkrecht eingesetzet, auf der Seite hingegen, wo der Damm gegen das Andrängen des Wassers gestützt werden muß, ist das ganze Gebäude so abhängend, daß der Damm, welcher am Grunde zehn bis zwölf Fuß Dicke hat, oben kaum über zween oder drei Fuß dick erscheinet. Man bemerkt also an ihm nicht allein die nöthige Größe und Festigkeit, sondern auch die schicklichste Figur, das Wasser zu halten, das Durchdringen zu hindern, den Druck desselben zu ertragen, und aller andrängenden Gewalt bequem zu widerstehen.

Oben auf dem Damm, oder da, wo er am wenigsten dick ist, pflegen sie zwo bis drei abhängige Oeffnungen, als eben so viel

Abzüge der Oberfläche des Wassers, anzubringen, welche sie nach eben der Maße weiter oder enger machen, als der Fluß höher oder niedriger zu werden beginnet. Wenn durch ... große und plötzliche Uiberschwemmungen Risse in ihren Dämmen entstehen; so lassen sie sich die Mühe nicht verdrießen, sie auszubessern, und aufs neue daran zu arbeiten, so bald nur das Wasser einigermaßen gefallen ist.

Es wär überflüßig, nach dieser genauen Erzählung ihrer Arbeiten an einem allgemeinen Bau, noch umständlich von dem besondern Bau zu reden, den sie, jeder Biber für sich, unternehmen, wenn man in einer Geschichte nicht von allen Vorfällen Rechenschaft geben müßte, und wenn dieser erste große Bau nicht in der Absicht unternommen würde, ihre kleine Wohnungen desto bequemer anlegen zu können.

Diese kleinere Wohnungen der Biber sind Hütten, oder vielmehr eine Art kleiner Häuschen, auf ein ausgefülltes Pfahlwerk ins Wasser, ganz nahe am Ufer ihres künstlichen Teiches erbauet, mit zween Ausgängen, einem, der nach dem Lande führet, und einem andern, wodurch sie sich ins Wasser begeben können. Die Form dieser kleinen Wohnungen ist fast allemal rund oder eiförmig.

mig. Einige sind groß, andere kleiner, von vier, fünf, bis acht oder zehn Fuß im Durchmesser. Es giebt auch darunter einige von zwei bis drei Stockwerken. Die Mauern haben die Dicke von beinahe zween Schuhen und sind senkrecht auf dem ausgefüllten Pfahlwerk erbauet, welches zugleich den Grund und Fußboden des Hauses abgiebt. Wenn eine solche Wohnung nur ein Stockwerk hat, so steigen die Mauern etwan einige Fuß gerade in die Höhe, und erhalten oben die Krümmung eines gedrückten Gewölbes, womit sich der ganze Bau endigt, und welches ihm statt eines Daches dienet. Es ist sehr dichte gemauert, und so wohl von außen, als von ihnen reinlich überkleidet. Gegen den Regen ist es undurchdringlich und fest genug, den heftigsten Windstößen zu widerstehen. Die Wände sind mit einer Art so wohl durcharbeiteter und so reinlich angelegter Tünche beworfen, daß es scheint, als ob alles von Menschenhänden bearbeitet wäre. Der Schwanz vertritt bei den Bibern die Stelle der Mauerkelle, womit sie diesen, mit ihren Füßen wohl durchkneteten Mörtel anlegen.

Bei ihrem Baue pflegen sie allerlei Materialien anzuwenden, als Holz, Steine

und

und sandichte Erde, die nicht leicht im Wasser zergehet. Sie bedienen sich dabei fast lauter leichten und zarten Holzes, besonders der Erlen, der Pappelbäume und Weiden, die vorzüglich an den Ufern der Flüsse wachsen, und leichter, als Bäume von schwererm und härterm Holze, zu schälen, zu schneiden und fortzuschleppen sind. Wenn sie einmal einen Baum angehen; so lassen sie nicht eher ab, als bis er gefället, in Stöcke zertheilt und fortgeschaffet worden. Sie pflegen ihn allemal einen oder anderthalb Fuß über dem Erdboden abzuschneiden. Ihre Arbeit verrichten sie beständig sitzend, und genießen dabei nicht allein den Vortheil einer so bequemen Stellung, sondern auch das Vergnügen, immer an Holz und Rinde, deren Geschmack sie vorzüglich lieben, zu nagen; denn sie pflegen zartes Holz und frische Rinde den mehresten gewöhnlichen Speisen oder Nahrungsmitteln vorzuziehen. Sie versorgen sich immer mit einem reichlichen Vorrath, um sich damit im Winter zu beköstigen *). Trocknes Holz ist

*) Der Wintervorrath für acht oder zehn Biber hat fünf und zwanzig bis dreißig Fuß im Quadrat und wenigstens acht oder zehn Fuß Höhe. Sie bringen davon ehe nichts in ihre Woh-

ist ihnen zuwider. Ihre Magazine pflegen sie allemal im Wasser und nahe bei ihrer Wohnung anzulegen. Zu jeder Hütte gehört ein besonderes Magazin, im gehörigem Verhältniß zur Anzahl ihrer Bewohner, welche sämtlich daran gleichen Anspruch haben, und nie darauf ausgehen, ihre Nachbarn zu berauben.

Man hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganze Dorfschaften gesehen, die wohl aus zwanzig bis fünf und zwanzig Biberhütten bestanden. Dergleichen große Kolonien sind aber selten, und es ist gewöhnlicher dergleichen Art von Republik minder zahlreich anzutreffen. Meistentheils enthält sie nur zehn oder zwölf Stämme, deren jeder sein besonderes Revier, besonderes Magazin und einige Wohnung hat. Fremden wird es nicht erlaubt, in ihrem Bezirke, sich niederzulassen. In den kleinsten Hütten wohnen zween, vier oder sechs, in den größten achtzehn, zwanzig, und so gar, wie man

Wohnung, bis es ganz klein zerkäuet und zu einem guten Futter zubereitet worden. Das frische Holz lieben sie mehr, als das Flößholz, und gehen im Winter von Zeit zu Zeit aus in die Wälder, um dort frisches zu genießen. S. Mémoires de Mr. Sarrasin, dans les Mémoires de l' Académie de Paris. 1704.

man sagt, wohl dreissig Biber, fast allemal paarweise, gleich viel Männchen und Weibchen beisammen. Man kann also behaupten, daß ihre Gesellschaft aufs wenigste gerechnet, oft aus hundert und funfzig bis zwei hundert Arbeitern bestehet, die sich anfänglich alle gemeinschaftlich bestreben, um das große gemeine Werk aufzuführen, auf welchem hernach die kleinern Gesellschaften ihre besondern Wohnungen erbauten.

Bei der beträchtlichen Anzahl dieser grossen Gesellschaft erhält sich unter ihnen doch immer ein ungestörter Friede. Die Eintracht wird bei ihnen durch die gemeinschaftliche Arbeit immer mehr bestärket. Die Bequemlichkeiten, welche sie sich verschaffet, imgleichen der Uiberfluß an Lebensmitteln, den sie zusammen gehäufet haben, und nun mit einander verzehren, knüpfen ihr vereinigendes Band immer fester. Unter der Mässigkeit ihrer Freßbegierde, dem einfachen Geschmack und ihrem Abscheu an Fleisch und Blute, verliert sich bei ihnen sogar jede Vorstellung von Raub und Kriege. Sie genießen alles das Gute wirklich, das der Mensch blos zu wünschen vermag. Als Freunde unter sich selbst, wissen sie, wenn ja von außen sich einige Feinde wittern lassen, ihren Verfolgungen auszuweichen, Sie

war-

warnen sich untereinander, durch einen Schlag mit dem Schwanz aufs Wasser, dessen Schall weit umher durch alle Gewölbe der Wohnungen ertönet. Jeder faßt nun einen Schluß, entweder in den See zu tauchen, oder sich in ihren Mauern zu verbergen, wo sie nichts, als das Feuer des Himmels, oder das Eisen der Menschen zu fürchten haben, und welche kein anderes Thier zu durchbrechen oder einzustürzen waget.

Diese Freistädte der Biber sind nicht allein vorzüglich sicher, sondern auch überaus bequem und reinlich. Der Fußboden ist mit allerlei grünenden Sachen beleget. Aeste von Buxbaum und von Tannen müssen ihnen statt eines Teppichs dienen, auf welchem sie niemals einigen Auswurf dulden oder fallen lassen. Das gegen die Wasserseite von ihnen angebrachte Fenster dient ihnen zu einem Balkon, um da frische Luft schöpfen und sich den größten Theil des Tages über baden zu können. Da halten sie sich aufrecht, richten den Kopf und die vordere Theile des Körpers in die Höhe und senken blos den hintern Theil ins Wasser. Diese Fensteröfnung ist mit vieler Behutsamkeit und hoch genug angebracht, um nicht fürchten zu dürfen, daß etwa das Eis, welches in den Gegenden ihres Aufenthaltes biswei-

len

sen zween bis drei Fuß dicke wird, sie jemals verschließen werde.

Zu der Zeit, wo starkes Eis gefroren ist, machen sie den Platz vor dem Fenster abhängig, schneiden die Pfähle, worauf es ruhet, schräg ab, und machen sich einen Ausgang unter dem Eis ins Wasser. Dieses flüßige Element gehöret so nothwendig zu ihren Bedürfnissen, oder es macht ihnen vielmehr so viel Vergnügen, daß es scheint, als ob sie dasselbe gar nicht entbehren könnten. Bisweilen pflegen sie unter dem Eise sehr weit fortzugehen, und alsdann ist es leicht, sie dadurch zu fangen, daß man sie von einer Seite der Hütte angreift und sie zugleich an einem Loch erwartet, welches man in einiger Entfernung davon ins Eis hauet, wo sie, um frisch zu athmen, hinkommen müssen.

Ihre Gewohnheit, so wohl den Schwanz, als alle hintere Theile des Körpers beständig im Wasser zu halten, scheint gewissermaßen die Natur ihres Fleisches verändert zu haben. Das Fleisch der vordern Theile bis an die Nieren hat eben die Beschaffenheit, eben den Geschmack, eben die Festigkeit, als das Fleisch anderer, in der Luft und auf dem Lande lebender Thiere; an den Schenkeln hingegen und am Schwanze den Ge-

ruch, Geschmack und alle Eigenschaften des Fleisches der Fische. Dieser Schwanz, der einen Fuß in der Länge, einen Zoll in der Dicke, und fünf bis sechs Zoll in der Breite hat, ist gleichsam ein bloßer Anhang, ein wirklicher Theil eines Fisches, am Körper eines vierfüßigen Thieres befestigt, ganz mit Schuppen und einer solchen Haut bedecket, wie man sie bei großen Fischen antrift. Diese Schuppen lassen sich mit einem Messer wegschaben, und wenn sie abgefallen sind, erblickt man, wie bei allen Fischen, doch auf der Haut noch ihre Spuren.

Der angehende Sommer ist eigentlich die Zeit, in welcher die Biber sich versammlen. Den Julius und August pflegen sie mit dem Baue des Dammes und ihrer Wohnungen hinzubringen, im September aber, ihren Vorrath von Holz und Rinden einzusammlen, sich alsdann ihrer Arbeiten zu freuen, und ihrer häuslichen Vergnügungen zu geniessen. Das ist gerade die Zeit ihrer Ruhe, oder besser, ihrer Liebe. Die sie untereinander sich kennen, und einer für den andern durch den Umgang, durch die Vergnügungen und Bemühungen gemeinschaftlicher Arbeiten eingenommen sind; so entstehen unter jedem Paare nicht blos ohngefähre, durch

einen Zwang der Natur bewirkte, sondern durch Wahl gestiftete Verbindungen, die sich auf eine gewisse Neigung gründen. Sie leben im Herbst und Winter vergnügt und einträchtig mit einander, ohne sich zu verlassen. Wegen der Bequemlichkeit ihrer Wohnungen, verlassen sie dieselbe blos, um angenehme und nützliche Spaziergänge zu machen. Sie bringen von selbigen frische Rinden zurück, welche sie den trocknen, oder allzusehr durchnetzten vorziehen. Die Weibchen gehen, wie man sagt, 4 Monate trächtig. Gegen das Ende des Winters pflegen sie gemeiniglich zwei bis drei Junge zu werfen. Ohngefähr um diese Zeit werden sie von den Männchen verlassen, die dann ins Feld gehen, um sich die Annehmlichkeiten und Früchte des Frühlings zu Nutze zu machen. Sie besuchen von Zeit zu Zeit ihre Hütten wieder, ohne sich aber daselbst lange zu verweilen. Die Mütter sind indessen in selben mit Säugen und sorgfältiger Auferziehung ihrer Jungen beschäfftiget, welche sich binnen wenig Monaten im Stande befinden, ihnen zu folgen. Dann pflegen sie auch zu ihrem Vergnügen umher zu ziehen, an der frischen Luft sich zu erholen, Fische, Krebse, und neue Rinden zu fressen, und so den Sommer abwechselnd auf dem Was-

ser oder in Wäldern hinzubringen. Sie versammlen sich erst im Herbst wieder, wofern ihre Dämme nicht etwa von Uiberschwemmungen eingerissen, oder ihre Hütten zerstöret worden. Denn in diesem Fall geschieht ihre Vereinigung frühzeitiger, um die bemerkte Beschädigungen wieder auszubessern.

Gewisse Gegenden scheinen ihnen zu ihrem Aufenthalt vorzüglich bequem zu seyn. Man hat gefunden, daß, wenn man auch ihre Arbeiten verschiedene male zerstöret hatte, sie dennoch alle Sommer dahin kamen, um sie wieder herzustellen, bis sie endlich, ermüdet von den häufigen Verfolgungen, und in ihrer Anzahl sehr geschwächt, den Schluß faßten, ihren Aufenthalt zu verändern, und sich fern davon, in die entlegensten Einöden zurück zu ziehen.

Die Jäger pflegen ihnen hauptsächlich im Winter nachzustellen, weil ihr Pelz zu keiner andern Jahreszeit vollkommner, als eben in dieser ist. Wenn dann, durch Zerstörung ihrer Pflanzstädte, eine zu große Zahl der Bewohner gefangen worden; so pflegt sich die zu sehr geschwächte Gesellschaft nicht wieder herzustellen. Die kleine Zahl derer, welche dem Tod oder der Gefangenschaft entgangen waren, zerstreuet sich,

wird flüchtig, und ihr durch die Furcht unterdrücktes Genie scheint alle Thätigkeit verloren zu haben. Sie vergraben alsdann sich selbst und ihr ganzes Talent in einer Erdhöle, oder führen, in den Zustand anderer Thiere herabgesenkt, ein schüchternes Leben, beschäfftigen sich blos mit den dringendsten Bedürfnissen, begnügen sich, ein jeder mit seinen eigenen persönlichen Fähigkeiten, und verlieren unwiederbringlich alle die geselligen Eigenschaften, die wir eben an ihnen bewundert haben.

So seltsam und bewundernswürdig auch wirklich die bisher von der Geselligkeit und von den Arbeiten der Biber vorgetragene Nachrichten seyn mögen; so getrauen wir uns doch nicht, ihre Wirklichkeit ganz außer Zweifel zu setzen. Alles, was von einer großen Menge von Augenzeugen zu verschiedenen Zeiten erzählet worden *) stimmet in

 allen

*) Man lese bei dieser Gelegenheit über die Geschichte der Biber nach.

a) Den Olaus Magnus, in seiner Beschreibung der nordischen Länder.

b) Les Voyages du Baron de la Hontan, Tom. II. p. 155. &c.

c) Das Musæum Wormianum, p. 320.

d) L'Histoiré de l'Amèrique Septemtrionale, par Bacqueville de la Poterie. à Rouen 1722. Tom. I. p. 133.

e) Mé-

allen angeführten Umständen genau überein, und wenn unsere Nachrichten von einigen der benannten Schriftsteller in etwas unterschieden sind; so ist es blos in den Punkten, wo sie das Wunderbare gar zu hoch zu treiben, der Wahrheit Gewalt anzuthun, und so gar von der Wahrscheinlichkeit sich zu

e) Mémoire sur le Castor, par Mr. Sarrasin. inseré dans les Mém. de l' Acad. des Sciences, Année 1704.

f) La Rélation d'un Voyage en Acadie par Dierville à Rouen 1708. p. 126. &c.

g) Les Nouvelles découvertes dans l' Amérique Septemtrionale, à Paris 1697. p. 133.

h) L' Histoire de la nouvelle France, par le P. Charlevoix. à Paris 1744. Tom. II. p. 98. &c.

i) Le Voyage de Robert Lade, traduit de l' Anglois par Mr. l' Abbé Prevôt, Tom. II. p. 226,

k) Le grand Voyage au Pays des Hurons, par Sagard Theodat, à Paris 1632. p. 319. &c.

l) Le Voyage à la Baye de Hudson par Ellis, à Paris 1749. Tom. II. p. 61. & 62.

m) Besonders Gazette litteraire de Berlin, 1772. p. 23. &c. und Sulzer. l. c.

Außer dem können Gesner, Aldrovand, Jonston. Klein, Rzaczynski. u. a. m. im Artikel Biber, auch das Traité du Castor par Jean Marius à Paris 1746. und l' Histoire de la Virginie, traduite de l' Anglois, Orleans 1707. p. 466. hierüber nachgeschlagen werden.

v. B.

zu entfernen schienen. Denn man begnügte sich nicht blos damit, den Bibern sehr gesellige Sitten und vorzügliche Talente zur Baukunst einzugestehen, sondern man verlangte so gar, daß man ihnen die allgemeinen Begriffe einer guten Polizei und ordentlichen Regierung nicht absprechen dürfte; und daß, wenn ihre Gesellschaft einmal in Ordnung gebracht wäre, sie das Kunststück verstanden, reisende und fremde Biber zu Sklaven zu machen, und sich ihrer zu bedienen, um Erde zu tragen, und Holz herbei zu schleppen. Eben so begegneten sie den trägen, die nicht arbeiten wollten, und den Alten, die nicht mehr arbeiten könnten. Sie würfen diese auf den Rücken, und brauchten sie statt eines Fuhrwerks, Materialien damit herbei zu schaffen. Ferner, diese Republikaner versammleten sich niemals anders, als in ungleicher Anzahl, damit in ihren Rathsversammlungen immer eine überwiegende Stimme wäre. Die ganze Gesellschaft habe ihren Präsidenten, und jeder Stamm seinen Aufseher; sie pflegten auch öffentliche Schildwachen für die gemeine Sicherheit auszustellen, und wenn sie verfolgt würden, sich die Hoden auszureißen, um die Begierde der Jäger (nach dem bekannten Bibergeil) zu befriedigen, und sich ih-

nen so verstümmelt darzustellen, um vor ihren Augen Schonung und Gnade zu erhalten ꝛc. *).

So weit wir auch entfernt sind, solchen Mährchen Glauben beizumessen, oder das Uibertriebene dieser Erzählungen anzunehmen, so unmöglich kann man seinen Glauben Erzählungen versagen, die bewährt, bestätigt und moralisch gewiß befunden worden. Man hat ja die Arbeiten der Biber mehr als tausendmal gesehen, zerstört und eingerissen, man hat sie ausgemessen, gezeichnet und in Kupfer gestochen; endlich hat man so gar neue und noch wirklich vorhandene Zeugnisse davon erhalten, die mehr als alle die alten Zeugnisse gelten, und keinen Zweifel mehr übrig lassen. Es finden sich nämlich wirklich noch einige von diesen sonderbaren Arbeiten zwar nicht so häufig, als in den ersten Zeiten der Entdeckung des nördlichen Amerika, doch aber noch in so hinlänglicher Anzahl, daß alle Missionarien, alle Reisen-

*) Man sehe den Aelian und alle die Alten, außer dem Plinius nach, welcher dieses Vorgeben mit Grunde widerleget. Von den übrigen Punkten findet man in den meisten Schriftstellern der vorigen Anmerkung ebenfalls bestätigende Nachrichten.

v. B.

sende, die neueste nicht ausgenommen, welche tief in die Nordländer eindrangen, dergleichen angetroffen zu haben versichern.

Alle Schriftsteller kommen darin überein, daß man, außer den in Gesellschaft lebenden Bibern, in einerlei Himmelsstrich fast allenthalben auch einsame Biber antreffe, die, wie man vorgiebt, um gewisser Fehler willen, aus der Gesellschaft verstoßen worden, und an keinen von ihren Vortheilen und Bequemlichkeiten Theil nehmen, weder ein Haus, noch eine Vorrathskammer haben, und, gleich dem Dachs, unter der Erde in einer Höle leben. Dergleichen einsame Biber haben daher auch die Benennung der Gruben oder Erdbiber *) bekommen. Es ist leicht, sie an ihrem schmutzigen Fell, und an dem durchs Reiben an der Erde auf dem Rücken abgestoßnen Haar zu erkennen. Sie wohnen eben so gern, als die andern, an Gewässern. Einige pflegen so gar daselbst einen Graben, etliche Fuß tief, zu machen, um einen kleinen See zu bilden, der bis an die Oefnung ihrer Höle dringet, welche sich in der Länge bisweilen über hundert Fuß weit erstrecket, und im-

*) Castors terriers.

immer weiter in die Höhe geführet ist. Sie gewinnen dadurch den Vortheil, nach Maßgabe des bei Uiberschwemmungen steigenden Wassers, sich ebenfalls immer weiter in die Höhe zu begeben. Doch werden auch, weit vom Wasser, einsame Biber landwärts gefunden.

Alle europäische Biber sind einsame Grubenbiber, deren Pelzwerk lange nicht so schön ist, als das Pelzwerk der gesellschaftlich lebenden Biber. Alle sind, nach der Gegend, in der sie leben, auch an Farbe unterschieden. In den entlegensten mitternächtlichen Ländern sind sie ganz schwarz, und diese hält man für die schönsten. Unter diesen schwarzen werden bisweilen auch ganz weiße, oder weiße mit Grau gefleckte auf dem Genick und Kreuz roth gesprengte *) gefunden. Je weiter man von Norden sich entfernt, desto heller und gemischter wird ihre Farbe. Im nördlichen Theil von Kanada haben sie ein dunkles, im südlichen Theil ein helleres Kastanienbraun, in Neufrankreich ein helles Stroygelb. **)

In

*) Castor albus, cauda horizontaliter plana. Briss. Quadr. 4to. p. 94. 8vo. p. 92. n. 2. Castor blanc.

**) S. Histoire de la nouvelle France, par le Pere Charlevoix, à Paris 1744. Tom. II. p. 94. &c.

In Amerika findet man die Biber vom dreißigsten bis zum sechzigsten Grade nördlicher Breite, und noch höher. In Norden sind sie gemein, sie werden aber, je weiter man südwärts kömmt, immer seltener. Eben so ist es mit ihnen auch in der alten Welt beschaffen. Sie leben am häufigsten in den nördlichsten Gegenden, und gehören in Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und Aegypten unter die wirklichen Seltenheiten. Die Alten haben sie recht wohl gekannt. Nach den Religionsgrundsätzen der persischen Weisen (Magi) war es nicht erlaubt, sie zu tödten. Sie lebten häufig an den Ufern des schwarzen Meeres. Man hatte daher den Biber so gar den pontischen Hund *) genennet. Vermuthlich befanden sich aber diese Thiere nicht ruhig genug an den Ufern dieses Meeres, die freilich schon seit undenklichen Zeiten stark von Menschen besuchet worden, weil keiner unter den Alten ihrer Gesellschaft und ihrer Arbeiten gedenket. Besonders würde Aelian, dieser großer Verehrer des Wunderbaren, dem wir ohnstreitig auch das Mährchen zu danken haben, daß die Biber sich die Hoden ab-

*) Canis Ponticus.

abbissen, um sie von den Jägern aufsammlen zu lassen *) gewiß nicht vergessen haben, die Wunder ihrer wohleingerichteten Republik, ihr Genie und ihre große Talente zur Baukunst im höchsten Grade zu rühmen. Selbst Plinius, dessen stolzer, trauriger und erhabener Witz immer die Menschen herunter setzte, um die Natur noch mehr zu erhöhen, würde sich der wohl haben enthalten können, eine genaue Vergleichung zwischen den Arbeiten der Biber und eines Romulus anzustellen? Es scheinet also ausgemacht zu seyn, daß unter den Alten keinem ihre Geschicklichkeit im Bauen bekannt gewesen. Ob man wohl in den letzten Jahrhunderten, auch in Norwegen und in den übrigen mitternächtlichsten Provinzen Europa Biber angetroffen, welche in Hütten wohnten, und es also wahrscheinlich ist, daß die alten Biber eben so gut, als die heutigen, baueten; so darf man sich doch nicht wundern, daß die römischen Schriftsteller nichts davon gedenken, weil die Römer nie bis dahin eingedrungen waren.

Verschiedene Schriftsteller haben behaupten wollen, daß der Biber, als ein Was-

ser-

*) Ælian. Hist. anim. L. VI. c. 34.

serthier, ohnmöglich auf dem Land und ohne Wasser leben könne. Das ist aber eine irrige Meinung; denn der Biber, den wir lebendig besitzen, ist ganz jung in Kanada gefangen, und beständig im Haus erzogen worden; er kannte daher, als man ihn uns überschickte, noch kein Wasser, er weigerte sich sogar ins Wasser zu gehen, als ob er es wirklich fürchtete. Da man ihn aber einmal untergetaucht, und anfänglich mit Gewalt im Wasser erhalten hatte, gefiel es ihm nach einigen Minuten so wohl darin, daß er keine Lust bezeigte, wieder heraus zu kommen, und, wenn man ihn frei ließ, oft von selbst wieder dahin zurück gieng. Er wälzte sich auch oft im Schlamm, und auf nassen Fußböden. Eines Tages entrann er, und stieg durch eine Kellertreppe hinab in die Gewölbe der Steinbrüche, die sich unter dem Erdboden des königlichen Gartens befinden. Er verlief sich sehr weit, und schwamm auf den Wasserpfützen herum, die sich auf dem Boden dieser Steinbrüche gesammlet hatten. So bald er aber den Schein der Fackeln sahe, die wir dahin bringen ließen, um ihn aufzusuchen, kam er denen entgegen, welche ihn riefen, und ließ ohne Bedenken sich von ihnen greifen. Er ist sehr zahm, aber ohne jemanden zu lieb-

kosen. Er fordert, wenn man bei Tische sitzt, in einem feinen, winselnden Ton, und mit einigen Bewegungen der Hand, etwas zu fressen. So bald man ihm ein Stück gegeben, läuft er damit fort, und verbirgt sich, um es mit Bequemlichkeit und Ruhe zu verzehren. Er schläft oft und ruhet auf dem Bauch. Er frißt alles, nur kein Fleisch, welches er, gekocht und roh, allzeit hartnäckig abschlägt. Er naget alles an, was er findet, Zeuge, Hausgeräthe, Holz u. s. w. Man war daher genöthigt, auch die Tonne, worin er überbracht wurde, mit Blech auszuschlagen.

Die Biber wohnen am liebsten an den Ufern der Seen, der Flüsse, und anderer süssen Gewässer. Doch finden sich auch einige an den Ufern des Meeres, vornämlich nur der nördlichen Meere, am allermeisten aber an den mittelländischen Meerbusen, welche große Flüsse einnehmen, und kein sehr salziges Wasser haben. Sie hassen den Fischotter, verjagen ihn, und verstatten ihm nicht, auf den Gewässern, wo sie sich aufhalten, zu erscheinen.

Der Pelz des Bibers ist viel schöner und stärker behaaret, als der Pelz des Fischotters. Er bestehet aus zweierlei Arten von Haaren, einem kürzern und sehr dichten,

so

so fein, als Flaumfedern, das dem Wasser undurchdringlich ist, und unmittelbar die Haut bekleidet; und einem längern, festern und glänzendern, das aber einzelner stehet, das erstere gleich einem Uiberrock bedecket, und selbiges gegen Schmutz, Staub und Koth vertheidiget. Diese zwote Art steht in keinem sonderlichen Werthe. Nur die erste nutzet man in unsern Manufakturen. Die schwärzesten Pelze sind gemeiniglich die dichtesten, und stehen daher auch in der größten Achtung. Die Felle der Grubenbiber sind viel schlechter, als die wir von den gesellschaftlich lebenden Bibern erhalten. Die Biber pflegen im Sommer ihr Haar, gleich allen andern vierfüßigen Thieren, abzuwerfen. Die Pelze derer, die um diese Jahreszeit gefangen werden, stehen daher mit Recht in geringer Achtung. Der Pelz der weißen Biber wird nur um seiner Seltenheit willen geschätzet. Die ganz schwarzen sind fast eben so rar, als die weißen. Ausser dem Pelz aber, wodurch die Biber sich vorzüglich empfehlen, liefern sie auch noch eine Materie, deren man sich in der Arzneiwissenschaft häufig bedienet. Diese Materie, die man Bibergeil zu nennen pflegt, ist in zwo großen Blasen enthalten, welche die Alten für die Hoden des Thieres ansahen.

hen. Wir werden hier so wenig ihre Beschreibung, als die Art ihres Gebrauches*) anführen, weil davon in allen Büchern von der Apothekerkunst geredet wird. **)

Die Wilden ziehen, wie man sagt, aus dem Schwanze des Bibers ein Oel, dessen sie sich als eines äußern Mittels wider allerlei Zufälle bedienen. Das Fleisch des Bibers, so zart und fett es auch seyn mag, hat allemal einen bittern Geschmack und ist unangenehm zu essen. Der Biber soll ausserordentlich harte Knochen haben. Da wir nur

*) S. le Traité du Castor par Marius & Francus, à Paris, 1746. in 12mo.

**) Man sagt von den Bibern, sie drückten die Feuchtigkeit ihrer Hoden mit ihren Füßen aus, sie vermehrte ihre Freßbegierde, wenn ihnen der Appetit vergangen, und die Wilden bestrichen damit ihre Schlingen, worin sie die Biber fangen, um diese hinein zu locken. Zuverläßiger ist es aber, daß der Biber sich dieser Feuchtigkeit bediene, sein Haar damit fett zu machen.

v. B.

Vom Bibergeil lese man auch noch Lemery's Mat. Lexikon p. 260. Schwenkf. l. c. p. 95. Geoffroy mat. med. VIII. p. 80. Vallm. de Bom. Dict. II. 412. 425. Besonders Hamb. Mag. I. B. p. 460. Anatom. Bemerkungen von den Behältnissen des Bibergeils.

M.

nur einen sehr jungen zerschnitten, so sind wir nicht vermögend diesen Umstand zu bestätigen. Seine Zähne sind vorzüglich hart, und so schneidend, daß die Wilden sich deren als eines Messers bedienen, um Holz zu schneiden, auszuhölen und glatt zu machen. Sie kleiden sich in Biberhäute, tragen aber im Winter das Haar des Pelzes auf dem bloßem Leibe. Dergleichen Häute, die den Schweiß der Wilden eingesogen haben, nennet man fette Biber, die man blos zu den gröbsten Arbeiten gebrauchet.

Der Biber bedienet sich seiner Vorderfüße als wirklicher Hände, wenigstens mit eben so vieler Geschicklichkeit, wie ein Eichhörnchen. Die Finger an denselben sind hinlänglich von einander abgesondert und getheilet, da hingegen eine starke Haut an den Hinterfüßen die Zehen mit einander verbindet. Diese dienen ihm statt der Schwimmhäute, und pflegen sich wie an den Füßen der Gänse auszubreiten, mit welchen auch der Biber im Gange auf dem Lande vieles gemein hat. Er schwimmt viel besser, als er gehet, und gehet, weil die vordern Füße viel kürzer als die hintern sind, immer mit niederhängendem Kopf und gebogenem Rü-

ken. Er hat vortreffliche Sinne, und ist vornämlich mit einem äußern feinen Geruch begabet. Er scheint weder den Schmutz noch den übeln Geruch ausstehen zu können. Wenn man ihn lange Zeit eingeschlossen hält, und er genöthigt ist, seinen Unrath von sich zu geben; so thut er dieses nahe bei der Thürschwelle, um ihn bei der ersten Eröffnung der Thüre heraus stoßen zu können. Diese Art von Reinlichkeit ist ihm ganz natürlich, und unser junger Biber hat niemals unterlassen, seinen Aufenthalt auf diese Art zu reinigen. Am Ende seines ersten Lebensjahres hatte man Zeichen der Brunft an ihm bemerket; es ist also glaublich, daß er in dieser Zeit den größten Theil seines Wachsthums vollendet hatte. Sein Leben kann demnach von keiner sonderlichen Dauer seyn, und es ist ohnstreitig zu viel, wenn wir das Ziel desselben auf funfzehn oder zwanzig Jahre setzen.

Unser Biber war für sein Alter sehr klein; das ist aber gar kein Wunder, da er beinahe von seiner Geburt an, beständig im Zwange gelebet hat, im Trockenen aufgezogen ist, und erst im neunten Monate seines Alters das Wasser kennen lernte. Er hat we-

weder eben so gut wachsen, noch so frei sich entwickeln können, als die andern, denen es erlaubt ist, ihre Freiheit, und das Element zu genießen, das ihnen fast eben so nothwendig zu seyn scheint, als der Gebrauch des festen Landes.

Anhang

nach Hrn. d'Aubenton und andern.

Der Biber gleichet der Wasserratte in der Figur des Kopfes, nur die verhältnißmäßig kürzere Ohren ausgenommen. Auch das Stirnblatt scheint etwas runder, und der Obertheil des Kopfes etwas platter, als bei jener zu seyn. Die Schnauze ist kurz und dick, das Haar auf dem Kopfe so struppig, daß es die eigentliche Bildung desselben fast gänzlich verstecket, auch zum Theil die Augen bedeckt, die bei ihm viel kleiner sind, als bei der Wasserratze. Der kurze Hals scheint eben so dick, als der Kopf zu seyn. Der Körper ist im Verhältniß länger, als bei den Murmelthieren, aber eben so dick, besonders am hintern Theile. Die Beine sind sehr kurz, hauptsächlich die vordern, deren Füße sich ein wenig einwärts kehren, welches von den Hinterfüßen noch mehr

mehr kann gesagt werden, weil man diese, wenn der Biber fortgehet, fast gar nicht siehet.

Der Schwanz hat eine ganz ausserordentliche Bildung. Er ist sehr breit, theils behaaret, und theils mit Schuppen beleget. Der Anfang des Stumpfes vom Schwanze, welcher dem Herrn d'Aubenton, zu dieser Beschreibung gedienet hat, war drei Zoll vom Hintern herauf behaaret, und an diesem Theil etwa drittehalb Zoll breit, und anderthalbe dick. Das Uibrige zeigte sich in einer fast eiförmigen Figur, und endigte sich in eine stumpfe Spitze. Dieser zweite Theil war acht Zolle lang, drei Zoll, acht Linien in der Mitte breit, ohngefähr acht Linien dick, oben, unten und an den Seiten mit Schuppen beleget, die Schuppen oben ein wenig rund erhaben, die untersten ein wenig hol, die am Rande herum die kleinsten, die grössesten in dem frei liegenden Theile, drei und eine halbe Linie breit, und zwo Linien lang. Das Thier trägt seinen Schwanz immer horizontal hinausgestreckt. Er ist nur wenig biegsam; doch schlug es mit selbigem die Erde so stark, daß der Schall weit umher zu hören war. Es schlug auch damit auf das Wasser und bediente sich desselben im Schwimmen als eines Ruders,

 wel-

welches der geschickte Schwimmer, bald niedrig führte bald schräg nach der Breite drehete.

Von den kurzen Vorderfüßen hatte jeder fünf Zehen, welche das Thier im Gehen sehr weit auseinander breitete. Die beiden ersten waren im Verhältniß kürzer, als die andern und hatten lange, schmale und spitzige Klauen. Die an den andern Zehen waren breiter und ohne Spitzen. Die Klauen der dritten und vierten Zehe hatten eben die Länge, als die von der zwoten. Die Klaue der fünften Zehe war die kürzeste.

Die weit größern Hinterfüße hatten ebenfalls jeder fünf, aber weit längere Zehen, zwischen denen man eine starke Schwimmhaut bemerket, die dritte Zehe war die längste, aber nicht so dick, als die vierte. Die Klauen dieser beiden Zehen, waren lang, breit und viereckigt; die von der ersten und vierten Art nicht so breit und etwas spitzig. Die zwote Zehe hatte zwo Klauen, deren eine theils oben über der andern, theils auf ihrer Seite lag, die obere und äußere Klaue war spitzig, die untere und innere breit und am Ende abgerundet.

Der Gang des Bibers ist schwerfällig und gezwungen, weil seine hintern Beine mehr zum Schwimmen als zum Gehen, gebildet sind.

sind. Da sie auch mehr Länge, als die Vorderbeine haben, und sich in einen grossen Fuß endigen; so scheint es, als ob das Thier mit selbigen weit grössere Schritte, als mit den vordern mache. In der That ist es mit seinen hintern Füßen zu größern Bewegungen genöthigt, welche das Kreuz wechselsweise, nach der Art, wie die Enten watscheln, bald auf die rechte bald auf die linke Seite werfen. Dennoch gehet ein Biber noch ziemlich hurtig, nur nicht so geschwinde, daß es die Mühe die er anwenden muß, belohne.

Wenn der Biber still sitzt, legt er den Rücken ganz rund, das Kreuz aber so sehr niederwärts, daß der Hintertheil des Leibes auf der Erde ruht. Diese Stütze, die er sich machet, und die Hinterfüße, welche sich der ganzen Länge nach auf der Erde stützen, geben ihm eine sehr bequeme Stellung, um den Vordertheil des Körpers, so, wie die Eichhörnchen und Ratzen, zu heben. In dieser Lage bedient er sich der Vorderfüße, um etwas zu betasten, anzufassen und zu Maule zu führen, auch gegen aufwärtsstehende Flächen sich zu lehnen. Ist er aber aufgerichtet, ohne eine Stütze haben, so ist sein Rücken sehr krumm und sein Kopf sehr niederwärts gebogen.

Der Biber hat zweierlei Haare. Eine Art ist fest und lang, die andere beinahe so sanft wie Seide, und wie Wolle in Zöpfe getheilet. Es hatte sich sogar auf dem Rücken des Thieres wie ein Filz zusammen gewunden. Dieses Milchhaar war auf dem Rücken aschfarbig, und am Bauche perlgrau. Die Spitzen fand man überall braungelblich. Die langen Haare waren auf zween Drittheile ihrer Länge von der Wurzel auf aschfarbig, das übrige Drittheil braun, letzteres roth durchscheinend und so glänzend, daß es, nachdem man es ansah, auf den verschiedenen Theilen des Leibes auch verschiedene Farben spielen ließ. Diese Farben waren ein brennendes Roth oben auf dem Kopf und Halse, auf dem Rücken, dem Kreuz, und an den Seiten. Die Haare glänzten, wenn man das Thier von vorn ansahe; sie hatten aber keinen Glanz, auch war das Rothe nicht so brennend, wenn man es von hinten betrachtete. Brust und Hinterbeine waren braun, die Seiten des Kopfes blaßroth, alle vier Füße braun, die Haare des Bartes dritthalb Zolle lang, dick und schwarz, der schuppichte Theil des Schwanzes grau von Farbe.

Der Biber hat, wie der Siebenschläfer, und wie die große und kleine Haselmaus,

zwan-

zwanzig Zähne, nämlich zween lange Schneidezähne vorn an jedem Kinnbacken, und vier Backenzähne auf jeder Seite. Die untern Schneidezähne sind etwas kürzer, als die obern.

d'Aubenton.

Das Männchen ist unter den Bibern schwer von dem Weibchen zu erkennen, weil die unterscheidende Theile derselben im Schmeerbauche verborgen liegen, und sie beide nur eine Oeffnung haben, aus welcher sie Wasser und Unrath gehen lassen. Doch sind am Weibchen vier Zitzen deutlich wahrzunehmen. Die Beutel unten am Schambein, welche den Bibergeil enthalten, sind beim Weibchen und Männchen anzutreffen. Das Weibchen trägt ihre Jungen sechzehn Wochen, und setzet auf einmal deren drei oder viere, welche sie, gleich andern vierfüßigen Thieren, eine Zeitlang säuget. Sie kommen blind auf die Welt, und wenn sie etwa vier Wochen alt sind, bringen ihnen die Aeltern kleine Aestchen von Weiden, an welchen sie Rinde abschälen und Laub zerbeißen lernen. Was die Jungen liegen lassen, das tragen oder stoßen die Alten immer wieder ins Wasser. So bald aber fünf oder sechs Wochen vorbei sind, pflegen sie sich mit ihren Aeltern schon durch das Wasser nach dem Lande

de zu begeben, und mit ihnen auszusteigen, um sich mit der Gegend bekannt zu machen. Alsdann hauen ihnen die Alten Pappeln und Weiden um, setzen sich mit ihren Jungen in die Aeste, um sich da nach Gefallen zu äßen. Uiberhaupt liebt ein Biber seine Jungen so sehr, daß er sich von Ketten und Banden losreißen würde, um ihnen im Nothfall beizustehen. Die häufigen Leibesverstopfungen dieser Thiere kommen ohnstreitig von den vielen Baumrinden, welche sie geniessen.

Der Biber wird unter das Wild gerechnet, und von den Jägern gefangen; daher auch die weidmännische Redensarten ihren Ursprung haben. Man sagt nämlich in der Jägersprache vom Biber:

Er gehe nach seiner
Nahrung — —
Er haue Bäume um, nicht: er schrotte
oder beiße sie um.
Er habe eine Burg, anstatt eine Wohnung.
Er ranze und — er paare sich.
bringe Junge — er werfe.
Er habe einen Balg — ein Fell
oder Pelz.
und werde gestreift — abgezogen.

Un-

Unter den Gegenden, wo er in Europa gefunden wird, nennet Ludovici *). Frankreich, längs der Rhone, Isere und Oyse, Deutschland an der Elbe, unterschiedene Orte in Obersachsen besonders die Mark, namentlich die Altmark und Priegnitz, wie auch die Mittelmark in der Nudow und Havel, bei Potsdamm, Oranienburg, Liebenwalde, Treppin, bei Nauen, in Königshorst u s. w. vorzüglich an der Donau in Oestreich, die Schweiz, an der Aare, Burgund, Lothringen, Polen, Rußland, Preussen, auch Italien, Spanien, u. s. w. In Nordamerika, wo die Biber weit langhaariger, als in andern Gegenden sind, giebt es deren so viele, daß man in einem Jahr sie bis zu achtzehn tausenden soll gefangen haben. Daher trieben auch nicht nur die Franzosen auf Kanada damit einen großen Handel, sondern es giebt auch in Engelland eine ganze sogenannte Biberkompagnie, welche vom Prinz Ruprecht gestiftet worden, und welche von diesem Handel große Vortheile ziehet. Eine andere befindet sich in Frankreich, welche sonst auch die Kompagnie

*) In seinem Kaufmannslexikon pag 1671.

nie von Kanada heißet; eine dritte in Archangel.

Der Biberfang geschiehet mit verschiedenen Instrumenten, als

1) mit einem Tellereisen, das zwo gute Federn hat, und an den Ort geleget wird, wo der Biber aus seiner Burg zu steigen pfleget;

2) mit einem Netze, welches auf die Art, wie ein Wachtelgarn von dünnen Leinen eines kleinen Fingers dick, gestricket wird;

3) mit einer Wathe, die man gleich einer Fischreuse brauchet;

4) mit einem Stangeneisen, womit auch die Fischottern gefangen werden, und endlich

5) mit einer dreizackigen Gabel, deren Spitzen Widerhaken haben. Diese grausame Jagdlust wird eigentlich der Biberstich von Jägern genennet, und von Herrn von Heppe im wohlredenden Jäger p. 68. beschrieben. Die kunstmäßige Anwendung aller angeführten Instrumente lehren Döbel und die Verfasser der Onomat. Forestalis loc. alleg. Cf. D. Krünitz ökon. Enc. IV. p. 398. &c.

Der Biberfang gehört unter die Regalien und ist allen Privatpersonen bei schwerer Strafe verboten. Ob er aber dem Forstrecht, oder der Fischerei mit beizurechnen sey, darinne sind bis jetzo die Rechtsgelehrten nicht vollkommen einig. S. D. Krünitz l. c. p. 403. und Onomat. Forest. l. c. p. 314.

M.

Von

Von der Nutzung des Bibers.

Den Schaden, welchen dieses merkwürdige Thier an baumreichen Ufern und in Gewässern anrichtet, kann es durch den vortheilhaften Gebrauch, welchen man beinahe von allen Theilen desselben machet, vielfältig wieder ersetzen. Man braucht aber vom Biber

1) Den Balg oder das Fell *). Diese Häute sind wegen ihrer zarten und saubern Haare sehr angenehm, und je schwärzer, desto vortreflicher und kostbarer. Die Kürschner verfertigen daraus Mützen, Müffen und andere Kleidungsstücke. Die Rauchhändler treiben damit einen guten Handel. Von den kurzen Haaren der Biber verfertigen die Hutmacher saubere und sehr zarte Hüte, welche daher Kastorhütte genennet

*) Pellis castoris. La peau de Bievre ou de Castor.

net werden. Aus den langen Haaren pflegt man die Handschuhe, u. s. w. zu verarbeiten. Die Kaufleute machen einen dreifachen Unterschied unter den Biberhäuten. Sie theilen sie nämlich in den frischen, getrockneten und fetten Biber. Der erste, welchen man auch den Winterbiber oder moskovitischen Biber nennet, weil man ihn gemeiniglich aufbehält, um ihn nach Moskau zu schicken, ist eigentlich der im Winter gefangene. Zu schönen Unterfuttern hält man diesen für den besten, weil er noch kein Haar durchs Hären verloren. Der getrocknete oder magere Biber wird im Sommer gefangen, und hat alsdann eine Menge seiner Haare durchs Hären eingebüßet; daher ihn auch einige den haarlosen oder Sommerbiber nennen. Ob man ihn gleich noch zu mittelmäßigen Unterfuttern brauchet, so giebt er doch in den Hutfabriken den größten Nutzen. Vom fetten Biber *) ist oben S. 225. schon geredet worden. Er ist etwas besser, als der getrocknete, wird aber doch nur zu Hüten verbrauchet.

Wenn

*) Castor gras.

Wenn man das Haar bereits vom Biberblag abgeschnitten hat, um es in den Hutfabriken zu verarbeiten; so können das Fell doch noch die Täschner, zum Beschlagen der Koffer und Reisekasten, die Schuhmacher, zu Pantoffeln u. s. w. gebrauchen.

Als ein äußeres Heilsmittel, betrachtet, werden die Biberbälge hauptsächlich den mit Gicht geplagten Kranken, und verbrannte Biberhaare wider das Nasenbluten angerathen *).

2) Das Fleisch. (S. oben S. 224.) An katholischen Oertern wird es in den Klöstern, sonderlich von den Karthäusern, die gar kein Fleisch essen dürfen begierig aufgekaufet und ein schmackhaftes Essen daraus bereitet **). Die Wilden räuchern und trocknen oder bukaniren dies Fleisch und verwahren es zum bequemen Gebrauche. Am Spieße gebraten, ist es ohne weitere Zubereitung zu genießen.

3) Den Schwanz. Diesem haben besonders vornehme Herren die Ehre gethan, ihn

*) S. Ludovici l. cit.

**) Die Zubereitung erzählet Hr. D. Krünitz, l. c. p. 406.

ihn mit auf die Liste ihrer Leckerbissen zu setzen. Er wird nach Art harter Fische zubereitet *). Von dem Oel, welches die Wilden aus ihm zu ziehen wissen, ist oben S. 224. schon geredet worden.

4) Die Zähne. Von ihrer Anwendung bei den Wilden S. oben S. 225. Die vordern langen, werden auch zum Vergolden und Poliren gebrauchet.

5) Das Fett. **) Wenn dieses vom Biber ausgeschmolzen wird, bedient man sich dessen wie anderer Fettigkeiten, äußerlich wider Nervenkrankheiten, Gliederreißen, Krämpfe u. s. w.

6) Das Bibergeil ***). Die ausführlichste Beschreibung der Säckchen, worin das Bibergeil enthalten ist, hat Geoffroy l. c. p. 72 — 75 uns geliefert.

*) S. Ebend. p. 407. Cf. Geoffr. &c. VIII. 78.

**) Axungia Castoris. Pinguedo castorea.

***) Castoreum. Fr. Castorée l'odeur du Bievre. S. Geoffroy Mat. med. VIII. p. 72. und Ludovici Kaufm Lex I. 1676 — 1680. Hamb. Mag. I, 460. Onomat. med. compl. Tit. Castoreum. Hilscheri diss. de Castorei natura et genuino in praxi med. usu p. 5. Herrm. Cyn. mat med. p. 307. Lemery Mat. Lex. p. 261. Cartheus. mat. med. II. 370. &c. Valent. Mus. p. 474.

fert. Ich will sie also hier nicht wiederholen, sondern blos anführen, was er von der Beschaffenheit und Nutzung desselben saget.

Das Bibergeil ist eine braune Substanz, einer Mischung von Wachs und Honig ähnlich, von einem starken und stinkenden Geruch, bittern und widerlichen Geschmacke. Sie läßt sich in geistigen, ölichten und wäßrigen Feuchtigkeiten auflösen, und scheinet aus schleimigen, salzigen, mit Erde vermischten Theilen zu bestehen. Es mag kommen aus welchem Land es wolle; so ist es gut, wenn es einen stinkenden Geruch, einen scharfen durchdringenden Geschmack, eine braune Farbe hat und sich zerreiben läßt. Das fette und ölichte wird für das schlechteste gehalten.

Das Bibergeil wird auf unterschiedene Weise verfälschet. Dergleichen Verfälschungen aber sind schwer zu erkennen, weil der Unterschied in der Farbe und Konsistenz, woraus man einen Betrug vermuthen könnte, bisweilen blos von dem Himmelsstrich, in welchem der Biber lebt, oder von den Nahrungsmitteln, deren er sich bedienet, oder von seinem Alter herrühret. Uibrigens hat es nur, wenn es alt wird, eine braune Farbe, und die Konsistenz des Honigs. Ein

siche-

sicheres Merkmal des unverfälschten ist, wenn man Häute und Zasern darin findet. Man läßt das Bibergeil in den Säckchen, darin es verschlossen ist, trocknen, damit die wäßrigen Theile sich zerstreuen, daß es einen stärkern Geruch bekomme und sich länger halte, ohne zu verderben. Ganz läßt sichs besser, als in Pulver, verwahren. Das Trocknen geschieht entweder im Schatten oder im Rauche, in welchen die Bibersäckchen gehänget werden. Die letzte Methode ist in den Apotheken am gebräuchlichsten.

Man bedienet sich des Bibergeils innerlich und äußerlich, in Pulvern, von einem halben Skrupel bis zu einem halben Quentchen. Es wird auch mit einem Sirup, oder mit Opiaten und Arzneitränkchen vermischet oder ein Bolus daraus gemacht. Ferner ziehet man aus dem Bibergeil einen Extrakt, mit rektifizirtem Weingeist, imgleichen eine Tinktur, ein destillirtes Oel, mit oder ohne Zuthat, und ein Oel durch Aufguß oder durchs Kochen.

Da es aus einem häufigen, flüchtigen Salze besteht, welches mit einem stinkenden Schwefel verbunden ist, und eine alkalische Natur besitzt; so dient es ausnehmend in allen von der Säure herrührenden Krankheiten

ten, in allzu großer Erschlaffung der festen Theile, und wider die schleimigen Säfte. Hauptsächlich leistet es vortrefliche Dienste in den Fällen, wo die Gefäße eines Reizes bedürfen, und wenn Verstopfungen von langsamen und zähen Säften, einschneidende und zertheilende Mittel erfordern, also in hypochondrischen und hysterischen Krankheiten, die von einem trägen Zustande der bewegenden Gefäße, und bewegten Säfte herrühren. Schädlich ist es aber allen Kranken, deren Zufälle keine hitzige Mittel vertragen können.

Aeußerlich haben die destillirten Oele vom Bibergeil einen herrlichen Nutzen in Lähmungen, Schlafsucht, wider Zittern der Glieder und Konvulsionen. Man reibt auch mit selbigen hysterischen Kranken den Unterleib, das Rückgrad und die Schultern. Auch zu Klystiren wird es in apoplektischen und epileptischen Fällen angewendet, imgleichen mit Purgirmitteln vermischt, um den Schleim in den ersten Wegen zu zertheilen und auszuführen.

M.

XLIV.

Der Raton o. Waschbaer. Tab. XCII

Büff. N. d. Vier T. V. T.

XLIV.

Der Waschbär, Raton *).

Der Abspüler. Müll.

Von diesem Thiere haben verschiedene Schriftsteller unter dem Namen Koati geredet. Wir glaubten aber mit mehrerem Recht ihm den in Engelland angenommenen Na-

*) Fr. Le Raton, vom englischen Worte Rattoon oder Rackoon. In einigen amerikanischen Gegenden Mapach. (Die Schweden in Pensylvanien nennen ihn Ispan, die Kürschner Sjupp. In Guiana heißt er Quachy).

Raji Syn. Quadr. p. 179. Vulpi affinis Americana, Ratoon, seu Racoon.

Vulpes Americana, Mapach, dicta Angl. Ratton. Charlet. Exercit p. 15. (Onomast. p. m. 14. n IX.

Sloan. H. Nat. Jam. II. 329.

Ursus cauda elongata Linn.

Coati Brasiliensium. Klein Quadr. p. 72.

Ursus cauda annulatim variegata &c. Le Coati. Briss. Regn. Anim. 4to. p. 261.

de Buffon.

Ur-

Namen geben zu können, weil dadurch alle Zweideutigkeit vermieden, und nicht leicht eine Verwechselung mit dem wahren Koati, den wir im folgenden Artikel beschreiben werden, oder mit dem Koati=mondi veranlasset wird; obgleich letzter auch nur eine Abänderung der Gattung des Koati zu seyn scheinet.

Der

Ursus Lotor, cauda annulata, fascia per oculos transversali nigra. Linn. S. N. XII. p. 70. n. 3. Ursus cauda elongata L. Acta. Holm. 1747. T. 9. f. 1. Houtt. Hist. nat. II. 237. T. 15. f. 1. Gesn. Quadr. 741. Mus Indicus alius. Worm. Mus. 319. c. fig. Coati. Marcgrav. Bras. p. 228. Coati mondi. Jonst. Quadr. 130. T. 74. Major. Anat. misc. 30. c. fig. Sebæ Thes. I. p. 68. Tab. 42. f. 1. Felis montana Americana. Nieremb. Nat. 175. Mapach Penn. Syn. Quadr. Ursus Racoon. Kalm It. II. p. 228. & 327. Item. III. p. 24. Fernandez Hist. Nov. Hisp. p. 1. Briss. Quad. 8vo. p. 180. n. 4. Jo. de Laet. p. 553. Cuati.

Hallens Thiere p. 506. n. 2. Das Koati f. 35. Schrebers Säugth. Tab. 143. illum.

Abhandl. der Schwed. Akad. der Wissenschaften 1747. IX. B. p. 300. Tab. 9. f. 1. Prinz Moritz Bras. Thiere in Originalgemälden. p. 100. Dappers Amerika p. 286. Müllers Linn. Natursyst. I. p. 284. n. 3. Tab. XV. f. 1. N. Sch. d. Natur. II. 168.

Onomat. Hist. Nat. III. p. 1. Diction. des Anim. I. 658. Vallm. de Bom. Dict. III. p. 315. Cathol. C. p. 375.

M.

Der Raton, den wir ein ganzes Jahr hindurch lebendig vor den Augen gehabt, war von der Größe und Bildung eines kleinen Dachses. Er hat einen kurzen, dicken Körper, ein weiches, langes, dichtes, an der Spitze schwärzliches, unten graues Haar, aber fast runde und viel kürzere Ohren, große und gelblicht grüne Augen, und einen schwarzen Queerstreif über denselben, eine zugespitzte Schnauze, und etwas aufgeworfene Nase. Die Oberlefze ragt über die untere hervor. Er hat Zähne wie ein Hund, oben und unten sechs Schneidezähne und zween Hundszähne, einen dickbehaarten Schwanz, wenigstens eben so lang, als der ganze Körper, der ganzen Länge nach mit abwechselnden schwarzen und weißen Ringen bezeichnet; vorn viel kürzere Beine, als hinten. *) An allen Füßen fünf, mit starken spitzigen Klauen bewaffnete Zehen. Die Hinterfüße ruhen weit genug auf dem Stral, um dem Thiere Gelegenheit zu geben, sich aufzurichten, und seinen Leib in einer vorwärts ge-

 bog-

*) Wenn es daher auf allen vieren ruhet, hat es hinten ein viel höheres Geschlepp, als vorn, und in dieser Stellung einen gewölbten Rücken.

d'Aubent.

bognen Stellung zu erhalten. *) Er bedienet sich zwar der Vorderfüße, um damit etwas zur Schnauze zu bringen; weil aber seine Zehen keine sonderliche Biegsamkeit haben, so kann er nichts mit selbigen, wie mit einer einzelnen Hand anfassen, sondern muß beider Füße zugleich sich bedienen, und sie gegen einander stellen, wenn er das, was man ihm giebt, oder vorhält, ergreifen will. **) Seine Dicke und Vollständigkeit thut seiner Behendigkeit keinen Abbruch; durch seine Klauen, so scharf als Nadeln, erhält er die Bequemlichkeit, ohne Mühe an Bäumen hinauf zu klettern. Er steiget sehr schnell

*) Die aufgerichtete Stellung war dem Thiere, das Herr d'Aubenton beobachtete, so gewöhnlich, als den Hasen, Ratzen und Eichhörnchen. M.

**) Das Stück, was es fressen will, hält es immer zwischen den Pfoten, reibt es zwischen den Zehen, die es um deswillen stärker ausspannet, und wenn es Wasser antrift; so taucht es allemal die Pfoten hinein, ohne das Stück fahren zu lassen, und reibt es, als ob er dasselbe abwaschen wollte. Daher ist ihm von einigen Deutschen der Name Wäscher oder Waschbär gegeben worden. Es geschieht aber in der That nur, um es einzuweichen. Es tunkt auf die Art alle Speisen so gar in das kälteste Wasser.

M.

schnell vom Stamm bis in den Wipfel, und läuft sehr leicht bis an die Spitze der Zweige. Sein Gang besteht in lauter Sprüngen, und er schaukelt vielmehr, als er gehet; *) ohnerachtet seine Bewegungen fast alle seitwärts geschehen, sind sie doch immer leicht und hurtig.

Dies Thier ist vornämlich den mittäglichen Ländern von Amerika eigen. In der so genannten alten Welt ist es nicht anzutreffen, wenigstens haben die Reisebeschreiber, die von afrikanischen und ostindischen Thieren handeln, von selbigem gar nichts gemeldet. In dem heißen Striche von Amerika ist es desto gemeiner, besonders auf Jamaika, **) wo es auf den Gebirgen sich aufhält,

*) Wenn er an der Kette war, sagt Herr d'Aubenton, so beschrieb er einen Zirkelbogen, indem er mit den Vorderbeinen Schritte nach der rechten Seite that, und, wenn er an die Kette kam, mit seinen Hinterfüßen in einem Satz darüber sprang. Hierauf kam er auf eben die Art wieder nach der linken zurück, und setzte diese Art des Ganges alle Stunden fort. Beim geringsten Geräusch setzte er sich auf die Hinterbeine, und blieb aufgerichtet, um zu entdecken, woher es komme.

M.

**) S. Hist. nat. de la Jamaique par Hans Sloane, Londres 1725, folio Tom. II. p. 329. Im Engl.

v. B.

hält, und nur von selbigen herunter kömmt, um Zuckerrohr zu fressen. Es lebet weder in Kanada, noch in den übrigen mitternächtlichen Theilen dieses festen Landes. Doch scheint es die Kälte nicht sonderlich zu scheuen. Herr Klein *) hat ein solches Thier zu Danzig erzogen, und unseres hat einmal eine ganze Nacht mit angefrornen Füßen im Eise zugebracht, ohne sich deswegen übel zu befinden.

Es spülte alles, was es fressen wollte, im Wasser ab, und warf sein Brod, wenn es nicht einen zu starken Heißhunger fühlte, so lange in ein Gefäß mit Wasser, bis es bemerkte, daß es vom Wasser ganz durchzogen war. Bei dringendem Hunger fraß es aber auch trockne Speisen, und alles, was man ihm anboth. Es durchkroch alle Winkel und genoß alles, gekochtes und rohes Fleisch, Fische, Eier, lebendiges Geflügel, Getreide, Wurzeln, so gar alle Arten von Ungeziefer. Es machte sich ein Vergnügen daraus, Spinnen zu fangen, und wenn es im Garten seiner Freiheit genoß, belustigte sich dies Thier mit Aufsuchung der

*) S. Klein. Quadr. p. 62.

der Schnecken, Käfer und Würmer. *) Zucker, Milch und andere süße Nahrungsmittel giengen ihm über alles: nur den Baumfrüchten schien es Fleisch, und besonders Fische vorzuziehen. **) Es bestrebte sich immer einen entfernten Ort anzutreffen, um da seine Nothdurft zu verrichten. ***) Uibrigens war es gesellig und sehr liebkosend. Leute, denen es gut war, sprang es schmeichelnd an, pflegte gern und mit einer ziemlich guten Manier zu spielen, war zierlich, behende, und immer in Bewegung. Es schien mir viel vom Naturel des Maki, und etwas von den Eigenschaften der Hunde zu haben.

*) Es pflegt sich sogar an Maulwürfen, Mäusen und Fröschen zu vergreifen. M.

**) Faulen Käse und Senf konnt er gar nicht genießen. Er trinkt entweder leckend, wie die Hunde, oder schlurfend wie die Pferde. M.

***) Diese Thiere verscharren den Unrath eben so wie die Katzen. M.

Anhang.

Die Farbe des Waschbären ist ein mit Schwarz gemischtes Grau, hin und wieder falb schattiret. Lefzen und Nase sind schwarz. Er hat eine länglichte, schwärzlich braune Binde, die sich von der Nase bis oben auf die Stirne erstrecket, und einen andern, aber breitern Queerstrich von eben der Farbe, der an jeder Seite über und unter den Augen weggieng, und sich bis an den hintern Theil des Unterkinnbackens verlängerte. Der Obertheil der Stirne, Scheitel, Hinterkopf, Oberhals, Schulter und Rücken, das Kreuz, der obere Theil der Seiten des Leibes und die auswendige Fläche des Schenkels haben eine aus Grau und Schwarz gemischte Farbe, mit leichtem Rothfalb eingesprenget.

Die Haare sind von doppelter Gattung, einige kürzer, weicher, auch dichter, als die die andern. Diese machen ein Milchhaar von bräunlicher Aschfarbe. An den langen und steifen Haaren zeigt sich an der Wurzel eine

eine lichte Aschfarbe, über dieser etwas weißlichtes, an der Spitze hingegen eine schwarze Zeichnung. Wenn also das Haar gesträubet ist, wie gewöhnlich; so siehet man das weißlichte unter dem Schwarzen, dieses aber über dem Weißen.

Die Seiten der Schnauze, das Kinn, der Theil über den Augen, die Seiten des Kopfes, die Ohren, die Seiten des Halses', der Kegel, der Vorderarm, die Vorderpfoten, die Seiten des Leibes nach unten, die Hinterbeine und Hinterpfoten sind weißlich; das Milchhaar aber dieser Theile hat eine schwarzbraune Farbe, die an einigen Stellen, besonders hinter dem untern Theile des Ohres, auf dem Hintertheil des Unterkinnbackens und am untern Theile der Beine hervorscheinet. Unterhals, Brust und Bauch sind röthlich und weiß eingesprenget. Auf der Oberfläche und an den Seiten des Schwanzes finden sich Queerstreifen von einer schwarzen, mit roth gemischten Farbe. Die Streifen zunächst am Leibe sind schmäler und nicht so weit von einander entfernt, als nach dem Ende des Schwanzes. Die Zwischenräume dieser Streifen haben ein weißgräulichtes Ansehen.

Das längste Haar an diesem Thiere fand Herr d'Aubenton auf dem Hintern. Es betrug

trug ohngefähr drei Zoll in der Länge. Kopf und Füße hatten ein sehr kurzes Haar, auf dem übrigen Leibe hingegen war es lang und straubich. Die kahle Fußsolen und Klauen zeigten sich in einer braunen Farbe.

In der Schnauze finden sich überhaupt 40 Zähne, zwanzig in jedem Kinnbacken. Sechs Schneidezähne, zween Hunds- und zwölf Backenzähne. Fast alle gleichen den Zähnen des Dachses.

Die ganze Länge des Thieres, von der Schnauze bis an den Schwanz gerechnet, beträgt einen Fuß und sechs Linien. Herr von Linné beschreibt es in den schwedischen Abhandlungen etwas größer, als eine Katze, etwas kürzer und niedriger, als einen Hasen, der Gestalt nach einem Bär ähnlich mit rundem Rücken. Daß dieses Geschöpf wirklich zur Bärengattung gehöre, zeiget seine Gestalt, sein Gang auf den Tatzen, sein aufrecht stehendes Haar, sein Ton, sein Zugreifen mit den Händen u. s. w. Die pariser Zergliederer beschreiben die Ruthe des Bären gekrümmet, wie ein lateinisches S, und knochicht, welches den Archiater, auch dieser Gleichheit wegen, *) von der Gattung noch

*) S. Abh. der schwed. Akad. l. c. p. 310. T. IX. f. 2.

noch mehr überzeugte. Doch fehlet ihm das nickende Häutchen über den Augen. Er hat auch nicht, wie der eigentliche Bär, einen kurzen Schwanz, oder so starke Vorderfüße.

Die Verwandtschaft mit einem Dachse, die Major entdeckt zu haben glaubte, ist sehr weit herbei geholet, weil der Waschbär weder Löcher in die Erde gräbt, noch an der untern Seite dunkler ist, auch keine solche Nase, oder so steife Haare hat, als dieser.

Ich beschließe diesen Artikel mit einem Anhang einiger Nachrichten, welche der Archiater von der Natur und Lebensart seines beobachteten Waschbären ertheilet.

Die Natur, sagt er, beschenkte dies Thier mit einem sehr feinen Geruch, und, um diesen desto besser brauchen zu können, mit einer langen Nase, deren Oeffnungen halbmondförmig, schmal gekrümmt und lang erscheinen. Obgleich unser Waschbär völlig blind war, diente sein scharfer Geruch ihm doch zu einem viel bessern Wegweiser, als andern die Augen. Wenn Studirende kamen, die Rosinen oder Mandeln bei sich hatten, gerieth es ihnen gleich in die Taschen, um ihnen das Eigenthum oft mit Gewalt streitig zu machen. Wer Speise trug,

ward

ward von seiner Nase gleich von fern ausgewittert.

Das Gehör war schwach, vermuthlich wegen der kleinen Ohren, welche die Erschütterungen der Luft nicht gut auffangen konnten. Man mußte ziemlich stark rufen, wenn es unsre Stimmen vernehmen sollte.

Den Geschmack entdeckt uns die besondre Nahrung des Thieres. Es fraß meist alles, was ihm vorkam: Brod, Fleisch, Brei, Suppen, Kröpfe und Knochen, besonders von Vögeln, die es wie Fleisch zerbiß; seine Leckerbissen aber waren Eier, Mandeln, Rosinen, Zuckergebackenes, Zucker und allerlei Früchte, als Aepfel, Birnen, Kirschen, Heidelbeeren, Erdbeeren u. s. w. Dagegen verwarf es alles, was Essig in sich hatte, auch sauern Kohl und Fische, die es weder ganz roh, und gesotten gern kosten wollte.

Wenn es nicht hungrig war oder geweckt wurde, so schlief es von zwölf Uhr des Nachts, bis zwölf Uhr am Tage, folglich eben in den Stunden, da es in seinem Vaterlande Nacht ist. Es nahm also weder die Mode des Ortes an, wo es eben sich aufhielt, noch das Gesetz, welches ihm die Sonne vorschrieb. Nachmittags gieng unser amerikanischer Bär aus seiner Hütte, legte

sich

sich dann in die Sonne, um sich in ihren erwärmenden Stralen zu ergötzen. Von 6 Uhr an des Abends bis 12 Uhr des Nachts befand er sich, wenn es gleich dunkel, naß und stürmisch war, beständig in Bewegung. Er lag gern auf dem Bauche mit ausgestreckten Beinen, und nur selten auf den Seiten, weil seine Brust sehr flach, und nicht so zusammen gekrümmt war, wie bei den meisten andern Thieren. In der Kälte zog er Leib und Füße zusammen, bog den Rücken in die Höhe, und steckte den Kopf unter die Brust, um den Bauch mit dem Odem zu erwärmen.

Dieser Bär hatte ein so feines Gefühl, als irgend ein anderes Geschöpfe. So blind er war, wuste er doch alles, was man ihm vorwarf, zu finden. Er tappte darnach auf der Erde herum, und besaß die Geschicklichkeit, mit seinen weichen Händen die kleinsten Stückchen aufzusuchen. Warf man ihm eine Tabakspfeife vor; so schien er sich über ihre Rundung zu freuen, und ergötzte sich damit, sie Stunden lang in den Händen herum zu rollen.

So bald ihm jemand nahe kam, klettert e er an ihm hinauf und durchsuchte alle Taschen. Er fuhr mit einer Hand hinein, nd wenn er etwas nach seinem Geschmack

antraf, so war es gleich konfisziret. Kaum war es möglich, ihn wieder aus der Tasche los zu werden, an die er sich ungemein fest hielt, und, wenn sein Wille nicht erfüllt ward, seinen Unwillen mit hitzigem Murmeln und beißigem Verdruß an den Tag legte. In seinem Vaterlande hat ihm der Schöpfer verordnet, fleißig die Vogelnester zu besuchen, wo er an allen Bäumen hinauf klettert, mit seinen Händen alle Löcher durchsucht, und, wenn er Eier findet, selbige mit gutem Appetit verzehret.

Eier und Vögel werden also in seiner Heimat ohnstreitig seine vornehmste Nahrung seyn; denn wenn man Eier vor ihn legte, sahe man, mit was für Vergnügen er sie zu sich nahm, zwischen den Händen herumrollte, ohne sie zu zerbrechen, ein Loch in eine Seite biß und sie dann ausschlurfte. Wenn ihm Hüner zu nahe kamen, ergriff er sie, zerbiß ihren Kopf, und saugte ihnen alles Blut aus. Um das übrige schien er sich wenig zu bekümmern. Besonders mußte ich zu meinem Schaden bemerken, daß ihm die Pfauen ein sehr leckerhaftes Gerichte waren.

Er lag sehr gern an der Sonne, ließ aber ungern in einem verschlossenen Orte sich einsperren. Bekannte durften mit ihm spielen,

besonders wenn sie sich mit Rosinen versorgt hatten. Das Aufheben aber oder Tragen konnt' er ohnmöglich leiden. Er pflegte mit Kindern und Hunden am vertraulichsten umzugehen.

Seine Gemüthsart war im höchsten Grad eigensinnig. Wenn man ihn an einem Seile leitete, war es ihm unausstehlich, daran gezogen zu werden. Er legte sich alsdann gleich mit gesperrten Füßen auf die Erde, und widerstand so, daß man ihn mit Schlägen gar nicht, wohl aber mit Güte wegbringen konnte. Wenn man ihn aufnehmen wollte, murrete er wie ein Bär, und wehrete sich mit Klauen und Zähnen. War er einmal auf jemanden böse, so hielt es ungemein schwer, wieder in seine Gunst zu kommen. Sein Eigensinn war darin sehr verdrüßlich, daß er, wenn er in eine Kammer, in einen Schrank oder in eine Tasche kam, nicht wieder heraus zu bringen war, oder daß man, wenn er eine Henne fieng, ihm den Raub so wenig mit Locken, als mit Schlägen wieder abnehmen konnte; denn wenn man ihn beim Schwanz ergriff und aufhob, welches für ihn die empfindlichste Begegnung war; so sperrte er sich wol, seiner Gewohnheit nach, mit seinen Füßen aus, er ließ aber den Raub nicht aus dem

Maule fahren, bis man etwas fand, was ihn bändigte, und das waren Schweinsborsten, die er unmöglich leiden konnte. Ich weiß nicht, fährt Herr von Linné fort, was für Schweine in Amerika ihn züchtigen mögen. Er kennet sie aber genau an den Borsten. Das Fleisch kann er fressen, das Schwein selbst aber ist ihm unerträglich. Er fürchtet sich so gar für den Häuten der Schweine.

Als dieser Bär einmal in meine Stube kam, da man eben die Wände abkehrete, bekam er mit dem Borstwisch einige Schläge. Sogleich nahm er seinen Weg nach der Thüre zurück, als ob er mit Feuer verfolgt würde. Von dieser Zeit an wuste man ein Mittel, seinen Eigensinn zu bändigen; denn so bald er in Taschen oder in ein Spinde kam, und man ihn auch nur an einer Kleiderbürste riechen ließ, oder ihm einige Schweinsborsten vor die Nase hielt, trat er seine Anforderung unverzüglich ab, und zog sich zurück, als ob ihn der Feind verfolgte.

Von der Nutzung dieses Thieres weiß man bis jetzo noch wenig zu sagen. Indessen kommen die Häute in großer Menge

aus

aus Amerika, und werden von den Kürschnern verkaufet. In Schweden findet man die meisten Bauernmützen damit ausgefüttert. Außerdem legt man die röthliche und schwarzgeringelte Schwänze, als einen Zierrath und Verwahrungsmittel wider die Kälte um den Hals, wenn man in kalten Wintern reiset.

M.

XLV.

Das Nasenfrett. Koati *).

Viele Schriftsteller haben das Thier, wovon hier geredet wird, Koati-Mondi genennet. Wir besaßen es lebendig und erkenneten aus dessen Vergleichung mit dem Koati, dessen Thevet erst gedenkt, und welchen

*) Le Coati oder Cuati. S. Singularités de la France Antarctique par Andrée Thevet, à Par. 1558. p. 95. 96.

Coati Marcgrav. Hist. nat. Brasil. p. 228.

Coati-Mondi Hist. de l' Acad. Tom. III. P. II. p. 17. Pl. 37.

Vulpes minor, rostro superiori longiusculo, cauda annulatim ex nigro & rufo variegata. Barrere Histoire de la France équinoctiale, p. 167.

Ursus naso producto & mobili, cauda annulatim variegata. Le Coati-mondi à queue annelée. Briss. Regn. anim. 4to. p. 263.

b. B.

Viverra Nasua rufa, cauda albo annulata. Linn. S. N. XII. p. 64. n. 2. Taxus suillus. Aldrov. Quadr. digit. 267. Dodart. Acta 181. T. 181. Raj Quadr. p. 180. Moutt. Hist. nat. l. 2.

Der braune Coati o. Nasenfret. Tab. XCIII.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

Der schwaertzliche Coati, oder Nasenfrett. T. XCIV.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

chen Markgraf beschrieben, das er eben das Thier sey, welches beide schlechthin Koati nennen. Wahrscheinlich ist der Koati-Mondi kein Thier einer andern Gattung, sondern blos eine Abart von dieser. Markgraf sagt ausdrücklich, nach seiner Beschreibung des Koati, daß es noch eine andere Art von einer schwärzlich braunen Farbe gebe, die man in Brasilien, zum Unterschiede von jenen, Koati-Mondi nennete. Er hat also keine weitere Verschiedenheit unter beiden angenommen, als die Abweichung in der Farbe des Haares; folglich kann man beide nicht als zwo unterschiedene Gattungen, sondern blos als Abänderungen einer und derselben Gattung betrachten.

Der Koati ist vom Raton des vorhergehenden Artikels merklich unterschieden. Er

 hat

l. 2. p. 238. T. XV, f. 2. Brisson Quadr. 8vo p. 190. n. 6. Klein Quadr. p. 72. Mustela Brasiliensis Penn. Syn. Quadr.

Schrebers Säugth. Tab. 118. Perraults. rc. Abhandl. I. B. p. 287. Tab. 38 39. Hallens Thiere p. 505. f. 34. Koati-Mondi mit Sporen an der Hinterfüßen. Müllers Linn. Natursyst. I. 247. Tab. XV. f. 2. Prinz Moritz Originalgemälde Bras. Thiere. (illum.) f. 38 Valent. Amphit. Zool. p. 123. de Bry. Hist Americ. T. III. p. 160.

Bom. Dict. III. 215. Dict. des Anim. I. p. 660. Onomat. Hist. nat. III. p. 3.

M.

hat einen viel kleinern Wuchs, einen längern Leib und Hals, einen längern Kopf und längere Schnauze, an welcher der obere Kinnbacken sich in eine Art von beweglichem Rüssel endigt, der um einen oder anderthalb Zolle über das Ende des untern Kinnbackens hervorsteht. Dieser Rüssel, der nach oberwärts aufgeworfen und ein Ansatz zu der Verlängerung des großen Kinnbackens ist, verursachet, daß die Schnauze gekrümmt und in die Höhe gebogen erscheinet. Der Koati hat auch viel kleinere Augen, viel kürzere Ohren, nicht so langes, aber steiferes, und nicht so schlichtes Haar, kürzere Beine, längere und mehr auf dem Strale ruhende Füße, als man am Raton oder Wäschbär bemerket. Man sieht an ihm auch, wie an diesem, einen Schwanz mit Ringen *) und an allen Pfoten fünf Zehn.

Ei-

*) Man findet auch Koati's mit einfärbigem Schwanze; da sie sich aber nur durch dies einzige Merkmal von den andern unterscheiden; so scheint uns dieser Unterschied nicht hinlänglich, zwo Gattungen daraus zu machen. Wir halten dafür, daß dies blos eine Abweichung vom Gewöhnlichen in einer und eben derselben Art sey.

v. B.

Indessen scheint Herr von Linné den Koati mit einfärbigem Schwanz als eine besondre

Art

Einige stehn in den Gedanken, daß der Schweindachs wohl der Koati seyn mögte, und man hat dieses Thier daher mit dem Taxus Suillus *), dessen Abbildung Aldrovand geliefert, verglichen. Wenn man indessen erwäget, daß der Schweindachs, von dem die Jäger reden, sich in Frankreich, und so gar in weit kältern Gegenden Europens finden soll, der Koati aber nur unter den mittäglichen Himmelsstrichen der neuen Welt sich aufhält, so wird man diese ohnehin ganz ungegründete Vorstellung **) leicht verwerfen. Denn die Abbildung des Aldrovand stellet weiter nichts vor, als einen ordentlichen Dachs, den der Maler mit einem Schweinsrüssel beschenket hat. Der Verfasser sagt auch nichts davon, ob man dieses Thier nach dem Leben gezeichnet habe, und übergehet sogar dessen Beschreibung gänzlich. Die sehr lange Schnauze nebst dem Rüssel, den er willkürlich drehen kann,

 sind

Art betrachtet zu haben, daher wir dessen Beschreibung am Ende dieses Artikels mit beigefüget.

M.

*) S. Briss. regn. anim. loco citato.

**) Man sehe hierbei nach, was vom Schweindachs bereits im IVten Bande dieses Werks, im Artikel vom Dachs gesaget worden.

sind hinlänglich, den Koati von allen andern Thieren auszuzeichnen. Es wird ihm, wie dem Bär, überaus leicht, auf den Hinterfüßen zu gehen. Diese schleppen sich sehr weit auf dem Strale. Der Stral aber endiget sich in dicke Schwülen, welche ihn nach außen zu verlängern, und in der Länge die Lage des Fußes zu vergrößern scheinen.

Der Koati hat die Gewohnheit, seinen Schwanz anzufressen, der sonst, wenn er nicht abgestutzet ist, länger als der Leib erscheinet. Er hält ihn gemeiniglich in die Höhe, pflegt ihn mit Leichtigkeit nach allen Seiten zu biegen, und allenthalben ohne Mühe herum zu führen. Dieser sonderbare, der Natur dem Scheine nach entgegen strebende Geschmack, ist nicht blos dem Koati eigen. Die Affen, die Makis und andere Thiere mit langen Schwänzen benagen ebenfalls das Ende ihres Schwanzes, verzehren davon das Fleisch und einige Wirbelknochen, und pflegen ihn dadurch allmählig um ein Viertel oder Drittel zu verkürzen. Hieraus läßt sich die allgemeine Folgerung ziehen, daß nämlich in sehr verlängerten Theilen deren Enden von den Sinnen und vom Mittelpunkte der Empfindung weit

weit entfernet sind, die Empfindung nur schwach, und allemal desto schwächer sey, je größer die Entfernung, und je dünner ein solcher Theil ist. Wäre bei diesen Thieren das Ende des Schwanzes ein sehr empfindlicher Theil; so würde die Empfindung des Schmerzes das Gefühl des Appetits überwiegen, und sie würden ihren Schwanz mit eben so vieler Sorgfalt, als die andern Theile des Leibes, in unverletztem Zustande zu erhalten suchen.

Uibrigens gehöret der Koati unter die Raubthiere. Er nähret sich, wie der Fuchs und Marder von Fleisch und Blute, würgt, wie diese, Federvieh und kleine Thiere *), frist Eier, und pflegt gern Vogelnester aufzusuchen **). Diese übereinstimmung des Naturels ist vermuthlich eher, als die äußere Aehnlichkeit mit einem Marder, Ursach gewesen, warum der Koati als eine Art eines kleinen Fuchses ***) betrachtet worden ****).

*) S. Marcgr. Hist. Nat. Bras. p. 228.

**) S. Les Singularités de la France antarctique par Thevet p. 96.

***) Vulpes minor &c. Barrere l. c.

****) Herr von Buffon führt hier, in einer Anmerkung aus der Biblioth. raisonnée Tom. XLI. P. I.

P. I. p. 25. noch einen Auszug der Linneischen Beschreibung von einem Koati-Mondi an. Wir sehen aus demselben, daß er blos den Kern der Geschichte des Waschbären, erzählet, welche von uns bereits im vorigen Artikel ausführlicher, und an einer schicklichern Stelle beigebracht, hier aber mit Fleiß übergangen worden, weil der Archiater im Kupfer zu seiner Beschreibung nicht sowohl das Nasenfrett, als den Wäschbär (Raton) hat vorstellen lassen.

M.

An

Anhang
nach Herrn d'Aubenton.

Der Koati, den Herr d' Aubenton lebendig besaß, hatte kurze Beine, einen schlanken Leib, einen langen Kopf, und eine sehr weit hervorstehende Schnauze, weil die Nase fast einen Zoll weit über das Ende der Kinnbacken hinaus verlängert war. Man erblickte an ihm eine Art von Rüssel, dessen Oberfläche völlig einen Zoll in der Länge betrug, und eine solche Richtung hatte, vermöge deren sie mit dem Stirnblatte da einen stumpfen Winkel machte, wo der obere Kinnbacken sich endigte. Die untere Fläche des Rüssels hatte nur 9 Linien in der Länge. Sie wurde durch die Oberlefze gebildet, und befand sich gegen die Oberfläche in einer paralellen Richtung. Die Vorderfläche schloß durch einen spitzigen Winkel an die Oberfläche, und an die Unterfläche durch einen stumpfen Winkel. Die Oeffnungen der Nasenlöcher lagen innerhalb des

Rüs-

Rüssels, und auf jedem Seitenrande war eine tiefe Rinne, die einen Theil der Oeffnung jedes Nasenloches ausmachte.

Die Haare des Thieres hatten braune, schwärzlichte, graue, gelblichte, röthlichte, überhaupt verschiedene Schattirungen. Auf dem Stirnblatte waren sie kurz und schwärzlich, einige hatten eine graue oder auch röthliche Farbe. Sehr kurz und braun erschienen sie auf den Ohren. In einiger Entfernung vom hintern Winkel des Auges fand sich ein Flecken von grauweißem Ansehen. Der Scheitel des Kopfes, der Oberhals, der Rücken, das Kreuz, und der obere Theil der Seiten des Leibes hatten eine rothe und schwarze Mischung, weil jedes Haar im größten Theil seiner Länge, von der Wurzel an röthlich, und an der Spitze schwarz aussahe. Der Rand der Oberlefze, der untere Kinnbacken, die Kehle, der Unterhals, und die Seiten desselben, die Brust, der Bauch, die Gegend um den Hintern herum, die Achseln, die Gegend zwischen den Lenden und innere Fläche der vier Beine waren roth, gelblich, oder blaßgrau, mit leichten gelben Sprenkeln an einigen Stellen. Die äußere Fläche des Kegels und Vorderkegels hatte eine aschgrau mit Braun untermischte Farbe. Die äußere Fläche des

Schen-

Schenkels und Beines waren beinahe eben so gefärbet, und überdem noch mit einigen gelblichen Anstrichen bezeichnet. Die vier Füße hatten eine schwärzlicht graue, röthlicht gemischte Farbe. Auf dem Schwanze befanden sich nur noch wenige Haare. Dennoch erblickte man daran aufeinander folgende graue und gelblichte, auch schwärzlichte breitere Ringe. Die längsten Haare waren auf dem Rücken anzutreffen, und hielten ohngefähr einen Zoll in der Länge.

Dieser Koati rollet sich, theils um zu ruhen, theils um sich zu erwärmen, in die Stellung zusammen, worin er unten auf der Kupferplatte mit vorgestellet worden.

Wir haben, sagt Herr d'Aubenton, ferner auch einen andern größern Koati gesehen, der von der Spitze der Schnauze bis an der Ursprung des Schwanzes, ohngefähr zween Fuß in der Länge hatte. Die Stirn, die Schläfe, der Raum von den Augen bis in die Winkel des Mundes, der untere Theil des Vorderkegels, und die Füße waren schwarz, oder schwärzlicht, die Spitze der Schnauze, die Lefzen und Kehle hatten ein weißliches Ansehen. Die Farbe des ganzen übrigen Leibes war eine Mischung von Braun und Falbem. Auf dem Kopf und an der äußern Fläche der Schenkel hatten

ten diese Farben ein dunkleres, an den Seiten des Halses aber ein so helles Ansehen, wie an der äußern Seite der Arme Diese verschiedene Schattirungen von Braun und Falbe bildeten auf dem Schwanze fast unmerkliche schmale Ringe. Das Haar dieses Thieres war spröde und länger, als am ersten Koati. Dies ist auch die Ursache, warum seine Ohren kürzer abgebildet zu seyn scheinen. Die Schnauze hatte keine so starke Verlängerung, war an ihrem Ende kleiner, und hatte eine ganz gerade Richtung

d' Aubenton

Der

Der Frettbär *) oder Narika Linn.

Ohnerachtet wir vermuthen, daß dieses vom Herrn Archiater als eine besondre Art aufgeführte Thier eine bloße Abart vom Koati-Mondi sey; so schien uns doch seine davon gelieferte genaue Beschreibung gar wohl zu verdienen, hier mit angeführt zu werden.

Der Körper, sagt Herr von Linné, welcher den Leib einer Katze an Größe übertrift, ist ohne Hals und Schwanz eine halbe Elle lang, und wäre fast eben so hoch, wenn das Thier nicht immer auf den Tatzen zu gehen pflegte. Außer der weißen Un-

*) Viverra Narica subfusca, cauda concolore. Linn. S. N. 64. n. 3. Coati-Mondi vel Ursus naso producto & mobili, cauda unicolore. Le Coati-Mondi Brisson. Quadr. 4to p. 262. in 8vo p. 190.
Schrebers Saugth. Tab. 119. Berl Sammıl. III. 199—205. c. fig. Abhandl. der Schwed. Akad. XXX. Th. p. 153. c. fig. Müllers. Linn. I. 250. n. 3.

M.

Unterseite des Halses und der Brust ist seine Farbe braungrau, zwischen den Hinterschenkeln gelblich. Die Haare sitzen ganz locker, und sind einen Querfinger lang, in der Mitte schwarz, gegen die Mitte dunkler, an den Spitzen gelbbraun. Die weisze Haare auf der Brust fallen blos gegen die Wurzel etwas dunkler aus. Im Gesichte sind sie ganz kurz. Der Kopf hängt, wie bei den Bären, an einem kurzen Halse niederwärts. Die obere Lippe, so gar der Rand derselben, und die Unterlippe sind weiß. Uiber und unter jedem Auge ist, wie an jedem Kinnbacken, ein weißer Fleck, und hinten um jeden Winkel des Mundes ein weißer, kurzer Rand befindlich. Von jeder Augenbraune läuft ein weißer Streif bis an die weiße Oberlippe herunter, wo beide Streifen sich vereinigen. Zwischen den Augen und der weißen Nase, ist daß Gesicht dunkel. Die Nase oder Schnauze der Oberlippe ist länger als am Schweine, und noch einmal so lang ausgezogen, als die untere Lippe. Das Thier beugt diese nackende schwarze und unten abgeschnittene Nase leichter und häufiger, als sonst ein ander Thier nach allen Seiten. Die Nasenlöcher gehen, wie ein halber Mond in die Krümme und an den Seiten auswärts.

Zwi=

Zwischen denselben entdeckt man eine Vertiefung (Lacuna.) Die schwarzen und langen Barthaare sitzen um die Nase an der obern und untern Lippe. Von Warzen entdeckt man zusammen eilfe an diesem Thiere, die alle mit 5 bis 6 schwarzen Borsten versehen sind: als 1, 2, eine über jedem Auge, 3—6, in jedem weißen Fleck der Kinnbacken einen. 7, 8, im weißen Streifen hinter den Winkeln des Mundes. 9, eine einzelne unter dem Kinne. 10, 11, hinter jeder Tatze am Vorderbein eine.

In allem hat das Thier 40 Zähne, als oben 6 kleine Vorderzähne. Sie sind etwas stumpf, ein wenig von einander abstehend, besonders die mittelsten, aber alle ganz gerade. Im untern Kinnbacken zählt man ebenfalls 6 paralelle. Dicht an einander und etwas mehr vorwärts heraus stehende Vorderzähne. Auf jeder Seite steht nur ein Beißzahn, der länger als die übrigen, an der vordern und hintern Seite der Länge nach kantig ist. Die obersten sind gerade, die untersten ein wenig unterwärts gekrümmet; an der innern Seite vorwärts mit einem Streifen ausgekehlt, die obere von den Vorderzähnen und die untern von den Backzähnen abgesondert. In jeder Kinnlade finden sich auf jeder Seite 6 Backenzähne, die

3 ersten mit einzelner Spitze, die übrigen mit einer veränderlichen Krone. Die Ohren sind klein, und von beiden Seiten rauch, außen von einerlei Farbe mit dem Körper, und inwendig weiß. Am ganzen Leibe werden überhaupt nur zwei Paar Säume und Näthe, nämlich ein Paar hinter dem Winkel des Mundes, nach den weißen Streifen hin, und ein Paar an den Vorderfüßen, nach der äußersten Seite zu, entdecket.

Die Füße gehen alle auf Tatzen mit gekrümmten Knien, wie die Bären, und sind mit schwarzen, glatten, eingedrückten Haaren bekleidet. An den untern Seiten sind die Tatzen nackend. Jeder Fuß hat 5 an den Seiten zusammengedrückte Zehen; der Daumen ist um die Hälfte kürzer. Man zählt an denselben eben so viel niederwärts gekrümmte schwarze, an den Seiten eingedruckte Klauen, so lang als die Zehen selbst, und an der untern Seite gefurcht. Die hintern Klauen sind fast kürzer als die vordern. Der Schwanz übertrift an Länge beinahe den ganzen Körper. Er ist rund, ziemlich dick und haaricht, fast von gleicher Farbe mit dem Körper, und meist immer gerade ausgestreckt. Das beschriebene Thier war ein

ein Männchen; es hatte aber äußerliche keine Anzeige eines Hodenbeutels.

Das Thier gräbt mit der Nase beständig in der Erde, und zwar so tief, daß nur der Schwanz noch über der Erde sich zeiget. Es sucht Regenwürmer als seine beste Nahrung; es waget sich auch ins Wasser, klettert fertig an Bäumen in die Höhe, und frißt, außer den Regenwürmern, trocken Brod, Früchte, Wurzeln u. s. w.

Mit dem Nasenfrett ist unser Frettbär, nach des Hrn. von Linné eignem Geständnisse, so nahe verwandt, daß man glauben sollte, sie wären blos dem Geschlechte nach uuterschieden. Allein der Frettbär ist

1) etwas größer, als der Nasenfrett.

2) Die Farbe seines Körpers ist nicht fuchsroth. Am Schwanz aber, der an der untern Seite nicht flach erscheinet, ist kein Ring von weißlichter Farbe zu sehen.

3) Unter dem fand auch Hr. von Linné keine Warze, die sich am Nasenfrette sehr deutlich zeiget.

 4) Am

4) Am letztern bemerkt man endlich nichts von den weißen Streifen vom Auge nach der Nase herunter und hinter jedem Augenwinkel. Sie bleiben also nach des Hrn. von Linné Meinung, immer sichtbar genug unterschieden. (Nach Hrn. Pr. Müllers und unserm Urtheil aber nicht als Gattungen.)

M.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

XLVI.

Das Ferkelkaninchen. Aguti. *)

Dies Thier ist so groß, als ein Hase. Die meisten Namenerfinder in der Naturgeschichte haben es als eine Gattung vom Kaninchen oder als eine große Ratze betrachtet,

*) L'Agouti. Ein indian. Name. In Brasilien gemeiniglich Cotia, wie Bison und Markgraf sagen.
Acuti oder Agouti. S. Hist. du nouv. monde par Jean de Laet. Leyde 1640. fol. p: 484. Das wenige, was Laet von diesem Thiere saget, ist aus einem portugiesischen Schriftsteller genommen.
Aguti. Pison. Hist. nat. Brasil. p. 102.
Acuti vel Aguti Brasil. Marcgr. Hist. nat. Bras. p. 224.
Coati. Hist. des Indes par Souchu de Rennefort. à Paris 1688. p. 203.
Mus sylvestris Americanus, Cuniculi magnitudine, Porcelli pilis et voce. Raj. Syn. Anim. quadr. p. 226.
Cuniculus omnium vulgatissimus, Aguti vulgò. Barrere Hist. de la France équinoxiale. p. 153.

Ca-

tet, mit welchen es aber nur in sehr unbedeutenden Umständen übereinstimmt. Von beiden ist es durch seine natürliche Gewohnheiten wesentlich unterschieden. Es hat ein sehr

Cavia Aguti vel Acuti Brasiliensibus. Klein. Quadr. p. 50.
Cuniculus caudatus auritus, pilis ex rufo et fusco mixtis, rigidis vestitus. Briss. Regn. anim. p. 143.

v. B.

Aguti. Martini Naturl. I. p. 653. Der javanische Hase (Katesb.) Das brasil. Kaninchen (Markgr.) Agouti (v. Buff.) Das Ferkelkaninchen. Müllers Linn. Natursf. I. 327. Die kaninchenartige Maus. (Ebend.) Das braune brasilische Ferkelkaninchen. Hallens Thiere p. 403. Prinz Moritzens bras. Thiergemälde p. 80. Abhandl. der schwed.. Akad. der Wissensch. 30 Th. p. 27—31. Neuer Schaupl. der Natur I. p. 148. Jabl. Lexik. I. p. 28. D. Krünitz ökon. Encykl. I. 389.

Linn. S. Nat. XII. p. 80. n. 2. Mus Aguti, cauda abbreviata, palmis tetradactylis, plantis tridactylis, abdomine flavescente. Aldrov. Quadr. p. 392. Jonst. Quadr. p. 63. Brisson Quadr. 8vo p. 98. Catesby Car. III. T. 18. Lepus Javensis (allegante à Linné in Act. Holm.) de Laet Ind. occid. Lugd. Bat. 1633. fol. p. 680. Animalculum Porcelli mole, capite quidem Gliris, sed perbrevi cauda, pilo denso et subrubro.

De Bry Hist. de l'Amer. III. 156. Dict. des Anim. I. p. 56. Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. nat. I. 157. Encycl. oecon. I. 258. Catholic. I. 164.

M.

sehr steifes Haar, und, wie das Schwein, eine grunzende Stimme. Man entdeckt an ihm auch eben die Begierde, alles was ihm vorkömmt, aufzufressen. Wenn es gesättiget und vollkommen angefüllet ist, vergräbt es, gleich dem Fuchse, hin und wieder noch Uiberbleibsel seines Fraßes, um im Falle der Noth sie wieder zu finden. Es mag gern kleine Verwüstungen anrichten, und an allem, was es vor sich hat, nagen und beißen. Wenn es zum Zorn gereizt wird, sträubt es das Haar auf seinem Kreuz, und stampfet hart mit seinen Hinterfüßen auf die Erde. Es pflegt entsetzlich um sich zu beißen, *) doch gräbt es kein Loch, wie das Kaninchen, hält sich auch nicht auf der bloßen Erde, wie der Hase. Gemeiniglich wohnt es in holen Bäumen und verfaulten Stämmen. Obst, Pataten und Maniok machen die gewöhnliche Nahrung derjenigen

*) Das Thier ist sehr bösartig. Die Kapuziner von Olinda in Brasilien hatten ein solches Ferkelkaninchen aufgezogen, dem sie, gleich in der ersten Jugend die Zähne ausbrachen. Dieser Vorsicht ohnerachtet, hatte doch das Thierchen, so weit ihm die Kette zu gehen erlaubte, viel Unfug angerichtet. S. Hist. des Indes par Souchu de Rennefort. p. 203.

v. B.

aus, welche sich in den angebaueten Gegenden aufhalten. Die andern aber, welche in den Wäldern und Wildnissen bleiben, leben von Blättern und Wurzeln der Pflanzen und Stauden. Der Aguti bedienet sich, wie das Eichhorn, der Vorderpfoten, um etwas anzugreifen und zum Munde zu bringen. Er läuft mit einer großen Schnelligkeit auf der Ebene und in die Höhe. Weil er aber viel kürzere Vorder- als Hinterfüße hat; so wär er in Gefahr überzustürzen, wenn er von Anhöhen herab seinen Lauf nicht aufhalten wollte.

Er ist mit einem guten Gesicht und sehr scharfem Gehör begabet. Wenn man ihm pfeift; so steht er still, um zu horchen. Das Fleisch derjenigen, die fett und wohl ausgefüttert sind, ist wohl etwas hart und von wildem Geschmack, sonst aber kein übles Gerichte. Man pflegt einen solchen Aguti wie ein Spanferkel abzubrühen, und auf gleiche Weise zuzurichten.

Zu seiner Jagd bedienet man sich der Hunde. Kann man ihn unter abgeschnittene Zuckerröhre bringen; so muß er sich bald ergeben, weil sich in solchem Erdreich mehrentheils trockner Schilf und Rohrblätter, eines Fußes dick, befinden. Bei jedem Sprunge den er thut, sinkt er in diese Streu

hin-

hinein, und es ist alsdann leicht, ihm beizukommen und ihn mit einem Stock zu tödten. Gewöhnlicherweise entfliehet er beim Anblick der Hunde mit größter Schnelligkeit, verschanzt sich in seinen Schlupfwinkeln, und bleibt in selbigen hartnäckig verborgen. Die Jäger vertreiben ihn aus denselben mit Rauche. Wenn das Thier davon halb erstickt ist, erhebet es ein schmerzhaftes und winselndes Geschrei, und kömmt nicht ehe zum Vorschein, als bis es nicht fähig ist, länger auszuhalten.

Sein Geschrei, das es oft widerholet, wenn es beunruhiget oder böse gemacht wird, hat viel Aehnliches mit dem Quieken eines Ferkels. Jung gefangen, ist es leichtlich zu zähmen. Es bleibt im Hause, geht allein aus und kömmt von selbst wieder. Sonst leben diese Thierchen am liebsten in Gehölzen und in Heckengesträuchen. Die Weibchen suchen sich daselbst eine weiche Stelle zu einem bequemen Lager für ihre Jungen, das von ihnen aus Heu und Blättern bereitet wird. Sie pflegen jährlich zwei oder dreimal, und jedesmal, wie man sagt, *) nur zwei Junge zu werfen. Diese Jungen tragen

*) S. Hist. gener. des Isles Antilles par le P. du Tertre. à Par. 1667. Tom. II. p. 296.

gen sie, gleich den Katzen, zween oder drei Tage nach der Geburt von diesem Orte weg in Baumlöcher, wo sie dieselben auf eine kurze Zeit säugen. Die jungen Ferkelkaninchen kommen bald in den Stand, ihrer Mutter zu folgen, und ihre Nahrung aufzusuchen. Es gehört also nicht viel Zeit zum völligen Wachsthum dieser Thiere, und hieraus läßt sich auch nur eine kurze Lebensdauer folgern.

Wahrscheinlich gehören die Ferkelkaninchen blos in Amerika zu Hause. In der alten Welt finden sich keine. Sie scheinen in den mittägigen Gegenden des neuen Welttheiles ihr wahres Vaterland zu haben. Man findet sie häufig in Brasilien, in Guiana, auf St. Domingo, und auf allen dortigen Inseln. Zu ihrer Erhaltung und Vermehrung ist ihnen ein warmes Klima nothwendig. Indessen können sie auch in Frankreich leben; wenn man sie nur vor der Kälte schützet, und, besonders im Winter, an einem trocknen und warmen Orte verwahret. Sie leben sogar in Amerika blos in den warmen Gegenden, und haben sich daselbst nicht bis in die kalten oder gemäßigten Länder verbreitet.

Auf den Inseln giebt es nur eine Gattung von Ferkelkaninchen, diejenigen nämlich, die wir hier beschrieben. Zu Kayenne hin-

hingegen, auf dem festen Lande von Guiana *) und in Brasilien will man zwo Arten gefunden haben, von denen die andere, die man Aguchi nennet, allezeit kleiner als die erste seyn soll. Die Art, von der wir hier reden, ist unstreitig der Aguti. Wir sind hiervon durch das Zeugniß solcher Personen, die lange zu Kayenne gelebt, und beide, den Aguti und Aguchi, gesehen haben, versichert worden. Von der letzten Gattung haben wir uns bisher noch keinen verschaffen können.

Der Aguti, den wir lebend gehabt haben, und von dem wir hier die Beschreibung und Abbildung liefern, war so groß, wie ein Kaninchen; sein Haar spröde, und von brauner, mit roth ein wenig untermengter Farbe. In der Oberlefze fand sich eine Spalte, wie beim Hasen. Der Schwanz war noch kürzer als beim Kaninchen. Die Ohren fand man eben so kurz, als breit, den obern Kinnbacken mehr hervorstehend, als den untern, die Schnauze wie am Siebenschläfer, die Zähne, wie bei den Murmelthieren, den Hals lang, die Beine dünne, die Vorderpfoten mit vier, die hintern mit

*) Voy. de des Marchais Tom. II. p. 23.

mit drei Zehen versehen. Markgraf und fast alle Naturbeschreiber nach ihm, haben dem Aguti an den Hinterfüßen sechs Zehen ertheilet. Hr. Brisson war der einzige, der Markgrafen diesen Irrthum nicht nachschrieb. Er hat seine Beschreibung nach dem Thiere selbst gemacht, und wie wir, nur drei Zehen an den Hinterfüßen bemerket.

Anhang
nach Hrn. d'Aubenton und andern.

Der Aguti hat mit dem Kaninchen viel Aehnlichkeit in Ansehung der Größe, und in der Bildung des Kopfes; durch sein Haar aber ist er von demselben merklich unterschieden. Er scheint auch dem Meerschweinchen sehr nahe zu kommen. Seine Oberlefze ist, wie bei dem Hasen und Kaninchen gespalten. Der untere Kinnbacken steht mit seiner Spitze nicht so weit hervor, als der obere, und in jedem Kinnbacken, finden sich zween große Zähne, wie die Biber, die Ratzen, die Meerschweinchen, die Hasen und Kaninchen haben. Die Nase ragt weit hervor, und ist nicht so rund, als am Kaninchen. Der Scheitel des Kopfes ist platt, die Ohren sind sehr breit, ungemein kurz und dünne, wie bei den Ratzen.

Der Aguti ist mit einem länglichten Leib, dünnen Beinen, und einem sehr kurzen, kah-

kahlen Schwanze begabet. An der Vorderfüßen finden sich vier sehr sichtbare Zehen, und ein fünfter an der Stelle des Daumens, der aber durch die Haut bedeckt ist, und blos mit seinem Nagel hervorragt. An den Hinterfüßen sind nur drei Zehen wahrzunehmen; sie sind aber dicker und länger, als an den Vorderpfoten. Die mittlere ist die längste, die Seitenzehen sind beide von gleicher Länge. Die Nägel ziemlich lang, dick, beinahe walzenförmig und von grauer Farbe. Die Hinterfüße ruhen von der Spitze der Nägel bis an den Stral auf der Erde. Sie sind an dieser Stelle überall schwülicht, wie die Hinterläufte des Hasens und Kaninchens.

Die Spitze der Nase, die Lefzen, und der untere Vordertheil des Unterkinnbackens waren bei dem hier abgebildeten Aguti von Haaren entblößet. Auf der innern Fläche des Kegels und der Vorderarmes, auf dem Unterbauche, zwischen den Lenden, auf der inwendigen Seite des Schenkels und Beines, waren sie gleichfalls nur sparsam anzutreffen. Das Haar selbst war dick und steif, zu beiden Seiten des Hintern von schöner hochgelber Farbe. Unter dem Unterkinnbacken gelb, unten an den Beinen und auf den Füßen schwarz, auf dem ganzen

zen übrigen Leibe aschgrau und braun an der Wurzel. Uiber dem Aschgrauen schwarz oder schwärzlich braun. Uber dem Schwarzen gelb oder pommeranzenfarbig, und endlich schwarz an den Spitzen. Die Aschfarbe sahe man blos, wenn man die Haare auseinander machte. Die andere Farben waren auf den verschiedenen Theilen des Körpers nicht auf gleiche Weise vertheilet. Das Schwarze war auf dem Hinterkopf, auf der Oberfläche des Halses, auf dem Vorderrosse, auf den Schultern, auf der äussern Fläche des Armes und Vorderarmes, und auf dem hintern Theile des Rückens bis an den Schwanz die herrschende Farbe. Auf dem obern Theile von den Seiten des Leibes, zeigte sich mehr Pommeranzengelb, als Schwarz, und auf dem Bauche mehr Gelb als Braun, weil sich daselbst ein Streifen von gelber Farbe befand, der sich von der Brust bis über den Nabel erstreckte.

Die längsten Haare waren vier Zolle lang, und fanden sich auf der Oberfläche des Halses und auf dem Hintertheil des Rückens. Die Länge der übrigen betrug einen oder anderthalb Zolle. Auf dem Kopf und an den Beinen waren auch noch viel kürzere zu sehen.

Der Aguti hat einen Bart, wie andere Thiere. Die Borsten an selbigem waren schwarz, und hatten beinahe vier Zoll in der Länge. Eben dergleichen lange Haare sind auch über und unter den Augen, und nicht weit vom Hals unter den Unterkinnbacken wahrzunehmen.

Die Zähne des Aguti belaufen sich in der Zahl, wie bei den Meerschweinchen, auf zwanzig. Die Schneidezähne haben auswendig eine Pommeranzenfarbe. Die Backenzähne sind auf ihrer innern Fläche fast gar nicht eingekerbet, und haben blos ein flaches Kanälchen auf der äußern. Die Länge des ganzen Körpers, von der Spitze der Schnauze bis an den Hintern, in gerader Linie gemessen, beträgt einen Fuß, fünf Zoll, und zwo Linien.

d'Aubenton.

Der Aguti, welchen Herr von Linné beobachtet hat, war aufs Fressen sehr begierig, ob er gleich mehr bekam, als er verzehren konnte. Durch den Ueberfluß der Nahrung ward er so zahm, daß er an die Menschen heran gieng, ihnen mit seinen Vorderfüßen an die Beine stieg, sich aufrichtete, seinen

Wohl-

Wohlthätern die Hände leckte, um seine Freßbegierde ihrem Andenken zu empfehlen. Aufnehmen ließ er sich nicht gern, wenn ihn der Hunger nicht ungewöhnlich plagte. Dem Saufen schien er nicht sehr nachzugehen, auch die Milch nicht sonderlich zu achten. Was er aber flüßiges zu sich nahm, das geschah durchs Saugen. Im Schatten schien er lieber, als in der Sonne sich aufzuhalten. Er leckte sehr oft an seinen Vorderfüssen, und strich mit selbigen die nackende Ohren. Wenn er sich in Ruhe befand, saß er allemal hockend. Er kroch niemals nach Art der Mäuse. Die gewöhnlichste Stellung war, die Vorderfüße wie ein Reh, gerade vor sich hinzustrecken. Er schlief wenig, mit ofnen Augen; und saß in diesem Fall entweder auf den Hinterpfoten oder lag auf dem Gesichte. Außer der grunzenden Stimme bemerkte man auch im Hals ein Schnarren, wie bei den Katzen, wenn ihm etwas angenehmes begegnete.

Insofern einem Naturforscher alles wichtig seyn muß, was die Lebensart ganz fremder Thiere schildert, von denen wir so selten, und vielleicht niemals eines in seiner völ-

ligen Freiheit zu sehen bekommen, hoffe ich, durch die Beiträge zur Geschichte dieser amerikanischen Thiere, mich keinem unserer Leser mißfällig gemacht zu haben.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

Büff. N. d. Vierf. T. V. T.

XLVII.

Der Löwe *).

An der Gattung der Menschen zeiget sich der Einfluß des Himmelsstriches nur in sehr geringen Abänderungen. Sie bestehet nur aus einer Art, welche sich vor allen

*) Fr. Lion. Griech Λέων. Lat. Leo, Leaena. Ital. Leone. Span. Leon. Engl. Lion. Schwed. Levon. (Im Hebr. der ganz neu geborne Löwe Gur, der junge, noch nicht schädliche: Kephir, der große: Arich. im besten, kräftigsten Alter: Schachaz und Labi, die Löwin Lebija, (im Französ. Lionne). der veraltete Löwe Lais, gemeiniglich Arich und Labbi, Chald. Arjab, Arjavan. Syr. Arjo. Arab. Asab. Pers. Gehad. Holl. Leuw. Bei den Sarazenen Sebey.

Leo. Gesn. Hist. animal. Quadr. p. 572. — Icon. Quadr. p. 66.

Raji Syn. Quadr. p. 162.

Felis, cauda elongata floccosa, thorace jubato Linn.

Leo. Klein. Quadr. p. 81.

Felis cauda in floccum desinente. — Leo Brisson. Quadr. 4to. p. 267.

v. B.

Felis

andern Gattungen aufs deutlichste auszeichnet, und gänzlich absondert. Der weiße Europäer, der schwarze Afrikaner, der gelbe

Felis Leo. Linn. S. N. XII. p. 60. n. 1. Briss. Quadr. 8vo. p. 195. n. 5. Aldrov. Quadr. digit. p. 2. fem. fig. p. 6. Jonst. Quadr. p. 78. T. 50. 51. Worm. Mus. pag. 317. Charlet Exerc. p. 14. Ejusd. Onom. p. 13. Bontii Ind. orient. p. 55. Hist. de l' Acad. Royale des Sciences de Paris. Tom. III. P. I. le male p. 3. Pl. 1. la femelle p. 19. Pl. 3. (fig. tres bonnes). Leo offic. Bosch. de Quadr. 141. Blass. 79. Schwenkf. Quadr. p. 101. Kram. Austr. p. 310. Valent. Mus. II. 137. Ejusd. Amph. Zoot. p. 32. Jacobæi Mus. Reg. Cop. p. 6. Ludolf. Æthiop. L. I. c. 10. §. 42.

Diction des Animaux II. 686. Vallm. de Bom. Dict. d'Hist. Nat. VI. 366. Cours d' Hist. naturelle II. 291. Nouv. Recueil pour l'esprit &c. Tom. I. p. 353. Hist. natur. du Lion. Journal des Sçavans, à Cologne 1667 T. II. p. 71 — 92. Observations faites sur un Lion dissequé dans la Bibliotheque du Roy 1667. in 4to. à Par. Cf. de Corde Leonis. Novi Comment. Acad. Cæsar. Petropol. Vol. XV. p. 517. T. 27. 28. & Vol. XVI. p. 471. cum figuris.

Der Löwe Die Löwin. Bekm. Naturhist. p. 30. Schrebers Saugth. p. 376. Tab. 97. A. B. Ridingers Entwurf einiger Thiere II. Th. Tab. 10 — 30. Löwe und Löwin in mancherlei Stellungen und Affekten. Dessen Thiere Tab. 32. 33. Dessen Jagdbare Thiere Tab. 1. Dessen Löwen besonderes Tab. 1 — 8. Perraults Abhandl. I. Band. Tab. 1 — 4. P. 1 — 36. Löwe und Löwin, mit ihrer Zergliederung.

Mül-

de Asiater und rothe Amerikaner, alle diese Völker sind einerlei Menschen. Sie tragen auf ihrer Haut gleichsam die Liverei ihres Himmelsstriches. Insofern der Mensch zum Herrn des Erdbodens erschaffen, und ihm die Welt zu einem erblichen Eigenthum übergeben ist, scheint sich die Natur nach allen Lagen seines Aufenthalts bequemet zu haben. Er lebt allenthalben, unter dem brennenden Süden, und im nördlichen Eise, vermehrt sich allenthalben, und seine Ausbreitung in allen Gegenden wird so alt befunden, daß es augenscheinlich ist, er könne für keinen besondern Himmelsstrich bestimmt seyn. Bei den Thieren wirket hingegen der Einfluß der Himmelsgegend viel stärker, und macht sich durch sichtbare Merk-

Müllers Linn. Syst. I. p. 230. Tab. 29. f. 2. Hallens Thiere p. 534. fig. 41. D. Merkl. Thiere p. 105. Leipz. Wochenbl. für Kinder. VI. 46. Bekm. Biblioth. V. 342. von dessen Zergliederung. Kolbens Vorgebirge der guten Hoffnung, 4to 1741 p. 306. T. 31. männlicher und weiblicher Löwe Lemery Mater. Lex. p. 627. Onomat. Hist. Nat. IV. 775 — 785. Dappers Afrika p 18. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre III. p. 544. Gesellschaftl. Erzähl. II. 205. Reise ins Südmeer p. 170. & 247. Geoffroy mat. med. VIII. 143 — 159.

male kenntlich. Ihre Gattungen sind verschieden. Ihre Natur ist lange nicht so vollkommen, und weit einzeschränkter, als die Natur der Menschen. Man findet nicht allein viel merklichere und häufigere Mannigfaltigkeiten in jeder Gattung, als beim Geschlechte der Menschen; sondern die Verschiedenheiten selbst in jeder Gattung scheinen von den verschiedenen Himmelsgegenden abzuhängen. Einige sind blos im Stande, sich in heißen Ländern zu vermehren, andere können sich nirgends, als unter einem kalten Himmelsstrich erhalten. Man hat noch nie den Löwen in mitternächtlichen Gegenden, noch das Rennthier in südlichen Erdstrichen gefunden, und vielleicht kann man von keinem Thiere mit Recht behaupten, daß die Gattung desselben, wie das Menschengeschlecht, auf der ganzen Fläche des Erdbodens überall vertheilet wäre. Jedes hat sein Land und natürliches Vaterland, worin es durch physikalische Ursachen zu bleiben genöthigt ist. Jedes ist eine Hervorbringung des Landes, wo es wohnet, und so hat man den Ausdruck: dieses oder jenes Thier gehöre in der oder jener Gegend zu Hause, eigentlich zu verstehen.

In den heißen Ländern haben die Landthiere sämtlich eine beträchtlichere Größe,

und

und mehr Stärke, als in kalten und gemässigtern Gegenden. Sie sind auch viel kühner und grausamer. Alle ihre natürliche Eigenschaften scheinen an der Hitze des Himmelsstriches Antheil zu nehmen.

Der Löwe, unter der brennenden Sonne in Afrika und Ostindien erzeuget, ist unter allen Thieren das stärkste, verwegenste und schrecklichste. Die Wölfe und andere fleischfressende Thiere unserer Gegenden sind, anstatt in gleichem Paare mit ihm gehen zu können, kaum würdig, seine Vorjäger oder Spürer *) genennet zu werden. Die amerikanische Löwen, wenn man sie anders mit diesem Namen belegen darf, sind, wie das Klima, worin sie sich aufhalten, ungemein viel sanfmüthiger, als die afrikanischen. Daß die Löwen von der Ubermaße der Hitze so grimmig werden, läßt sich daher deutlich erweisen, weil in einerlei Lande diejenigen, die auf den kühlen Gebirgen leben, sich im Naturel ungemein sehr von denen unterscheiden, die auf den unglaublich viel hitzigern Ebenen sich aufhalten. Die Löwen auf

*) Es giebt eine Art von Luchsen, die man Auffspürer der Löwen (Pourvoyeurs du Lion) nennet. S. Martini Naturl. III. B. p. 702. &c.

auf dem Atlasgebirge *), dessen Spitze bisweilen unterm Schnee verborgen liegt, sind weder so frech, noch so stark und grimmig, als die Löwen zu Biledulgerid, oder Zagra, deren Gefilde blos aus glüendem Sande bestehen. In diesen heißen Wüsten finden sich die fürchterlichsten Löwen, die allen Reisenden höchst schrecklich, den benachbarten Provinzen aber eine verheerende Landplage sind. Zum Glück ist ihre Gattung nicht sonderlich zahlreich, und scheint von Tage zu Tage mehr abzunehmen.

Nach dem Berichte derer, welche diesen Theil von Afrika durchwandert sind, giebt es gegenwärtig daselbst lange nicht so viele Löwen, als in den vorigen Zeiten. Die Römer, sagt Herr Schaw **), erhielten zu ihren Schauspielen aus Lybien 50 mal mehr Löwen, als man heutiges Tages daselbst würde finden können. Eben so hat man auch wahrgenommen, daß in der Türkei, in Persien und Indien gegenwärtig die Löwen viel sparsamer, als ehemals vorkommen.

Da

*) S. l' Afrique d' Ogilby p. 15. 16. & Hist. gen. des Voy. par. Mr. l' Abbé Prevot. Tom. V. p. 86.

v. B.

**) S. Les Voyages de Mr. de Shaw à la Haye 1743. Vol. I. P. 315.

Da dieses starke und muthige Thier alle andere Thiere zu seiner Beute macht, und selbst keinem zum Raube wird; so muß man die Abnahme seiner sonst zahlreichen Gattung blos der vermehrten Anzahl der Menschen beimessen, und gestehen, daß die Stärke dieses Königes der Thiere nichts gegen die Geschicklichkeit eines Hottentotten oder eines Negers vermag, die oft Muth genug besitzen, ihm auf den Leib zu gehen, und mit ziemlich leichten Gewehren zu bekämpfen.

Insofern der Löwe keine andre Feinde hat, als den Menschen, und seine Gattung in unsern Zeiten bis auf den funfzigsten, oder doch, wenn man lieber will, bis auf den zehnten Theil der Zahl vermindert befunden wird, die sie vormals ausmachte, so läßt sich hieraus folgern, daß das Menschengeschlecht, anstatt, wie viele behaupten, seit der Römer Zeiten eine beträchtliche Abnahme erlitten zu haben, viel mehr zahlreicher geworden, und in einem größern Raum sich ausgebreitet, auch in größerer Menge, selbst in solchen Ländern sich vertheilet habe, wie Lybien ist, wo der Mensch seine Macht zu der Zeit, die ohngefähr das Zeitalter von Karthago war, viel weiter ausgedehnet, als er jetzt in den Jahrhunderten von Tunis und Algier thut.

Der erfinderische Fleiß des Menschen wächst mit seiner Anzahl. Der Fleiß der Thiere bleibt immer derselbe. Alle Thiergattungen, die so schädlich sind, als die Löwenart, scheinen verbannet und auf eine kleine Zahl herabgesetzt zu seyn, theils, weil die Anzahl der Menschen überall zugenommen, theils auch, und hauptsächlich, weil sie mehr Geschicklichkeiten erworben, und die schrecklichsten Waffen, denen gar nichts widerstehen kann, zu verfertigen gewußt haben. Glücklich wenn sie niemals in anderer Absicht Eisen und Feuer mit einander verbunden hätten, als um damit Löwen oder Tiger auszurotten!

Diese Uiberlegenheit des Menschen in der Anzahl und Fähigkeit hat gewissermaßen die Stärke des Löwen in Ohnmacht, und seinen Muth in Schüchternheit verwandelt. Diese, obwohl natürliche Eigenschaft, oder der Muth eines Löwen, pflegt nach der Maße zu oder abzunehmen, nachdem er einen glücklichen oder unglücklichen Gebrauch von seinen Kräften hat machen können. In den ungeheuren Wüsten von Zaara, in den Einöden, die zwo sehr unterschiedene Menschenarten, die Neger und Mohren zu trennen scheinen, zwischen Senegal und den äusser-

ßersten Enden von Mauritanien, in den unbewohnten Ländern, die noch über dem Lande der Hottentotten liegen, und überhaupt in allen südlichen Theilen von Afrika und Asien, welche der Mensch für unbewohnbar angesehen, finden sich noch eine ziemliche Menge von solchen Löwen, wie sie die Natur hervorbringt, bereit und gewohnt, ihre Kräfte gegen alle Thiere, welche ihnen aufstoßen, zu messen. Die Gewohnheit, beständig zu siegen, macht sie unerschrocken und furchtbar. Unbekannt mit der Macht des Menschen, wissen sie nichts von Furcht oder Schüchternheit. Sie scheinen seinen Waffen zu trotzen, weil sie noch nichts von ihrer Gewalt empfunden haben. Wunden können sie wohl in Wuth, aber nicht in Bestürzung setzen. Sogar der Anblick einer großen Menge bringet sie nicht aus ihrer Faßung. Ein einziger Löwe dieser wüsten Gegenden überfällt oft eine ganze Karavane. Fühlet er nach einem hartnäckigen und gewaltsamen Anfall sich an Kräften erschöpfet; so entfliehet er nicht, sondern fähret muthig fort, auch im Zurückweichen zu kämpfen, sein Gesicht immer gegen den Feind hinzukehren, und ihm niemals den Rücken zu zeigen. Diejenigen Löwen hingegen, welche sie nahe bei Städten oder Dörfern,

in

in Indien und in der Barbarei *) aufhalten, haben durch die Bekanntschaft mit Menschen die Erfahrung von der großen Gewalt seiner Waffen gemacht, und hierdurch so viel von ihrem gewöhnlichen Muthe verloren, daß sie schon seiner drohenden Stimme gehorchen, sich nicht erkühnen, ihn anzufallen, blos auf das kleine Vieh losgehen, zuletzt gar fliehen, und sich von Weibern und Kindern verfolgen lassen, **) von denen sie mit Stockschlägen gezwungen werden, ihren Raub unanständigerweise aufzugeben.

Diese Veränderung, diese große Milderung in dem Naturelle der Löwen zeigen genugsam, daß er fähig ist, Eindrücke von uns anzunehmen, und hinlängliche Gelehrigkeit besitzen muß, um bis zu einem gewissen Grade gezähmet und erzogen werden zu können. Die Geschichte redet auch von Löwen, die vor Triumphwagen gespannet waren, und von andern, die man im Kriege und auf die Jagd mitgenommen hatte, und welche ihren Herren die Treue bewiesen, ihre

*) Voyez l'Afrique de Marmol. Tom. II. &c. 213. & II Rélation du Voy. de Thevenot. Tom II. p. 112.

**) S. l'Afrique Marmol, Tom. I. p. 54. &c.

ihre Stärke und ihren Muth gegen sonst Niemanden, als gegen seine Feinde zu äussern. So viel ist ganz gewiß, daß ein jung gefangner und unter Hausthieren erzogner Löwe sich ohne Mühe gewöhnen läßt, mit solchen Thieren zu leben, und so gar auf eine unschädliche Art mit ihnen zu spielen; daß er gegen seine Herren, besonders in dem ersten Alter, sich oft sanftmüthig und liebkosend beweist, und daß er seinen natürlichen Grimm, wofern er denselben bisweilen äußert, nur selten diejenigen fühlen läßt, welche ihm Gutes erwiesen haben.

Da seine Bewegungen sehr auffahrend, und seine Begierden überaus heftig sind, so darf man sich nicht einbilden, daß die Eindrücke der Erziehung denselben allemal hinlänglichen Eingang zu thun vermögten. Es würde daher gefährlich seyn, ihn lange hungern zu lassen, oder ihm durch unzeitige Qual beschwerlich zu werden. Uibele Begegnungen setzen ihn in Wuth. Er behält lange das Andenken davon übrig, und scheint eben so wohl in solchen Fällen auf Rache zu sinnen, als er sich in andern Fällen erhaltener Wohlthaten erinnert, und sich dafür erkenntlich beweiset. Ich könnte hier eine Menge besonderer Begebenheiten anführen, in welchen ich zwar verschiedenes Ni-

vertriebne gefunden zu haben glaube, die aber dennoch zusammen genommen genugsam beweisen, wie edel sein Zorn, wie großmüthig seine Tapferkeit, und wie empfindlich seine Gemüthsart ist. Man hat oftmals gesehen, wie er kleine Feinde verachtet, ihre Beleidigung verschmähet, und ihnen anstößige Freiheiten verziehen. Man hat an ihm wahrgenommen, daß er in der Gefangenschaft lange Weile fühlete, ohne darüber verdrüßlich zu werden, daß er vielmehr sanftere Sitten annahm, seinem Herren gehorsamte, und der Hand schmeichelte, welche ihm Nahrung reichte; daß er bisweilen denen das Leben schenkte, die man zum Tode bestimmt, und ihm zum Raube vorgeworfen hatte; daß er sie, gleichsam als ob diese großmüthige Handlung ihn dazu verbindlich machte, ferner unter seinem Schutz nahm, ruhig mit ihnen lebte, seine Nahrung mit ihnen theilte, sich bisweilen alles wegnehmen ließ, und lieber Hunger leiden, als verstatten wollte, daß die erste Wohlthat vergeblich wäre.

Man könnte gewissermaßen dem Löwen die Grausamkeit gänzlich absprechen, denn er ist nie anders, als aus Noth grausam. Er verwüstet nichts mehr, als was er verzehren kann, und bezeiget sich ruhig, so bald

er

er gesättiget ist. Der Tiger hingegen, der Wolf, und viel andere Thiere der untern Gattung, als der Fuchs, der Marder, der Iltis, das Wiesel, u. s. w. würgen blos zum Vergnügen, und scheinen durch die zahlreiche Niederlagen, die sie anrichten, vielmehr ihre Wuth als ihren Hunger sättigen zu wollen.

Das äußerliche des Löwen verläugnet nichts von der Größe seiner innern Eigenschaften. Die Natur beschenkte ihm mit einer einnehmenden Gestalt, einem kühnen Blick, einem trotzigen Gang, und einer furchtbaren Stimme. Sein Wuchs ist weder übergroß, wie am Elephanten oder am Nasenhorne, noch so plump, wie am Flußpferd oder am Ochsen, weder so gedrungen, wie an der Hyäne, oder am Bär, noch zu lang, oder durch Ungleichheiten verunstaltet, wie am Kamele. Alles ist hier vielmehr so gut angemessen, und in einem so vollkommnen Verhältnisse, daß man seinen Körper als ein Muster betrachten kann, in welchem Stärke mit Leichtigkeit verbunden ist, der eben so fest als sehnicht, weder mit Fleisch, noch mit Fett überladen, von allem, was Ueberfluß heißen könnte, frei ist, und aus lauter Nerven und Muskeln zu bestehen scheinet.

Die große Stärke seiner Muskeln zeiget sich von außen durch die unglaubliche Sätze und Sprünge, welche der Löwe ohne Mühe verrichtet, durch die schnelle Bewegung seines Schwanzes, die stark genug ist, einen Menschen zu Boden zu werfen, durch die Leichtigkeit, womit er die Haut seines Gesichtes, besonders vor der Stirne, zusammen ziehet, oder entfaltet, welches viel beiträgt, seine Gesichtszüge, oder vielmehr seine Wuth auszudrücken, und endlich durch die Kraft, seine Mähne zu schütteln, welche sich, wenn er zornig ist, nicht allein sträubet, sondern auch beweget, und bald hier bald dort hin fliehet.

Mit allen diesen besondern edlen Eigenschaften, ist beim Löwen auch noch der Adel der ganzen Art verbunden. Durch edle Arten aber in der Natur, werden eigentlich diejenigen verstanden, welche sich immer gleich und unveränderlich bleiben, ohne den Verdacht einer Verminderung ihres Adels auf sich zu laden. Diese Arten sind gemeiniglich von andern abgesondert, und nur die einzigen ihres Geschlechtes. Man findet sie auch durch so hervorstechende Merkmale ausgezeichnet, daß man sie eben so wenig verkennen, als mit irgend einer andern Art verwechseln kann.

Ma=

Machen wir den Anfang bei dem Menschen, als dem edelsten Wesen in der ganzen Schöpfung; so ist seine Gattung eine Einzige, weil die Menschen von allen Arten, aus allen Himmelsgegenden, und von allen Farben, sich mit einander vermischen, und ihres Gleichen hervorbringen können; weil man zu gleicher Zeit nicht behaupten darf, daß irgend ein anderes Thier, entweder zu ihm gehöre, oder mit ihm in einer entfernten oder nahen Verwandtschaft stehe.

Die Gattung der Pferde ist schon minder edel, als einzelne Pferde, weil die Gattung der Esel an sie ziemlich nahe grenzet, und mit ihr in der nächsten Verwandtschaft zu stehen scheinet. Dies erhellet aus dem Umstande, daß beide Thiere zusammen besondere Geschöpfe hervorbringen, welche die Natur zwar in der That für Bastarte hält, die nicht verdienten eine besondere Art auszumachen, und so gar unfähig sind, eine oder die andere von beiden Gattungen fortzusetzen, aus denen sie entsprungen waren, deren Entstehung aber doch aus beider Vermischung einen Beweis ihrer großen Verwandtschaft abgiebt

Noch weniger edel ist vielleicht die Gattung des Hundes, weil zwischen ihr und den Gattungen des Wolfes, des Fuchses,

und Jakhalses beinahe kein Absatz zu seyn scheinet, und man diese letztern, als ausgeartete Sprossen von eben dieser Familie betrachten kann. Gehet man stufenweise zu den niedrigern Gattungen, als zu den Kaninchen, Wieseln, Ratzen u. s. w. herunter; so wird sich zeigen, daß eine jede dieser Arten für sich eine große Menge Seitenzweige habe, und man das gemeinschaftliche Geschlecht, oder den geraden Stammbaum von jeder dieser zu zahlreich gewordenen Familie gar nicht mehr zu erkennen vermag.

Unter den Insekten endlich, als den untersten Thiergattungen der Natur, hat eine jede neben sich so viel verwandte Arten, daß ihre einzelne Betrachtung unmöglich, und man daher gezwungen wird, sie zusammen, wenn man sie durch Namen bezeichnen will, unter ein Geschlecht zu bringen. Hierauf gründet sich der wahre Ursprung der Methoden, von denen man in der That blos bei den kleinen Gegenständen der Natur Gebrauch machen sollte, weil es Mühe kostet, sie einzutheilen. Eben diese Methoden aber werden ganz unnütz und so gar lächerlich, so bald von Geschöpfen aus dem ersten Range die Rede ist. *) Den Menschen mit den

Af-

*) Ein Ausfall, wie man ihn am Herrn von Buffon schon gewohnt, und welcher in den

An-

Affen, den Löwen mit den Katzen, unter einerlei Geschlecht bringen oder sagen, daß der Löwe eine Katze mit einer Mähne und einem langen Schwanze sey, dies heißt die Hoheit der Natur schmälern, und die Natur selbst verunstalten, anstatt sie zu beschreiben, oder unter Benennungen zu bringen.

Die Löwengattung ist also die edelste, weil sie in ihrer Art die einzige ausmacht, und weder mit der Gattung des Tigers oder des Leoparden noch der Unze u. s. w. kann verwechselt werden. Vielmehr sind im Gegentheil so gar die Gattungen der letzten Thiere, so nahe sie auch der Gattung der Löwen zu kommen scheinen, so wenig von einander selbst unterschieden, daß die Reisebeschreiber selbst sie verwechselt, die Namenerfinder aber eine von ihnen für die andere genommen haben, *)

Die Länge der größten Löwen beträgt vom Maule bis an den Ursprung des Schwanzes

Anmerkungen der vorigen Theile genugsam widerleget ist!

M.

*) Man sehe im folgenden Bande den Abschnitt von den Tigern, wo von den Thieren geredet wird, welchen man aus Versehen diese Benennung beilegte.

v. B.

etwan acht oder neun Schuhe, *) gegen ohngefähr vier Fuß Länge des Schwanzes. Die größten Löwen haben 4 bis 5 Fuß in der Höhe; die kleinen 5 und einen halben Fuß in der Länge, viertehalb Fuß in der Höhe und einen Schwanz von drei Schuhen.

Aristoteles **) hat vom Löwen zwo Gattungen, eine große und eine kleinere angegeben. Die kleinern, sagt er, sind mit einem verhältnißmäßig kürzern Leib, einem krausern Haar, und weniger Herzhaftigkeit, als die andern, begabet. Er setzt noch hinzu, daß alle Löwen einerlei, nämlich eine rothfahle Farbe hätten. Der erste Umstand scheint mir noch einigem Zweifel unterworfen zu seyn. Die Löwen mit krausen Haaren sind uns gänzlich unbekannt, und wir finden in keinem Reisebeschreiber von ihnen die mindeste Nachricht. Einige Berichte, die, meines Erachtens, überdies kein vollkomm-

*) Ein sehr junger Löwe, den die Herren der pariser Akademie zergliedert haben, war von der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes etwa sieben und einen halben Fuß lang, und fünfthalb Fuß hoch vom Rücken bis auf die Erde. S. les Mémoires pour servir à l'hist. des Anim. Paris 1676. p. 6.
v. B.

**) Aristotelis Hist. animal. c. XLIV.

kommnes Zutrauen verdienen, reden blos von einem Tiger mit krausen Haaren, der auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung soll gefunden werden; *) allein fast alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß der Löwe eine sich immer gleiche Farbe habe, und auf dem Rücken falb, an den Seiten aber und unter dem Bauche weißlicht aussehe. Indessen erzählen Aelian und Oppian, daß es in Aethiopien eben so schwarze Löwen, als da die Menschen sind, in Indien aber ganz weiße, und auch solche Löwen gebe, die auf mancherlei Art, als roth, schwarz und blau gesprenkelt oder gestreifet wären; dieses Vorgeben scheint uns aber durch kein einziges zuverläßiges Zeugniß bestätiget zu werden. Der Venezianer Marko Paolo saget nichts davon, daß er diese gestreifte Löwen selbst gesehen, und Gesner **) erinnert wohlbedächtig, er habe das, was er von ihnen sagt, blos dem Aelian abgeliehen. Es erhellet vielmehr, daß es bei dieser Thiergattung nur wenig oder gar keine

*) S. Mémoires de Kolbe, in welchen dieses Thier der Wolftiger, (Loup-Tigre) genennet wird.

v. B.

**) S. Gesneri Hist. Anim. Quadruped. p. 573.

Abänderung gebe, daß die afrikanischen in allen Stücken den asiatischen Löwen gleichen, und, wenn ja ein Unterschied unter den Löwen der Gebirge und der Ebenen statt findet, daß dieser sich nicht sowohl auf die Farben der Haut, als auf die Größe des Wuchses gründe.

Der Löwe pranget mit einer Mähne, oder vielmehr mit einem langen Haar, das alle vordere Theile des Leibes bedecket, *) und nach Maßgebung des zunehmenden Alters immer länger wird. Die Löwin trägt, auch in ihrem höchsten Alter, niemals diesen Schmuck einer flatternden Mähne.

Das amerikanische Thier, welches die Europäer einen Löwen genennt haben, und bei den Peruanern Puma heißet, ist gänzlich dieser Mähne beraubt, es ist auch viel kleiner, schwächer und schüchterner, als der wirkliche Löwe. Ob es gleich möglich wäre, daß die gelinde Witterung in diesem Theile des mittäglichen Amerika stark genug auf die Natur dieses Löwen gewirkt haben könnte, um ihn seiner Mähne zu berauben, seinen Muth

*) Diese Mähne bestehet nicht aus starken, borstenartigen, sondern aus weichen und so glatten Haaren, wie an den übrigen Theilen des Körpers.

v. B.

Muth zu schwächen, und seinen Wuchs ins Kleinere zu ziehen; so scheint es doch unmöglich zu seyn, daß dieses Thier, welches blos in den Gegenden zwischen den Wendezirkeln sich aufhält, und welchem die Natur alle Wege nach Norden verschlossen zu haben scheint, aus dem südlichen Theil von Asien und Afrika nach Amerika sollte übergegangen seyn, da diese festen Länder gegen Mittag durch so ungeheure Meere von einander getrennt werden. Grund genug zu glauben, daß der Puma kein, von denen in der alten Welt herstammender und nachher unter den Himmelsstrichen dieser neuen Welt ausgearteter Löwe, sondern vielmehr, wie die meisten Thiere dieses neuen Welttheiles ein eigentliches Thier von Amerika sey!

Als die Europäer diesen neuen Welttheil entdeckten, fanden sie, daß alles daselbst wirklich eine neue Gestalt hatte. Die vierfüßigen Thiere, die Vögel, Fische, Insekten, Pflanzen, alles schien unbekannt, in allem fand sich etwas Auszeichnendes von dem, was bis auf diese Zeit von ihnen war gesehen worden. Dennoch war es nöthig, den vornehmsten Gegenständen dieser neuen Natur auch neue Benennungen zu geben. Die einheimischen Namen waren größtentheils barbarisch, sehr schwer auszusprechen

und noch schwerer zu behalten. Man borgte daher Namen aus unsern europäischen Sprachen, besonders aus der spanischen und portugiesischen. Bei dieser Armuth an Benennungen war die kleinste Uibereinstimmung in der äußern Gestalt, die geringste Aehnlichkeit im Wuchs und in der Figur, schon hinlänglich, diese unbekannte Gegenstände mit Namen von bekannten Dingen zu belegen.

Hieraus entstanden allmählig die Ungewißheiten, die Zweideutigkeiten und Verwirrungen, welche mit der Zeit immer stärker zunahmen, weil man zugleich den Dingen, welche in der neuen Welt erzeuget werden, die Namen der in der alten Welt hervorgebrachten Dinge gab; zu eben der Zeit aber Thiere und Pflanzenarten hinüber führte, die man daselbst nicht gefunden hatte.

Um sich also aus dieser Dunkelheit heraus zu reißen, und nicht immer von einem Irrthum in den andern zu verfallen, ist es nothwendig, dasjenige, was dem einen und dem andern festen Lande eigenthümlich ist, sorgfältig zu unterscheiden, und sichs angelegen seyn zu lassen, den Täuschungen auszuweichen, die wir von Benennungen zu fürchten haben, welche die Dinge zwar wirklich, aber fast allemal mit Unrecht führen. Im folgenden

den Abschnitte werden wir die Nothwendigkeit dieses Unterschiedes ganz überzeugend erweisen, zugleich aber die Anzahl der eigentlichen amerikanischen und der aus der alten Welt nachher dahin gebrachten Thiere gründlich angeben.

Herr de la Kondamine, dessen Zeugniß ganz unverdächtig ist, sagt ausdrücklich, er sey ungewiß, ob das Thier in Amerika, welches die Spanier den Löwen, die Eingeborne aber des Landes um Quito, Puma nennen, wirklich die Benennung eines Löwen verdiene? Er setzt hinzu, daß es viel kleiner, als der afrikanische Löwe sey, auch das Männchen keine Mähne habe. *) Fresier sagt ebenfalls, daß die Thiere, die man in Peru Löwen zu nennen pflegt, von den afrikanischen Löwen sehr unterschieden, vor Menschen flüchtig und blos den Heerden gefährlich wären. Er hat noch einen merkwürdigen Umstand hinzugesetzt, nämlich, daß ihr Kopf etwas vom Kopf eines Wolfes und eines Tigers habe, der Schwanz aber kleiner, als an beiden sey. **) In noch ältern

*) S. *le* Voyage de l'Amérique meridional*e p.* 22. &c.

**) S. le Voyage de Fresier à la Mer du Sud, à Paris, 1716. p. 123.

tern Berichten *) findet man, daß die amerikanischen Löwen denen in Afrika weder an Größe, noch an Kühnheit und Farbe beikommen, daß jene nicht roth oder falb, sondern grau sind, keine Mähne haben, und endlich die Fertigkeit besitzen, auf die Bäume zu klettern. Man sieht also, daß diese Thiere vom Löwen, so wohl im Wuchs, in der Farbe, in der Bildung des Kopfes, in der Länge des Schwanzes, durch den Mangel der Mähne, als endlich in ihren natürlichen Gewohnheiten abweichen. In der That wesentliche Merkmale genug, einen so zweideutigen Namen einmal fahren zu lassen, und in der Folge den amerikanischen Puma nicht mehr mit dem wahren afrikanischen und asiatischen Löwen zu vermengen! Ob man gleich dieses edle Thier blos in den heißesten Himmelsstrichen findet; so kann es doch auch in gemäßigtern Gegenden aushalten, und lange daselbst leben. Vielleicht wär es durch eine fleißige Wartung dahin zu bringen, sich daselbst gar zu vermehren. Gesner meldet, daß im Thiergarten zu Florenz junge Löwen geworfen worden; und nach

*) S. l'Hist. natur. des Indes de Joseph Acosta, Traduction de Robert Renaud, à Paris 1600. p. 44. & 190.

nach Willughby's Berichte hat eine Löwin zu Neapel, die mit einem Löwen eingesperrt war, fünf Jungen in einem Wurfe zur Welt gebracht. Dergleichen Beispiele sind zwar selten; wenn man sie aber glauben darf, so geben sie einen hinlänglichen Beweis, daß man die Löwen auch unter einem gemäßigten Himmelsstriche nicht gänzlich als Fremdlinge zu betrachten habe. Indessen giebt es wirklich keine in irgend einer von den südlichen europäischen Gegenden. Sie finden sich auch seit Homers Zeiten nicht mehr im Peloponnes, ob sie gleich damals, und sogar zu Aristoteles Zeiten, so wohl dort, als in Thrazien, Macedonien und Thessalien angetroffen wurden. Es ist also wahrscheinlich, daß die Löwen von je her beständig die heißesten Himmelsstriche vorgezogen, selten gemäßigte Länder bewohnet, und sich niemals in mitternächtlichen Erdstrichen aufgehalten haben.

Die kurz vorher angeführte Naturbeschreiber, welche des Vorfalls gedacht haben, daß zu Neapel und Florenz Löwen erzeuget worden, gedenken von dem Umstande nichts, wie lange die Löwin trächtig gehet, wie groß die Löwen bei ihrer Geburt sind, oder nach welchem Maße ihr Wachsthum zunehme?

me? Aelian *) saget, daß die Löwin zween Monate, Philostratus aber, und Eduard Wuot **) behaupten, daß dieselbe 6 Monate trage. Käm es zwischen beiden Meinungen auf die Wahl an; so würde ich mich für die letzte, weil der Löwe ein Thier von großer Natur ist, erklären. Wir wissen ja, daß bei großen Thieren allemal die Tragezeit länger, als bei den kleinen dauret. Eben so ist es auch mit dem Wachsthum des Körpers beschaffen. Die Alten aber stimmen so wohl, als die Neuern darin überein, daß die neugeborne Löwen sehr klein, beinahe nicht größer, als ein Wiesel, ***) folglich nur 6 oder 7 Zolle lang sind. Es bedarf daher wenigstens einiger Jahre, bevor sie die Länge von 8 oder 9 Fuß erreichen. Man versichert sogar, daß die jungen Löwen zween Monate nach ihrer Geburt erst gehen lernen. Ohne die Nachricht von diesen Umständen für ganz untrüglich zu halten, kann man doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Löwe, in Betrachtung seines großen Körpers, wenigstens 3 bis 4 Jahre wachsen, und etwa 7 mal

*) S. Gesneri Hist. Quadrup. p. 575. &c.
**) S. Lib. de different. animal. c. LXXX.
***) S. Lib. de different. animal. c. LXXX.

mal so lange, das ist, ohngefähr 25 Jahre, leben müsse. Herr von St. Martin, Aufseher über das Stiergefechte zu Paris, war so gütig, mir seine Bemerkungen über die Löwen, die er unterhalten hat, mitzutheilen. Er ließ mich versichern, daß er einige sechszehn bis siebenzehn Jahre lang gewartet hätte, und glaubt, sie pflegten selten länger, als 20 bis 22 Jahre zu leben. Andere hat er bis ins 12te oder 15te Jahr erhalten, und man begreift sehr wohl, daß bei diesen gefangenen Löwen der Mangel der Bewegung, der Zwang, und verdrüßliche lange Weile die Gesundheit schwächen und ihr Leben abkürzen müssen.

Aristoteles versichert an zwo unterschiedenen Stellen seines Werkes *) über die Zeugung, daß die Löwin zum erstenmale 5 oder 6, zum zweitenmal 4 bis 5, zum drittenmal 3 bis 4, zum viertenmal 2 oder 3, zum fünftenmal eines oder 2 Jungen zur Welt bringe, und nach diesem letzten Wurfe, der von allen jedesmal an der Zahl der geringste sey, ihre Fruchtbarkeit verliere. Ich halte dieses Vorgeben für ungegründet, weil bei allen Thieren der erste und lezte Wurf

*) S. Aristot. de Generatione. L. III. c. II. & X.

Wurf minder zahlreich, als die übrigen sind. Dieser Philosoph treibt seinen Irrthum noch weiter, und alle, so wohl alte als neue Naturbeschreiber, haben mit ihm geirret, wenn sie der Löwin mehr nicht, als zwo Zitzen, zuschreiben. Sie hat in der That viere, wovon man sich durch das bloße Anschauen leicht überzeugen kann. Nach seinem Berichte *) sollen auch die Löwen, Bären und Füchse ungestaltet, und fast ganz ohne Gelenke zur Welt kommen. Man weiß aber aufs zuverläßigste, daß alle diese Thiere so gut, als andere gebildet, daß alle ihre Glieder deutlich zu sehen, und völlig entwickelt sind. Endlich versichert er uns, daß die Löwen sich rückwärts begatteten, **) da man doch ebenfalls, durch bloße Besichtigung der männlichen Zeugungstheile, und ihrer Richtung, wenn sie sich in dem zur Begattung nöthigen Zustande befinden, den Beweis vor Augen hat, daß dieses auf eben die Art, wie bei andern vierfüßigen Thieren geschiehet.

Ich hielt es für meine Pflicht, hier die kleinen aristotelischen Irrthümer, einen nach

den

*) Aristot. l. cit. L. IV. c. *VI.*

**) *Idem* in Hist. anim. L. V. c. *II.* Linn. S. N. *X.* p. *41.* Leo retro mingit & coit.

den andern, anzuführen; weil das Ansehen dieses großen Mannes, fast alle diejenigen mit sich fortgerissen, die nach ihm über die Naturgeschichte der Thiere geschrieben haben. Was er noch vom Halse des Löwen sagt, der nur aus einem steifen unbiegsamen Knochen, ohne Abtheilung von Wirbelbeinen, bestehen söll, widerleget schon die Erfahrung hinlänglich, welche uns zugleich den allgemeinen Umstand hierüber mittheilet, daß bei allen vierfüßigen Thieren, ohne Ausnahme, so gar auch bei den Menschen, der Hals aus nicht mehr oder weniger, als sieben Wirbelknochen bestehe. Eben diese sieben Wirbelknochen finden sich auch im Halse des Löwen, wie bei allen andern vierfüßigen Thieren. Noch ein anderer Umstand ist, daß alle fleischfressende Thiere durchgehends einen kürzern Hals, als diejenigen, welche sich von Früchten ernähren, und vornämlich, als die wiederkäuenden Thiere, haben. Dieser Unterschied in der Länge des Halses der vierfüßigen Thiere beruht aber nicht so wohl auf die Anzahl der Wirbelknochen, die allemal dieselbe bleibet, als vielmehr auf die Größe derselben. Um sich davon deutlich zu überzeugen, darf man ja nur die erstaunliche Sammlung von Geribben betrachten,

die jetzo im königlichen Kabinette sich befinden. Man kann beim Elephanten anfangen, und man wird von diesem bis auf den Maulwurf, an allen vierfüßigen Thieren 7 Halswirbel, keinen mehr oder weniger, antreffen.

Von der Festigkeit der Löwenknochen, die nach Aristotelis Aussage, kein Mark und keine Hölung enthalten sollen; von ihrer Härte, die er mit der Härte der Kieselsteine vergleichet, und von ihrer Eigenschaft, Feuer durchs Reiben zu geben, muß man gestehen, daß es ein Irrthum sey, den Kolbe*) nicht hätte wiederholen, und bis auf unsere Zeiten bringen sollen, weil schon Epiktur in dem Zeitalter des Aristotelis über diese Meinung gespottet hatte.

Die Löwen sind in ihrem Vermehrungstriebe sehr hitzig. Sobald eine Löwin in Brunst geräth, wird sie bisweilen von acht oder zehn Löwen begleitet**) welche unaufhörlich um sie her brüllen, und so lange wüthend mit einander kämpfen, bis von ihnen

*) S. Mem. de Kolbe. à Amst. 1741. Tom. III. p. 4. 5.
**) S. Gesn. Hist. Quadr. p. 575.

nen einer, als der Uiberwinder aller übrigen, den ruhigen Besitz erhält, und sich mit ihr entfernet. Die Löwin wirft im Frühjahr*) und nur einmal des Jahres. Ein Beweis mehr, daß sie verschiedene Monate beschäftiget ist, ihre Jungen zu warten und zu säugen, und folglich die Zeit ihres ersten Wachthums, in welcher sie des Beistandes der Mutter bedürfen, wenigstens einige Monate betrage!

Bei diesen Thieren sind alle Leidenschaften, so gar die sanftesten, ausschweifend. Die mütterliche Zuneigung ist es bei ihnen im höchsten Grade, Die Löwin welche natürlicherweise nicht so stark oder so muthig, und viel friedfertiger ist, als der Löwe, wird furchtbar, sobald sie Junge hat. Sie erscheint alsdann mit viel größerer Kühnheit, als der Löwe, scheuet keine Gefahr, und fällt ohne Unterschied über Menschen und Thiere her, welche ihr begegnen. Sie würget alles, was ihr vorkömmt, beladet sich darauf mit ihrem Raube, trägt ihn zu ihren Jungen, theilet ihn unter dieselben, und führet sie frühzeitig an, das Blut aus-

*) S. Ebendas.

saugen und das Fleisch zerreißen zu lernen. Sie wirft gemeiniglich an sehr entlegenen und unzugänglichen Oertern. Wenn sie besorgt entdeckt zu werden, verbirgt sie ihre Fährte durch oftmaliges Hin- und Wiedergehen auf einerlei Wege, oder sie verwischet sie durch wiederholtes Uiberfegen mit ihrem Schwanze. Bei verstärkter Unruhe pflegt sie bisweilen sogar ihre Jungen anders wohin zu tragen, und, wenn man ihr dieselben rauben will, sie wüthend und aufs äußerste zu vertheidigen.

Man glaubt vom Löwen, daß er keinen so vollkommnen Geruch, auch kein so scharfes Gesicht, als die meisten andern Raubthiere, habe. Man hat wahrgenommen, daß ein starkes Sonnenlicht ihm beschwerlich falle, und er nur selten am hellen Tage ausgehe, sondern seine Streifereien hauptsächlich nur des Nachts vornehme, und sich den Heerden, wenn man um sie her Feuer angemacht hat, nicht gern zu nähern pflege. Man will auch angemerkt haben, daß er die Witterung anderer Thiere nicht weit von fern ausspüren könne, daß er ihnen blos nachjage, wenn er sie vor Augen oder im Gesicht hat, aber niemals, wie die Hunde

und Wölfe, die mit einem feinern Geruch begabt sind, ihrer Fährte nachspüre. Aus diesem Grunde hat man so gar einer gewissen Luchsart, welcher man ein durchdringend scharfes Gesicht, und einen ausnehmend feinen Geruch zueignet, die Benennung eines Wegweisers, Aufspürers oder Versorgers des Löwen *) gegeben, und behaupten wollen, daß dieser Luchs den Löwen allemal begleite oder vor ihm hergienge, um ihm seinen Raub anzuzeigen. Dies Thier ist uns bekannt. Es findet sich, wie der Löwe selbst, in Arabien, Lybien u. s. w. lebt, wie er, vom Raube, und pflegt ihm bisweilen vielleicht nachzufolgen, um sich mit Uiberbleibseln seines Frases zu beköstigen; denn seiner Kleinheit und Schwäche halber, muß es wohl den Löwen vielmehr fliehen, als ihn bedienen.

Ein hungriger Löwe geht gerade auf alle Thiere los, welche ihm vorkommen; weil er aber allgemein gefürchtet wird, und ihm alle Thiere sorgfältig auszuweichen suchen, so ist er oft in der Verlegenheit, sich verbergen zu müssen, um die vorübergehende Thie-

*) Guide ou Pourvoyeur du Lion.

Thiere zu belauern. Er pflegt sich alsdann in einem dichte bewachsenen Orte platt auf den Bauch zu legen, und mit solcher Gewalt hervorzuspringen, daß er sie mehrentheils in einem Satz erhaschet. Gazellen und Affen sind in Einödden und Wäldern seine vorzüglichste Nahrung. Letztere hascht er aber nur, wenn sie eben auf der Erde laufen, und klettert nicht, wie der Tiger und Puma*) nach ihnen auf die Bäume. Er frißt viel auf einmal, und pflegt seinen Pansch auf zween bis drei Tage zu füllen. Mit seinen starken Zähnen zermalmet er die Knochen ohne Mühe, und verschlingt sie zugleich mit dem Fleische.

Man sagt vom Löwen, daß er den Hunger lange Zeit, wegen seines überaus hitzigen Temparamentes, aber den Durst gar nicht ertragen könne. So oft er Wasser findet, pflegt er leckend, wie die Hunde, zu trinken. Anstatt aber, daß der Hund seine Zunge, wenn er leckt, nach oben umbieget, krümmt sie der Löwe nach unten; daher ihm zum Trinken viel Zeit nöthig ist, und viel Wässer dabei verloren gehet. Täglich

*) S. Klein. Quadr. p. 82.

lich braucht er etwa funfzehn Pfund rohes Fleisch zu seinem Unterhalte. Von lebendigen Thieren, besonders die er selbst erwürget hat, schmeckt es ihm am allerbesten. Zu faulenden Aesern nimt er blos im Nothfall, und sehr ungern seine Zuflucht. Er mag lieber auf neuen Raub ausgehen, als umkehren und Uiberbleibsel des vorigen Fanges aufsuchen. Ob er sich aber gleich hauptsächlich von frischem Fleische nähret, so hat er doch einen heftig riechenden Odem, und einen unausstehlichen Geruch des Harnes.

Das Brüllen des Löwen ist so stark, daß es, wenn es in den Wüsten des Nachts wiederhallet, beinahe dem Krachen des Donners gleichet *). Dies Brüllen ist seine gewöhnliche Stimme. Im Zorn hat er einen andern Ausdruck, der kurz absetzet, und stoßweise oft wiederholet wird; da hingegen das Brüllen ein verlängertes Rufen, eine Art von Gebrumm in einem tiefen Ton, mit einem gellenden Gekreisch untermenget, vorstellet. Er brüllet fünf oder sechsmal des Tages, und, wenn Regen bevorstehet,

*) S. les Voyages da la Boullaye - le-Gouz p. 320.

noch öfter *). Der Ausdruck seines Zorns ist noch weit furchtbarer, als das Gebrülle. In diesem Affekte schlägt er mit seinem Schwanz in die Weichen und auf die Erde, schüttelt seine flatternde Mähne, runzelt die Haut seines Gesichtes, zieht seine große Augenbraunen auf und nieder, weiset seine drohende Zähne, und streckt seine Zunge lang hervor, welche mit starken, scharfen Spitzen bewaffnet ist, und allein hinreichend seyn könnte, eine Haut abzuschälen, und das Fleisch von den Knochen abzulösen, ohne sich dazu der Zähne oder der Klauen zu bedienen, die nächst seinen Zähnen, die grausamste Waffen ausmachen. Im Kopf, in den Kinnbacken, und in den Vorderbeinen hat er viel mehr Stärke, als in den Hintertheilen des Leibes. Er siehet bei der Nacht so gut, als die Katzen; er pflegt wenig zu schlafen, und leicht wieder zu erwachen. Das Vorgeben aber ist falsch, als ob er mit offnen Augen schliefe.

Der

*] Die Nachricht von den letztern Umständen haben wir dem Herrn St. Martin, Aufseher über das Pariser Stiergefechte, der viele Löwen unterhalten hat, zu danken.

v. B.

Der gewöhnliche Gang des Löwen ist stolz, gravitätisch und langsam, wiewohl allzeit nach einer schiefen Richtung. Sein Lauf besteht niemals in gleichförmigen Bewegungen, sondern immer in Sätzen und Sprüngen. Seine Bewegungen sind so auffahrend und schnell, daß er sie niemals gleich aufhalten kann, sondern fast immer vor seinem Ziele vorbei springt. Wenn er auf seine Beute losfährt, so thut er einen Satz von 12 bis 15 Schuhen, fällt alsdann über den Raub her, fasset ihn mit seinen Vordertatzen, zerfleischt ihn mit seinen Klauen, und zerknirscht ihn mit seinen Zähnen. So lange er jung und leicht genug ist, lebt er von den Eroberungen seiner Jagd, und verläßt nur selten die Einöden und Wälder, in welchen er wilde Thiere genug antrift, um sich davon bequem ernähren zu können.

Alte, schwerfällige Löwen, die folglich einen Theil ihrer Fertigkeit im Jagen verloren haben, pflegen sich bewohnten Oertern zu nähern, und alsdann sowohl den Menschen, als Hausthieren höchst gefährlich zu werden. Indessen hat man die Bemerkung gemacht, wenn ein Löwe Menschen und Thiere beisammen findet, daß er dann alle-

mal über die Thiere, und niemals über die Menschen herfällt, er müßte dann von ihnen geschlagen werden. In diesem Falle kennet er den Beleidiger so genau*), daß man darüber erstaunen muß, und läßt seinen Raub fahren, um sich an jenem zu rächen. Das Kamelfleisch soll er dem Fleisch aller andern Thiere vorziehen, auch das Fleisch der jungen Elephanten als einen besondern Leckerbissen betrachten. Letztere können ihm, so lange sie noch nicht ihre Fänger haben, gar nicht lange widerstehen. Er überwindet sie leicht, wenn sie von der zueilenden Mutter nicht unterstützet werden. Der Elephant, das Nasenhorn, der Tiger und das Flußpferd, sind unter allen Thieren die einzigen, die es wagen dürfen, dem Löwen die Spitze zu bieten.

So schrecklich inzwischen dieses Thier ist; so jaget man es doch mit großen Hunden, die aber allemal von wohlberittenen Leuten in der Nähe müssen unterstützet werden. Die Hun-

*) S. Hist. génnérale des Voyages Tom. V. pag. 86 Der Herr Abt Prevot, der sich bekanntermaßen mit eben so vielem Feuer, als Zierlichkeit ausdrücket, hat an dieser Stelle den Löwen, seine natürliche Eigenschaften und Fertigkeiten sehr schön beschrieben.
v. B.

Hunde müssen indessen, wie die Pferde selbst, vorhero sehr zu diesem Kampf abgerichtet seyn, weil fast alle Thiere vor der bloßen Witterung des Löwen erzittern und entfliehen. Seine Haut, so dicht und fest auch ihr Gewebe ist, vermag doch keine Kugel, oder auch nur einen Wurfspieß abzuhalten. Man tödtet ihn aber doch niemals mit dem ersten Schusse. Oft wird er mit List, wie bei uns die Wölfe, gefangen, wenn man ihm eine tiefe Fallgrube zubereitet, diese oben her dünn überleget, und über sie wieder ein lebendiges Thier befestiget. In dem Augenblicke, da der Löwe gefangen ist, bezeigt er sich ungemein sanftmüthig, und wenn man die ersten Augenblicke seiner Bestürzung oder Beschämung wahrnimt, so kann man ihm eine Kette anlegen, einen Maulkorb aufsetzen, und ihn herum führen, wo uns es beliebt.

Das Fleisch des Löwen ist von einem widrigen und starken Geschmacke. Die Neger und Indianer bezeigen indessen dagegen keinen Eckel, und genießen es ofte. Die Haut, welche vormals einen Schmuck der Helden ausmachte, dienet jetzo diesen Völkern zu Mänteln und Bettdecken. Auch

das

das Fett pflegen sie aufzuheben, welches mit sehr durchdringenden Eigenschaften begabt ist, und so gar bei uns einen Platz unter den brauchbaren Arzneimitteln behauptet *).

*) S. Hist. natur. des Animaux par Mr. Arnaud, de Nobleville & Salerne. Paris. 1757. Tom. V. P. II. p. 112.

Am-

Anhang nach Hrn. d'Aubenton und andern.

Obgleich der Löw in seinem Wuchs noch unter den großen Thieren ist; so verrathen doch die Gliedmaßen seines Körpers eine solche Stärke, daß wir durch seinen bloßen Anblick schon überzeugt werden müssen, er sey an Kräften denjenigen Thieren gleich, welche ihn an Größe weit übertreffen. Der Löwe hat einen sehr großen Kopf, und sein Gesicht ist rings umher mit einem langen Haar umhüllet. Der Scheitel des Kopfes, die Schläfe, die Backen, der untere Kinnbacken, der Hals, der Wiederriß, die Schultern, die Ellbogen, die Brust und der Bauch sind gleichfalls mit langen Haaren bedecket. Auf dem ganzen übrigen Leibe ist das Haar sehr kurz, ausgenommen am Ende des Schwanzes, wo sich ein Büschel von langen Haaren befindet. Das Maul, oder eigentlich die Schnauze, ist sehr groß, und endigt sich vorn in einer plattrunden

Flä-

Fläche, die durch das Ende der Nase und der Lefzen gebildet wird. Die Oberlefze ist in Form eines Hasenmaules gespalten, und hänget an jeder Seite, wie bei den Doggen, über. Das flache Stirnblatt hat mit der Stirne selbst einerlei Richtung. Doch senket sich letzteres etwas ein, und bildet zwischen den erhabnen Oberrändern der Augenbraunen eine Furche. Der äußere Winkel jedes Auges liegt höher, als der innere. Diese schiefe Richtung ist aber am Löwen so merklich nicht, als an Wölfen. Die kurze Ohren laufen rundlich zu, sie liegen ganz in dem langen Haare verborgen, das die Stirne wie eine Krone bedecket. Das andere lange Haar an den Schläfen, an den Backen und an dem Kinne, giebt seinem Kopf ein größeres Ansehn, als er wirklich ist. Das lange Haar oben auf dem Kopfe verhüllet den obern Theil der Stirne, und macht sie kürzer, das große Maul aber desto sichtbarer. Durch diesen Kontrast entstehet in der Gesichtsbildung des Löwen, ein dummes und plumpes Ansehen. Die Mähne, welche über den Vordertheil des Leibes herab hängt, scheint seinen Hintertheil kahl und ganz von Haaren entblößt zu lassen.

Der

Der Schwanz der Löwen ist lang und stark, bei seinem Anfange dicker, als am Ende. Die Beine sind dick und fleischicht, die Füße von keiner sonderlichen Länge. An den Vorderfüßen bemerket man das Faustgelenke dichte an den Zehen, an den Hinterfüßen, zwischen den Zehen und dem Strale, nur einen kleinen Abstand. Die Klauen des Löwen sind von weißlichter Farbe, groß, und an der Unterfläche wie eine schmale und tiefe Rinne zusammen gezogen, und sehr krumm gebildet. Ihre Spitze kann so leicht nicht abgestumpft werden, weil sie die Erde niemals berühret, auch die Klaue jederzeit in die Höhe stehet, wenn das Thier sich ihrer nicht eben bedienet, um seine Beute zu erhaschen. An beiden Füßen bleibt die letzte Gliedreihe der Zehen aufwärts gerichtet, und hinterwärts mit der daran fest sitzenden Klaue umgebogen. Die Klaue versteckt sich in dem Haare, welches an den Zehen und an den Beinen länger, als anderwärts, erscheinet. In diesem Zustande sind die Zehen sehr kurz, weil sie nur zwo mit ihren Enden an einander haftende Gliederreihen haben.

In dem Stiergefechte zu Paris, erzählt Herr d'Aubenton weiter, habe ich 1757 einen

nen großen afrikanischen Löwen gesehen. Das lange Haar auf seinem Kopf hatte ein helles Falb zur Farbe, das auf den Ohren aber war auswärts schwarz und inwendig falbe. Das Haar aus dem Halse und dem Wiederrisse, auf dem die Mähne gebildet wurde, war am längsten, und bis auf 15 Zolle lang. Seine Farbe war eine Mischung von Braun und einem tiefen Falben, indem jedes Haar an der Wurzel und an der Spitze rothfahl, und in der Mitte seiner Länge braun aussahe. Das Haar auf den Schultern, der Brust und dem Bauche hatte einerlei Farbe mit dem Halshaare, nur war es nicht so lang. An dem Vorkopf, auf dem Rücken, den Seiten des Leibes, dem Kreuze, der äußern Fläche der 4 Beine, der Oberfläche der Vorderfüße, und oben sowohl, als an den Seiten des Schwanzes, betrug die Länge des Haares aufs höchste einen Zoll. Es war falb, und hatte eine olivenfarbige Schattirung. Das Braune nahm sich besonders auf dem größten Theile des Gesichtes aus. Blos über dem Vorderwinkel beider Augen, sahe man einen weißlichten Flecken, und unter diesem Winkel befand sich ein Streifen von eben derselben weißen Farbe. Der Rachen war mit einem

braun=

braunschwärzlichen Haar umgeben, außer am Ende des Maules, wo die Lefzen weiß erschienen. Die äußern Zeugungstheile, die inwendige Fläche der Beine, die Hinterfüße nebst der Unterfläche des Schwanzes hatten eine sehr hellfalbe oder gar weißlichte Farbe. Der Schopf langer Haare am Ende des Schwanzes, war schwarz und 4 Zolle lang. Die Haare zwischen den Zehen hatten eine braunschwärzliche Farbe. Die Haare des Bartes waren weiß, und bis auf 4 Zolle lang.

Man hat mir auch bei dem Stiergefechte einen asiatischen Löwen gezeiget, der beinahe eben die Farbe, wie dieser afrikanische hatte. Er war aber niedriger und nicht so lang, hatte einen rundern Kopf und eine kürzere Mähne. Die Vöderfüße waren so gedrehet, daß die Faustgelenke, wie bei den Dachshunden mit krummen Beinen, sich berührten. Bei dem Stiergefechte fanden sich, wie man mich versichert hat, drei asiatische Löwen, welche sämtlich so gezeichnet waren. Ich bin aber sehr geneigt, zu glauben, daß die Krümmungen der Beine an diesen Löwen vielmehr ein Gebrechen, das ihnen die Einsperrung zugezogen hat, als

eine Art der Bildung ist, die allen Löwen in Asien eigenthümlich wäre; da wir auch einen Hisch mit krumm stehenden Beinen gesehen haben, der lange Zeit in einem kleinen Verhack eingesperret gewesen.

Die Löwin hat keine Mähne. Der Umriß ihres Gesichts, der obere Theil der Stirne, die ganzen Ohren, der Scheitel des Kopfes, der Hals, die Schultern, die Arme, der Vordertheil der Brust u. s. w. fallen deutlich ins Auge. Alle diese Theile, welche in der Mähne des Löwen versteckt sind, scheinen der Löwin, an der sie blos liegen, dem Scheine nach eine ganz andere Gestalt zu geben. In der That hat sie einen kleinern und kürzern Kopf, als der Löwe, eine nicht so eingefallene Stirne, und nicht so starke Liniamente. Ihre Klauen sind kleiner, und in den Verhältnissen des Körpers beider Thiere finden sich noch andere Unterschiede.

Diese Löwin war mit einem Haar bedecket, welches über der ganzen Leib nicht mehr, als 4 bis 5 Linien in der Länge hatte. Das Inwendige der Ohren, wo sich ein drei Zoll langes Haar befand, und das Ende des Schwanzes woran der Schopf zween

Zoll

Zoll in der Länge hatte, waren hievon ausgenommen. Die Haare am Knebelbarte bestanden aus dicken, steifen und weißen Borsten, so wie am Löwen, und waren bis auf fünftehalb Zolle lang.

Das Haar hatte eine falbe Farbe, die an einem Orte tiefer, als an dem andern, ausfiel, etwas schwarz gemischt, hin und wieder mit Flecken von eben dieser Farbe eingesprengt. Das Antlitz, der obere und hintere Kopf, das Auswendige der Ohren, der Oberhals, die Schultern, die äußere Fläche der Vorderbeine, der Rücken, die Seiten des Leibes, das Kreuz, die Lenden, die äußere Fläche der Hinterbeine, und die Oberfläche des Schwanzes hatten eine falbe Farbe, mit einer zarten braunen Schattirung, indem sehr viele Haare an der Spitze braun waren. Der ganze übrige Leib zeigte sich in einem sehr hellen Falb, und so gar weißlicht unter dem Unterkinnbacken, unter dem Hals, auf der Brust, auf den Achseln, auf dem hintern Theile des Kegels, auf dem Unterbauch, und inwendig an den Schenkeln und Beinen. An jeder Seite der Unterlefze fand sich bei den Winkeln des Mundes ein schwarzer Fleck. Das Inwendige

dieser Lefze, der Rand der Oberlefze, der Umkreis der Augenwimpern, und die Gegend der Augenbraunen waren gleichfalls schwarz. Auf der hintern Seite der auswendigen Fläche der Ohren sahe man einen großen Fleck von eben der Farbe, und der Schwanz war an seinem Ende in einer Länge von vier Zollen gleichfalls schwärzlicht.

Die Länge des ganzen Körpers, vorne von der Schnauze bis an den Hintern, in gerader Linie gemessen, betrug beim Löwen 5 Fuß und 5 Zolle, bei der Löwin 4 Fuß, 7 Zolle, 6 Linien.

Der Löwe hat wie die Katze, dreißig Zähne, die an beiden Thierarten sowohl in der Bildung und Lage, als in der Anzahl überein kommen.

Der verstorbene Thiermaler zu Augspurg, Herr Ridinger, dem die Naturkenner in diesem Fach eine besondere Geschicklichkeit eingestehen, hat uns in seinem Entwurf die Löwen in unterschiedenen Stellungen und Verfassungen gezeichnet. Die 19te Platte zeigt uns den ruhenden Löwen mit wohlgeöffneten Augen, geschloßner Schnauze und

ganz

ganz eingezogenen Klauen. In seinem allmählig aufsteigenden Zorn mit feurigen, düstern Augen, aufgetriebenen starken Muskeln, gerümpfter Nase, und hervortretenden Klauen, siehet man ihn auf der 20sten Platte. Daß der Löwe, nach dem Vorgeben einiger Alten, mit offnen Augen und blos auf dem Rücken schlafe, da er doch starke Augenlieder hat, welche sich schließen und sattsam bewegen können, hat Ridinger ebenfalls ganz unrichtig befunden, und ihn daher auf der 21sten Platte nach dem Leben in einer schlafenden Stellung gezeichnet, auch versichert, daß er bisweilen, wie ein Hund, sich auf die Seite zu legen, und seine Füße von sich zu strecken pflege. Den alten Löwen hat er auf der 22sten, den Löwen im besten Alter, auf der 23sten, den jungen brüllenden Löwen auf der 25sten, zwo ruhende Löwinnen, auf der 26sten, die auf Raub laurende Löwin, auf der 24sten, die erzürnte grimmige Löwin, in aufrechter Stellung, mit aufgesperrtem Rachen, gerunzelter Stirn, feurigen Augen, zum Verderben ausgestreckten Klauen, und vier sichtbaren Zitzen auf der 27sten, die nach Raub eilende, Verwüstung drohende, auf der 29sten, den erzürnten und grimmigen Löwen auf der 28sten und 30sten Platte vorgestellet. Kaum ist

es möglich, ohne Schauder den Anblick des Löwen in vollem Zorn, auch nur in der Abbildung, zu ertragen.

Wenn ein muthiger Löwe, sagt Ridinger, aus dem Behältniß zum Kampfe losgelassen wird, und seinen Raub vor sich siehet, so pflegt er erst mit sich selbst zu murren und nicht sogleich auf den Feind loszugehen, bis er sich vorher in Grimm gebracht hat. Er zeigt aber seinen Grimm dadurch, daß er seinen langen, quastigen Schwanz erst gerade in die Höhe richtet, und alsdann mit selbigem gewaltsam auf die Erde schläget. Hat er einen geringen Raub vor sich, so läßt er sich Zeit, spielet im Zorne mit sich selbst, und mag öfters um solcher Kleinigkeit willen kaum aufstehen. Scheint ihm aber die Beute der Mühe werth; so geräth er in den äußersten Zorn, und man siehet alsdann in allen Theilen seines Körpers die schrecklichsten Merkmale der geschäftigen Wuth, womit er anzufallen und grimmig zu würgen drohet. Ob er gleich durch stolzes Hin- und Wiedergehen sich noch Zeit läßt; so pflegt er doch endlich sehr gewaltsam anzufallen. Dann wird man so wohl am Kopf, als an allen übrigen Theilen, auch an den

sonst

sonst verborgnen Muskeln, seinen Zorn gewahr. Er schlägt alsdann die scharf gewaffnete Tatzen wüthend in den Raub oder auf den Boden, öffnet seinen Rachen, fletschet furchtbar die Zähne, läßt eine schrecklich murrende Stimme hören, runzelt seine Stirn, rümpfet seine Nase, und trägt Tod und Verderben in seinen funkelnden Augen.

Einen Beweis der Stärke hungriger Löwen erzählt Kolbe *) der mit eignen Augen will gesehen haben, daß ein Löwe einen afrikanischen Ochsen oder Büffel von mittelmäßiger Größe niedergerissen und ganz gemächlich auf eine hohe Mauer getragen hat. **) Von der Verträglichkeit mancher Löwen in Senegal, die daselbst mit Wölfen gesellschaftlich auf Raub ausgehen, ist schon im Artikel vom Wolfe ***) die adansonische Nachricht mit angeführet worden. Merkwürdig ist indessen, was Herr Adanson an eben der Stelle ****) von der Gleichgültigkeit der Lö-

*) Vom Vorgebirge der guten Hoffnung 4to. p. 316

**) Cf. Schreber l. c. p. 379.

***) S. diese Ausgabe der buffonischen Thiergesch. IV. B. S. 100. not. **].

****) S. dessen Reise nach Senegal. Brandenburg 1773. gr. 8. p. 175.

Löwen gegen die Hunde saget. Von zween Löwen, die man mitten im Dorfe zu Senegal unterhielt, hat er nie wahrgenommen, daß es ihnen jemals eingekommen wäre, die Hunde, die man ihnen Preis gab, oder denen sie begegneten, wenn sie frei herum giengen, anzufallen, *) da sie doch das erste Pferd, oder Kind, was ihnen in den Weg kam, sogleich ohne Barmherzigkeit ergriffen und würgten.

Wie der größte Held, welchen so wenig Bomben, Kanonen- und Musketenkugeln, als blinkende Schwerter, außer Fassung setzen konnten, sich oft für einer ohnmächtigen Spinne oder unschädlichen Kröte fürchtet; so hat auch der Löwe, dieser König und Held unter Thieren, seine schwache Seite. Vornämlich fürchtet er sich vor dem Feuer am allermeisten; **) daher ihn auch die Afrikaner, wie Joh. Stradanus ***) meldet, und in einer besondern Kupferplatte zeiget, mit

*) Cf. Berliner Samml. V. B. p. 260. und VIII. 36.

**) S. Shaws Reise p. m. 153. und Berl. Samml. VIII. 36.

***) S. Jo. Stradani Venationes ferarum, Avium, Piscium, &c. fol. Tab. 10.

mit Schildern vor ihren Gesichtern, und großen brennenden Fackeln in der Rechten, voller Bestürzung in die ausgespannte Netze jagen. Ob die bei ihm auf der 11ten Platte vorgestellte Löwenjagd, wo sie dem gereizten Löwen in vollem Laufe Tücher über den Kopf schmeißen, und ihn so geblendet ermorden, eben so zuverläßig sey, und nicht oft mit dem Leben bezahlt werde, will ich hier nicht entscheiden. Auf der achten stradanischen Platte werden die Löwen von den Indianern sehr mit Lanzen und Pfeilen verfolgt, weil sie den Affen so gefährlich sind, welche ihnen den Vortheil stiften, die Pfefferzweige, welche sie den Tag über abgebrochen, des Nachts hindurch auf einen Haufen zusammen zu tragen, und ihnen dadurch eine Mühe zu sparen. Inzwischen muß die Furcht der Löwen vor dem Feuer doch nicht unüberwindlich seyn, weil Shaw ausdrücklich saget, daß, ohngeachtet aller Vorsicht, welche die Araber anwenden, ohngeachtet des Bellens ihrer Hunde und ihres eignen, die ganze Nacht hindurch oft wiederholten Geschreies, wenn sie merken, daß er auf Beute ausgehet, dieses raubgierige Thier doch allem blinden Schrecke trotzet, mitten in ein Douwar (wo das Vieh eingeschlossen ist,) ein-

bricht, und ein Schaf oder eine Ziege davon träget. Wenn daher die Räubereien der Löwen zu oft kommen, graben die Araber einen Brunnen, den sie mit Rohr und kleinen Baumästen sehr leicht bedecken, und sie mit List in selbigem fangen.

Ferner hat Shaw, als einen zweiten Beweis einer unerwarteten Schüchternheit oder Großmuth an den Löwen, in den Beschreibungen der Barbarei gelesen, daß die Weiber den Löwen sich nähern dürften, *) die Löwen aber, wenn diese einen Stock aufnähmen, und kühn auf sie los giengen, ihre Grausamkeit unmittelbar verlören, und ihre Beute fahren ließen. Er setzt hinzu, es könne sich zwar etwas Aehnliches zutragen, wenn der Löwe sich satt gefressen; denn in diesem Falle glaubte man, die Löwen verlören ihren Muth, und ließen ihre Beute sich abnehmen und aus den Zähnen reißen. Allein die Beispiele wären selten, und es er=

*) Herr Geoffroy in seiner mat. med. VIII. p. 145. redet ebenfalls von dieser Schonung, welche der Löwe den Frauenzimmern wiederfahren ließ. Die Nachricht gründet sich aber blos auf das Zeugniß des Labat, welcher es dem Paul Lukas nachgeschrieben.

ereigne sich öfters, daß die Löwen so wohl erwachsene Personen, als Kinder, aus Mangel eines andern Fraßes, in Stücken zerrissen. Es ist überhaupt genommen, auch dem zahmsten Löwen, wenn er hungrig ist, oder Blut siehet, niemals zu trauen.

Einige haben vorgegeben, daß er auch das Hanengeschrei fürchte; *) man hat aber im Gegentheil erwiesen, daß er das Geflügel überhaupt nur wenig achtet. Indessen soll er gegen die Schlangen einen wirklichen Abscheu verrathen. Daher die Mohren, wenn sie von einem Löwen verfolget werden, sich damit helfen sollen, daß sie den Turban abnehmen, und vor dem Löwen in Form einer Schlange bewegen. Dies Mittel soll vermögend seyn, ihren Feind in die Flucht zu jagen.

Oft geschieht es, daß die Mohren dem Löwen auf der Jagd begegnen. Ihre Pferde, die sonst ihrer Schnelligkeit wegen berühmt sind, werden dann plötzlich von einem so großen Schreck ergriffen, daß sie unbeweg-

lich

*) S. Guyots Ostind. p. m. 120. Aelian. L. III. c. 31. L. VII. c. 36.

lich stehen bleiben, und ihre Hunde kriechen aus Furcht unverzüglich zu den Füßen ihrer Herren. Das einzige Mittel für den Mohren ist in diesem Falle, vom Pferd abzusteigen, und eine Beute, die er nicht vertheidigen kann, gutwillig abzutreten und zu verlassen.

Wenn der Löwe den Mohren schon zu nah ist, und sie nicht so viel Zeit gewinnen können, erst Feuer anzuzünden, welches ihnen das wirksamste Mittel zu seyn scheinet, ihn abzuhalten; so ist nichts anders übrig, als daß man sich auf die Erde legt, und ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Ist alsdann der Löwe nicht außerordentlich hungrig; so geht er ernsthaft vorüber, als ob er mit der, seiner Gegenwart erwiesenen Ehrfurcht zufrieden wäre. *)

Daß die Löwen sich auf einen gewissen Grad sanftmüthig machen oder zähmen lassen, ist schon oben gesagt und aus vielfältigen Erfahrungen erwiesen. **) Wir haben selbst in Berlin vor wenigen Jahren einen Löwen in seiner ganzen Schönheit gesehen, und auf Befehl seines Herrn bald brummen, bald

*) S. Geoffroy l. c. p. 147.
**) Cf. Schreber l. c. p. 380.

halb brüllen gehöret. Unter den angeführten ridingerischen acht besondern Platten vom Löwen siehet man ebenfalls einen zahmen, in Stellungen mit seinem Wärter, die eben so viel Verwunderung, als Grauen erregen. Die Art, wie die Löwen in Indien gezähmet werden, hat Tavernier *) zu Chitpour selbst mit angesehen. Man führet sie auf einen Platz, wo sie durch einen Strick mit ihren Hinterfüßen an einen fest in die Erde getriebenen Pfahl so angebunden werden, daß es ihnen frei stehet, bis zu einer gewissen Strecke herum zu gehen. In dieser Entfernung wird ein Seil gespannet, bis an welches einige Leute hinzutreten, den Löwen mit Vorwerfung kleiner Steine und Stücken Holz zum Zorne zu reizen. Wenn er auf sie losfähret, springen sie zurück, und ein anderer ziehet auch den Löwen an einem, um seinen Hals gemachten Seil wieder zurücke. Diese Uibung wird so lange wiederholet, bis der Löwe vollkommen gezähmet ist, wozu ohngefähr fünf oder sechs Monate gehören.

Bei den zahmsten Löwen ist man immer noch mit Gefahren umringet, wenn man sie nicht

*) S. Tavernier Voy. aux Indes *L.* I. c. V. und Guyons Ostind. *p.* 113. not. †.

nicht in unzerbrechlichen Behältnissen eingesperret. Besonders hat man sich vor ihrem schmeichelnden Lecken wohl zu hüten. Ihre große, rauhe Zunge ist mit vielen spitzigen Erhöhungen bedecket, so hart, wie Horn, drei bis vier Linien lang, und gegen die Kehle zu gekehret. Das Lecken mit einer so gefährlichen Zunge ist fähig die Haut sogleich abzuschälen. So bald aber der Löwe Blut spüret, ist er gleich begierig es zu verschlingen. Herr Geoffroy erzählt hiervon ein sehr trauriges Beispiel.

Der Bediente von einem Franzosen hatte sich mit einem zahmen Löwen sehr bekannt gemacht, welcher in der Kammer seines Herren schlief, und gewohnt war, dem Diener zu liebkosen und ihn zu lecken. Man hatte diesen Menschen oft vor den traurigen Folgen, denen er sich aussetzte, gewarnet. Er stützte sich aber, taub gegen alle Warnungen, mit vollem Zutrauen auf die Sanftmuth und auf das schmeichelhafte Betragen dieses Thieres. Einst wurde sein Herr des Nachts durch ein Geräusch vom Schlaf erwecket und gereizt, sich in der Kammer umzusehen. Wie groß aber war sein Entsetzen, als er den Kopf seines Dieners zwischen den

Klauen

Klauen des Löwen erblickte, welcher den Körper schon ganz verzehret hatte. Schnell sprang er aus dem Bett, eilte nach seinem Kabinet, und rufte mehr Leute zu Hilfe, die den Löwen bei seiner schrecklichen Mahlzeit erschießen mußten. Ohnstreitig hatte der Löwe so lange den Bedienten geleckt, bis das Blut auf der Haut sich zeigte, und war dann durch seinen Blutdurst zu dieser Grausamkeit gereizet worden.

Plinius *) und nach ihm Guyon **) behaupten, daß die Löwen außer der Zärtlichkeit für ihre Jungen, auch eine besondre achtungsvolle Zuneigung für ihre alte und schwächliche Aeltern haben. So bald sie nämlich merken, daß diese, wegen ihres hohen Alters, nicht mehr im Stande sind, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, pflegen sie dieselben keinen Augenblick mehr zu verlassen; sondern für sie zu jagen, und sie durch ihr Brüllen zu benachrichtigen, wenn sie eine Mahlzeit für sie zubereitet haben. Ein Beispiel unter Thieren, das in der That, wenn es gegründet ist, wie sich vermu-

*) Plini H. Nat. L. IX. c. 1.
**) S. Guyons Ostind. p. 123.

muthen läßt, eine große Zahl undankbarer Menschenkinder aufs äußerste beschämen muß!

Andere Beispiele der Großmuth, Erkenntlichkeit und verschobnen Rache der Löwen sind in den Schriften der Alten, auch in Merkleins Thierreich p. 108. &c. nachzulesen. Ich begnüge mich hier nur einige Beispiele anzuführen. Das eine hat sich zu Florenz wirklich zugetragen. Ein Löwe war daselbst aus dem Thiergarten losgebrochen. Eine Frau, welche ihn mit Schrecken wahrnahm, flüchtete mit ihrem Kinde. Das Kind fiel und konnte leicht vom Löwen ergriffen werden. Die Mutter kehrete weinend, zitternd und erschrocken zurük, ihr Kind, wo möglich, zu retten. Der Löwe sahe das Weib scharf an, ließ aber die bestürzte Mutter mit ihrem Kinde davon gehen, ohne zu berühren *). Aehnliche Beispiele werden vom Pater Labat von Reisenden erzählet, welche von den Löwen blos scharf angesehen, übrigens aber frei vorbei gelassen worden. In solchen Fällen ist immer zu vermuthen, daß der Löwe nicht

*) S. Müllers Linn. Naturs. l. c. p. 231.

nicht von der grimmigsten Art, auch nicht vom Hunger sehr geplagt gewesen.

Ein Beispiel der Treue und Erkenntlichkeit eines Löwen ist sehr merkwürdig. Die Franzosen auf dem Fort Louis in Afrika hatten eine schöne Löwin, die nach Frankreich sollte verschicket werden. Das Thier war krank, und, weil man es für verloren schätzte, sterbend von den Ketten losgemacht und hinausgeschleppet. Als es da lag, kam ein Herr von der Jagd, und sah diese Löwin im Zustande der größten Schwäche, mit geschloßnen Augen vor sich. Er nahm sich des Thieres an, gab ihm etwas Milch ein, und es kam endlich dadurch wunderbar zu Kräften. Von dem Augenblick an hat es für seinen Wohlthäter so viel Zuneigung bewiesen, daß es ihm aus der Hand fraß, und ihm überall, wie ein Hund, mit einem blossen Strick am Halse nachfolgete. — Außerdem weiß man auch, daß die Löwen Beleidigungen von kleinen Thieren fast gar nicht achten, sondern großmüthig übersehen.

Wie weit man es übrigens in der Zähmung eines Löwen bringen könne, davon lesen wir an angeführtem Ort ein Beispiel; das der selige Herr Prof. Müller zu Erlangen selbst ehemals mit Schrecken und

Entsetzen gesehen, da nämlich ein Löwenführer, um die Zuschauer von der Gelassenheit seines Thieres desto lebhaber zu überzeugen, sich demselben auf den Rücken warf, mit seiner Hand ihm den Rachen aufsperrete, seinen Hut abnahm, und so den kahlen Kopf dem Löwen, einer halben Minute lang, in den Rachen steckte.

M.

Von

Von der Nutzung des Löwen.

Außer den Vortheilen, welche die Löwenführer sich von zahmen Thieren dieser Art, als einen reichlichen Lebensunterhalt, versprechen können, hatte man vor Zeiten, wie einige versichern, die Löwen auch bisweilen zur Jagd abgerichtet *). Von morgenländischen Fürsten wurden sie zur Pracht unterhalten **), und bei den alten Römern, wie die Geschichte meldet, überaus oft bei Thiergefechten mit aufgeführet ***). Ihre Haut war ehemals ein Schmuck der Helden. Die Afrikaner bedienten sich ihrer zu Bettdecken, die Europäer zu Pferdedecken, Riemenwerk und Fütterung der Kutschen. Die

*) S. All. Hist. der Reisen VII. Th. p. 480. Schreber l. c. p. 380.

**) S. Kämpfers Amoenit exot. Bell's Travels Vol. I. 102. und Schreber l. c.

***) S. Bockmanns de Hist. nat. veterum. p. 33.

Löwenhäute besitzen auch eine gewisse Kraft, welche lange Zeit unbekannt geblieben, und allen, die dergleichen in ihren Häusern haben, zur Nachricht dienen kann. Man hat nämlich befunden, daß alle Ratzen und Mäuse in der ganzen Gegend, wo man Löwenhäute aufbewahret, auf ewig vertrieben werden. Den Grund hiervon sucht man in der Abneigung, welche diese kleine Thiere gegen den Löwen haben *).

Das Fleisch der Löwen wird in der Barbarei sehr hoch gehalten, und mit dem Kalbfleisch an Farb und Geschmacke verglichen **) auch von den Mohren überhaupt für sehr gesund gehalten. Die Leute, die es geniessen, werden Agriophagi genennet ***)

Man findet bei diesen Thieren im Magen oft, wie bei den Kühen, gewisse Haarballen, welche wir Löwenballen, die Franzo=

*) S. Neues Hamb. Mag. XIV. Band. p. 516. Nouv. Relat. de l' Afrique occid. par le P. Labat. Mem. de Trevoux. Janv. 1729. p. 17. Gesellsch. Erzähl. Hamb. 1753. II. Th. p. 205. Berlin. Samml. IV. 482.

**) S. Shaw. *l.* c. Cf. Kolbe l. c. 4to. p. 317. VIII. Reise in das Südmeer. p. 170.

***] S. Merkl. *l.* c. p. 111.

zosen aber um ihrer Figur willen, Löwenäpfel (Pommes de Lion) nennen. Sie entstehen allmählig aus den Haaren, welche das Thier, wenn sichs mit seiner scharfen Zunge leckt, mit seinem Speichel zugleich verschlucket. Aus der Anhäufung dieser Haare bildet sich allmählig ein runder, dichter Körper, nicht völlig so hart, als ein Bezoar, von der Oberfläche des ganzen Umfanges bis auf den Mittelpunkt aus einem rothfahlen Haar gleichsam gewebet, so groß, als eine gekochte starke Eidotter. Ein solcher Löwenball ist ungemein rar, und wird so wohl um seiner Seltenheit, als besonders um der vermeinten besondern Eigenschaft willen, die Niederkunft gebärender Weiber zu erleichtern, in überaus hohem Werthe gehalten. Die Portugiesen und Spanier schätzen ihn deshalb über alles, was man ihnen sonst in dieser Absicht vorschlagen könnte. Sie lassen ihn aufs kostbarste in Golddrath, wie den Bezoar des Stachelschweins in Silberdrah, einfassen, um sich dessen im Nothfall mit vollem Zutrauen zu bedienen.

Diesen Löwenball pflegt man, wie den erwähnten Bezoar, einzuweichen, den Aufguß aber löffelweise den Gebärenden einzugeben, und ihm auch in der Bleichsucht lediger und verheiratheter Frauenzimmer, imgleichen bei Unordnungen im periodischen Geschäffte der Natur, vorzügliche Wirksamkeit beizulegen *)

Unter die andern Theile dieses Thieres, von denen man in der Arzneiwissenschaft einigen Nutzen sich versprach, gehörten das Herz, Blut und Fett. Das getrocknete, zu Pulver gemachte Löwenherz empfahl man wider die fallende Sucht und wider das viertägige Fieber. Die Dosis war 12 Gran oder ein halber Skrupel, entweder allein, oder mit einem hauptstärkenden Wasser vermischet. Vom getrockneten Löwenblut erwartete man eben diese Wirkung. Es wurde, von einem Skrupel bis zu einem Quentchen genommen, für schweißtreibend und

*] S. M. L. l. C. D. L. Analyse de plusieurs Polychrestes ultramarins &c. à Par. 1736. 8vo. p. 73. &c.

und dem Gifte widerstehend gehalten. Der Gebrauch des Fettes läßt sich noch am besten begreifen. Es ist erweichend, schmerzstillend und zertheilend, und wird als ein Linderungsmittel des Ohrenzwanges betrachtet, wenn man Baumwolle, die man hinein getunket, in die Ohren leget, oder einige Tropfen davon hineintröpfelt. Man reibt auch mit selbigem erfrorne Glieder, erweichet und zertheilet gefrorne Geschwülste; doch ist es bei solchen Uibeln schädlich, die mit Entzündung begleitet sind, weil es durch die Hitze des entzündeten Theiles bald scharf und fressend, also fähig wird, die Entzündung zu vermehren *)

Vom angepriesenen lächerlichen Gebrauch des Gehirns, der Lungen, der Leber, des Kothes, der Zähne, der Galle, der Haut u. s. w. des Löwen giebt uns D. Merklein ausführliche Nachricht; alle gerühmte Vortheile der sämtlichen vom Löwen genommenen Arzneimittel können uns aber auf keine Weise interessiren weil sie eines Theils

*) S. Geoffroy l. c. p. 148.

auf alten Aberglauben gegründet sind, andern Theils aber, wenn sie auch minder zweifelhaft wären, uns Europäern und besonders uns Deutschen gar nicht zu statten kommen könnten.

Ende des fünften Bandes.

Inhalt

des

fünften Bandes

der Naturgeschichte

vierfüßiger Thiere.

Fortgesetzte Geschichte der fleischfressenden Thiere.

	Seite
XXXVII. Das Meerschweinchen.	5
Anhang nach Hrn. d'Aubenton.	13
XXXVIII. Der Igel. — — —	17
a) Anhang nach Ebend. — —	31
b) Vom Nutzen der Igel. — —	38
XXXIX. Der Maulwurf. — —	41
a) Erster Anhang nach Hrn. d'Aubenton	56
b) Zweiter Anhang vom Begräbniß und von der Nutzung des Maulwurfs. — —	63
XL. Die Fiedermaus. — —	69
a) Erster Anhang. — — —	84
b) Zweiter Anhang nach Herrn d'Aubenton und andern. — — — —	88
I) Die eigentliche oder gemeine Fledermaus.	100
II) Das Langohr. Großohr. — —	103

Seite

III) Nächtliche Fledermaus oder die Speckmaus. — — — 107
IV) Der Spätling. — — — 109
V) Die Zwergfledermaus oder Pipistrelle. 111
VI) Das Kurzmaul, Barbastelle. — 113
VII.) Das Hufeisen. — — — 115
XLI. Der Bär. — — — 120
a) Anhang nach Herrn d'Aubenton und andern. — — — — 147
b) Zweiter Anhang von der Bärenjagd und Nutzung der Bären. — — — 158
XLII. Der weiße oder Eisbär. — — 169
Anhang. — — — — 182
XLIII. Der Biber. — — — — 186
a) Anhang nach Herrn d'Aubenton und andern. — — — — 228
b) Von der Nutzung des Bibers. — 238
XLIV. Der Wäschbär. Abspüler. Raton. 245
Anhang. — — — — 252
XLV. Das Nasenfret. Koati. — — 262
a) Anhang nach Herrn d'Aaubenton, 269
b) Der Frettbär. Narika Linn. — 273
XLVI. Das Ferkelkaninchen. Aguti. — 279
Anhang nach Herrn d'Aubenton und andern. — — — — 287
XLVII. Der Löwe. — — — — 293
Anhang nach Hrn. d'Aubenton und andern. 333
Von der Nutzung der Löwen. — — 355

Nach-

Nachricht an den Buchbinder.

Die zu diesem Bande gehörigen Kupfertafeln werden folgenden Seiten gegenüber beigeheftet.

Tab.			Seite.
LXXXI	—	—	5
LXXXII	—	—	17
LXXXIII	—	—	41
LXXXIV	—	—	100
LXXXV, LXXXVI, LXXXVII, LXXXVIII	alle viere nach		118
LXXXIX, XC	—	—	120
XCI	—	—	186
XCII	—	—	245
XCIII, XCIV	—	—	262
XCV	—	—	279
XCVI, XCVII	—	—	293

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc <<de>>, / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, / Otto, Bernhard Christian,

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 5

Troppau 1785

Bamberg, Staatsbibliothek -- Lyc.o.183(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11731929-3
VD18 80114083